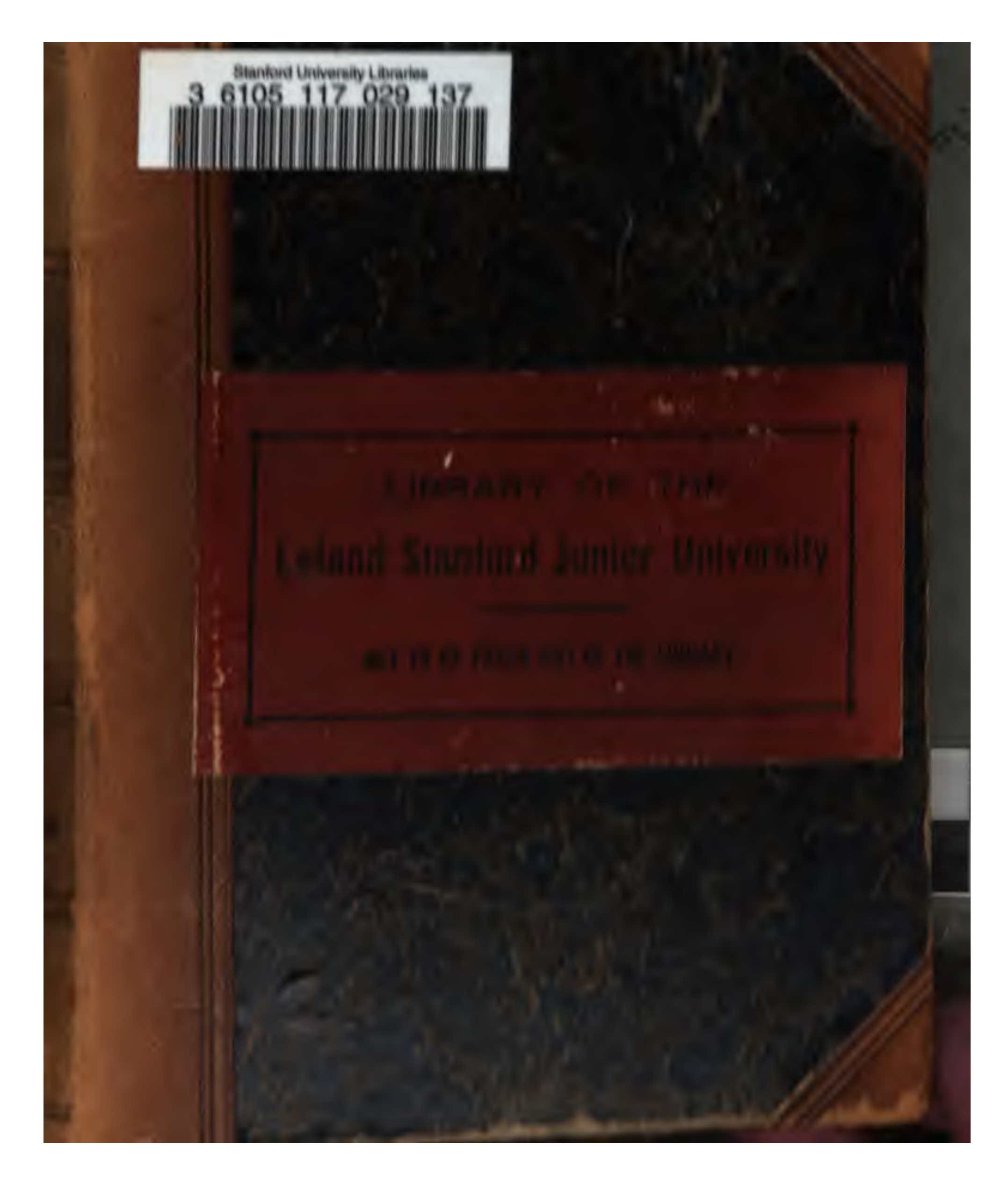
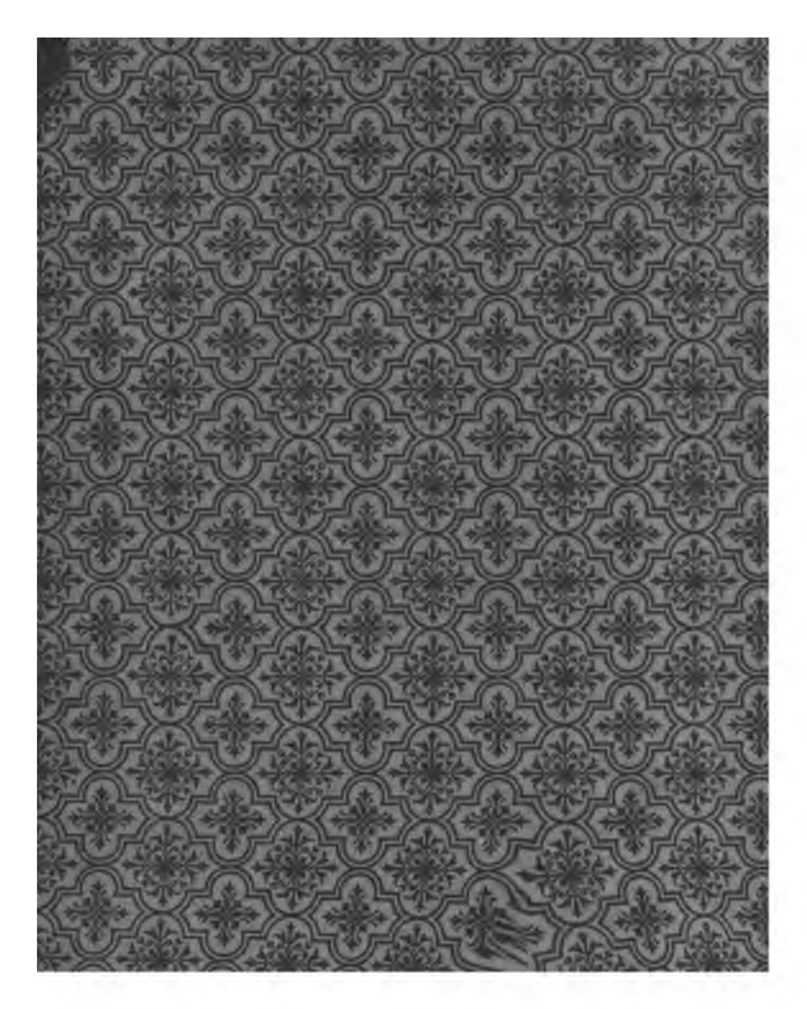
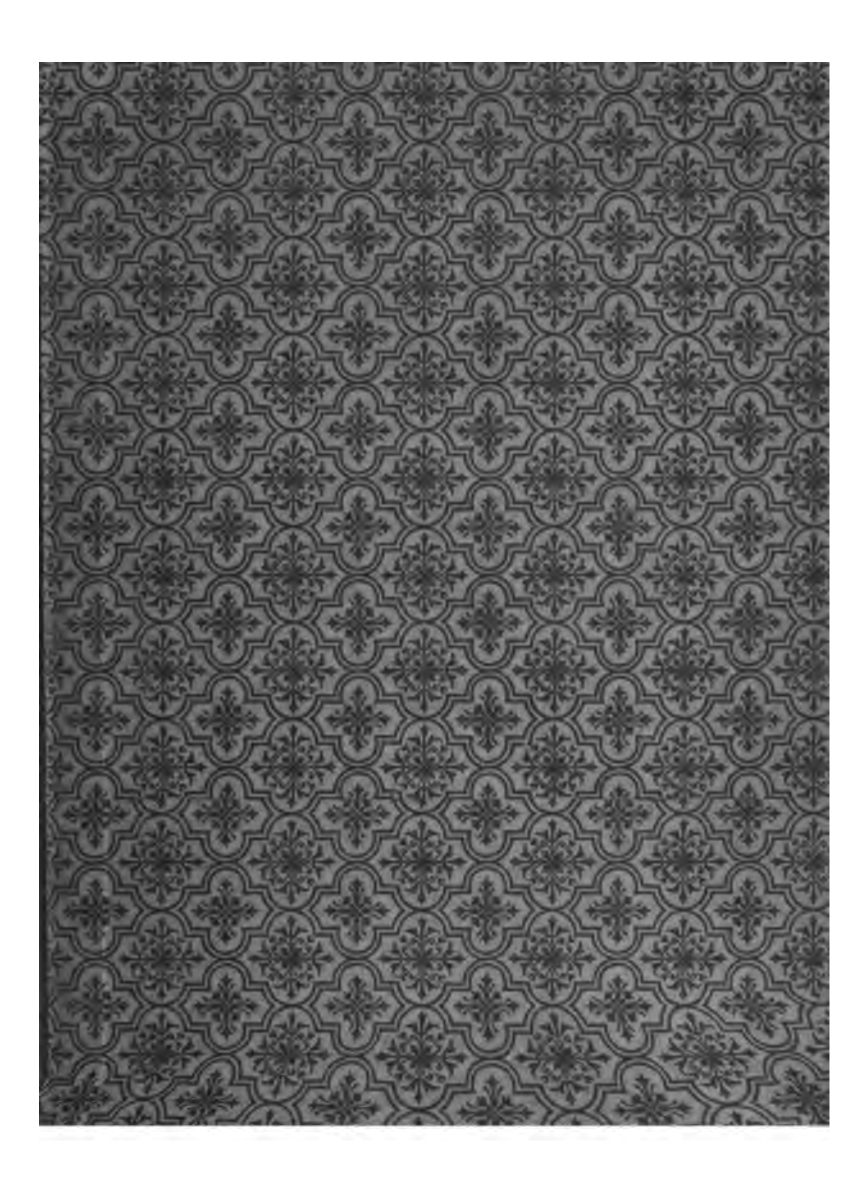
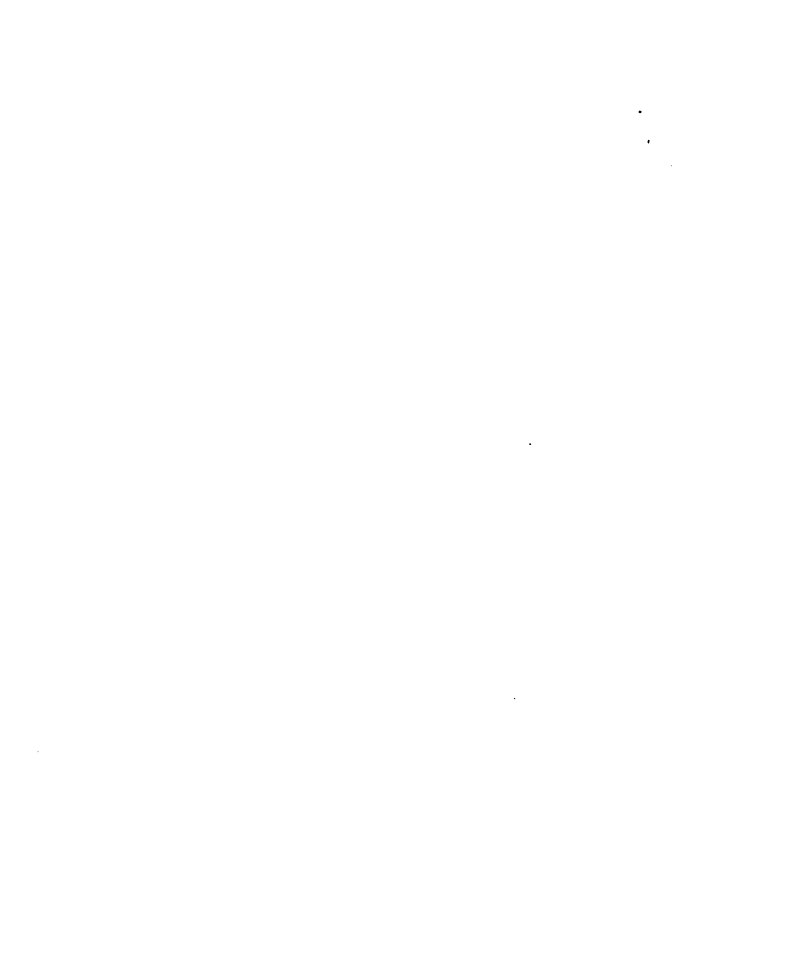

Stanford University Libraries
3 6105 117 029 137
LIBRARY OF THE
Leland Stanford Junior University





Schiller - Wallenstein

" - Maria Stuart.



Schillers Wallenstein.

Erläuterungen
zu den
Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

46. 47.

17. 18.

Wallenstein.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Schillers
Wallenstein.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Fünfte, neu durchgesehene Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1890.

Der, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

I. Entstehung.

Der nach dreijähriger Anstrengung endlich im Herbste 1785 vollendete Don Karlos ward, statt des Dichters Hoffnungen zu erfüllen, ihm mit Unlust belohnt, wie er von Weimar aus an Körner schrieb. Erschöpft von der langen Arbeit, unmuthig über den Mangel äußern Erfolges, mußte er zunächst auf Arbeiten bedacht sein, die ihm den nöthigen Erwerb und die Aussicht auf eine zukünftige Versorgung boten. So verband er sich denn mit Wieland zur Förderung von dessen deutschem Merkur und hielt sich an die schon begonnene Geschichte des Abfalls der Niederlande, die er rascher und mit geringerer Anstrengung als dichterische Werke fördern konnte. Doch bald bedrängte ihn der Widerstreit dieser Arbeit mit seiner auf den Schwingen der Einbildungskraft sich mächtig erhebenden Natur, ohne zu ahnen, wie diese Abhängigkeit von einem festen, nicht willkürlich zu gestaltenden Stoffe, den ihm die freilich im einzelnen sich vielfach widersprechende Ueberlieferung bot, eine nothwendige Vorstufe zu dem höhern Drama sei, das ihm den unverwelklichen Kranz gewinnen sollte. „Ich ringe mit einem mir heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoff“, schrieb er an Körner anfangs 1788, „dem ich Leben und Blüte geben

soll, ohne die nöthige Begeisterung von ihm zu erhalten. Die Zwecke, die ich mit dieser Arbeit finde, halten meinen Eifer noch so hin, und verbieten mir, auf halbem Wege zu erlahmen. . . . Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie. . . . Ist nicht das Gründliche der Maßstab, nach welchem Verdienste gemessen werden? das Unterrichtende, nämlich das, welches sich dafür ausgibt, von weit höherm Range als das bloß Schöne oder Unterhaltende? So urtheilt der Pöbel — und so urtheilen die Weisen." Als gleich darauf seine Einleitung des Abfalls im Januarhefte des Merkur erschienen war, äußerte er, mit jedem Tage sehe er, daß er für das Geschäft, welches er jetzt treibe, so ziemlich tauge, doch könne er nicht lange im Maschinengange eines soliden Geschäfts verharren. „Wie weit mich diese Art von Geschäftsthätigkeit führen wird, ist schwer zu sagen; aber mir schwant, daß, wenn sich meine Lust nach der Proportion, wie sie angefangen hat, vermehrt, ich am Ende dem Publizisten näher bin als dem Dichter, wenigstens näher dem Montesquieu als dem Sophokles — und dabei danke ich mit jedem Schritte dem Himmel für jede poetische Zeile, die ich mich zu machen nicht habe verdrießen lassen." Das Gefühl seiner dramatischen Kraft beseelte ihn noch so lebhaft, daß er im Eifer des Gespräches sich gegen Wieland anheischig machte, jede einzelne Szene aus jedem französischen Tragiker wahrer als diese zu dichten. Und als derselbe auf die in dieser Beziehung im Karlos begangenen Fehler hinwies, meinte er, aus diesen dreißig Bogen würde man gewiß sieben

von reiner Natur herausbringen, was bei irgend einem französischen Drama unmöglich wäre; Wieland möge ihm den Marquis Posa mit König Philipp in einer Szene so weit kommen lassen, ohne seinen Weg einzuschlagen, oder auch die dreizehn Blätter starke Szene zwischen Karlos und der Eboli in französischem Geschmack schreiben lassen und sehn, wer sie aushalte. Die ungeheure Arbeit des Materialiensammelns machte ihm doch Freude und die darauf verwandte Zeit hielt er nicht für verloren. Auf Körners Bemerkung, in der Einleitung des Abfalls habe er, was freilich dieser wohl zu vergeben sei, zu viel Schmuck verwandt, erwiderte er: es habe ihm hier schwer gehalten, sich von der Dichtersprache zu entwöhnen, doch hoffe er, die Geschichte selbst werde davon ganz rein bleiben. Neben dieser geschichtlichen Arbeit setzte er den Geisterseher fort und schrieb einige Beurtheilungen für die Literaturzeitung, doch gedieh damals auch eine seiner vollsten lyrischen Blüten zu rascher Entfaltung — er dichtete die Götter Griechenlands.

Nach der Mitte Mai wählte er zur Sommerfrische das Dorf Volkstädt bei Rudolstadt, wo er sich, wie später zu Rudolstadt selbst, des innigsten Zusammenlebens mit der lengefeldschen Familie erfreute. Hier wollte er neben der Vollendung des Abfalls und ein paar Aufsätzen auch ein Theaterstück schreiben; ob den Menschenfeind oder ein anderes Stück, das er an der Kunkel habe, ohne Zweifel die feindlichen Brüder, ließ er noch dahin gestellt: doch fehlten ihm zu lebhafter Ergreifung eines dramatischen Werkes Zeit und Ruhe.

Seiner Schulden sich durch Schreiben möglichst rasch zu entledigen, lag ihm vor allem am Herzen. „Gottlob, ich habe Muth", äußert er am 12. Juni gegen Körner, „und das wird

mir denn auch Succeß verleihen. Jetzt dank' ich dem guten Zufall, der mir den Geisterseher zuführte. Lache mich aus, so viel du willst, ich arbeite ihn ins Weite, und unter dreißig Bogen kommt er nicht weg. Ich wäre ein Narr, wenn ich das Lob der Thoren und Weisen so in den Wind schlüge. Göschen kann mir ihn gut bezahlen. Den Menschenfeind hab' ich auch wieder in den Vordergrund gerückt, und hoffe ihn auf den Oktober geendigt zu haben. Ich will mich nicht so sehr um Details bekümmern. Endlich kommt doch wohl eine Zeit, wo ich etwas ganz ohne Nebenrücksicht schreiben kann; für die nächsten Jahre genug, wenn ich nur nicht zurückgehe bei dem Publikum. Aber vorwärts muß es ja immer." Die Beendigung des ersten Theiles des Abfalls war ihm so sauer geworden, daß er eine kleine Pause machen mußte, in welcher er am Geisterseher fortfuhr und für den Merkur die Briefe über den Don Karlos begann, die den Charakter des Posa und den Einheitspunkt des Stückes behandelten. Der Mangel an Einheit im Karlos komme daher, schrieb er Körner, daß er sich zu lange mit dem Stoffe getragen, und zwar zu einer Zeit, wo eine bedeutende Entwicklung in ihm vorgegangen sei; ein dramatisches Werk könne oder solle nur die Blüte eines einzigen Sommers sein. Die Schuld, daß es mit dem Menschenfeind nicht recht vorwärts gehe, schob er auf seine ihn zu sehr auseinanderziehenden Journalarbeiten. Um ihn vorzunehmen, dürfe er kein Nebengeschäft haben; deshalb lasse er ihn wieder liegen. Einige kleine Schritte habe er darin vorwärts gethan; wenn er noch einmal daran gehe und ihn dreimal wieder weglege, so werde er wohl endlich zu einer gewissen Vollkommenheit gelangen. Eher wolle er keine Zeile an der Ausführung schreiben, bis er

mit dem Plane aufs genaueste in Ordnung sei und dieser Plan alle seine Forderungen erfülle. Schon seit einem halben Jahre, vertraute er dem Freunde, habe er ein anderes Sujet im Kopfe, das weit einfacher sei und durch eine feine Behandlung äußerst viel gewinnen könne. Daran wolle er sich jetzt machen, aber es erst einige Monate bei sich kochen lassen; der Stoff sei einer griechischen Manier fähig, und er werde ihn in keiner andern ausführen. Auch später gedenkt er seines schon in Rudolstadt „ausgeheckten“ (erfundenen) Schauspiels. Zur griechischen Einfachheit zog es ihn jetzt gegenüber dem frühern rhetorischen Pathos. In den beiden nächsten Jahren wollte er sich an die Alten allein halten; diese gäben ihm jetzt allein wahren Genuß; auch bedürfe er ihrer im höchsten Grade, um seinen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen angefangen habe. Gleich darauf versuchte er sich an einer metrischen Uebersetzung der Iphigenie in Aulis von Euripides. Die Arbeit, schrieb er, übe seine dramatische Feder, führe ihn in den Geist der Griechen hinein und werde, wie er hoffe, ihm unvermerkt ihre Manier geben. Ein episches Gedicht von Friedrich dem Großen, das ihm Körner vorgeschlagen hatte, sei für ihn noch sechs bis acht Jahre zu früh; vorerst müsse er durch einige vollendete poetische Werke und ein paar gute historische Versuche die Erwartung des ganzen deutschen Publikums von sich genug erhöht und verbessert haben, um von seiner Seite etwas Großes zur Beförderung einer solchen Nationalangelegenheit hoffen zu können. Doch im Grunde mochte der große Preußenkönig ihn nicht begeistern. Ein höchst bedeutendes lyrisches Gedicht, die Künstler, hatte er noch zu Rudolstadt begonnen.

Der November führte ihn nach Weimar zurück, wo er nach Vollendung der Iphigenie die Phönizierinnen desselben Euripides übersetzte; von diesen wollte er zum Agamemnon des Aeschylus, „einem rechten Leckerbissen", sich wenden und diesen mit größerm Fleiß ausarbeiten.

Unerwartet schnell, noch vor dem Ende des Jahres, entschied sich seine Anstellung als Professor in Jena, wobei ihm selbst sehr übel zu Muthe war, doch sollte diese Stelle ihm die Aussicht zu einer künftigen bessern Versorgung eröffnen. Mit Recht meinte er, die Nothwendigkeit, sich jetzt ernstlich auf die Geschichte zu werfen, bringe ihn schneller zu einem gewissen Vorrath von Begriffen, werde ihm auch später geschichtliche Arbeiten erleichtern. Besonders wollte er die deutsche Geschichte aus den Quellen genau studiren. Rasch mußte er den Geisterseher eben in dem Augenblicke abzuschließen suchen, wo er ihm lieb zu werden anfing, und sich der Geschichte widmen, als er die größte Versuchung zu einem Schauspiel fühlte. Am 2. Februar 1789 klagt er: „Jetzt quält es mich schon fast den ganzen Winter, daß ich mich nicht an das Schauspiel machen kann, das ich in Rudolstadt aushecke. Es würde mich glücklich machen — und das, was mich jetzt beschäftigen soll, vielleicht Jahre lang beschäftigen muß, ist von dem Lichtpunkte meiner Fähigkeiten und Neigungen so himmelweit entlegen. Daß ich über dieses Hinderniß siegen werde, glaube ich wohl, aber ob mir auch wohl dabei sein wird, ist eine andere Frage. Das ist indessen richtig, daß diese Diversion, besonders wenn sie einige Jahre dauert, einen sehr merklichen Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird, und, wie ich doch immer hoffe, einen glücklichen. Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich

ein Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließend der Medizin widmete, so war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber. Was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage und Fertigkeit Fremdes und Neues pfropfen mag, so wird sie immer ihre Rechte behaupten; in andern Sachen werde ich nur insoweit glücklich sein, als sie mit jener Anlage in Verbindung stehen; und alles wird mich am Ende wieder darauf zurückführen.“ Die lyrische Dichtung, auf die ihn Körner hinwies, erklärte er damals für die kleinlichste und auch undankbarste von allen; die Zeit und Mühe, welche ihm seine Künstler gekostet, schrecke ihn auf viele Jahre davon ab. Im Dramatischen dagegen wolle er es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Freilich mit Goethe könne er sich nicht messen, wenn dieser einmal seine ganze Kraft anwenden wolle, da er weit mehr Genie und Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und dazu einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn habe, der ihm ganz abgehe. Er selbst habe sich ein eigenes Drama nach seinem Talente gebildet, welches ihm eben durch seine Eigenthümlichkeit einen gewissen Vorzug gebe; wolle er in das natürliche Drama einlenken, so fühle er sehr lebhaft, wie weit er hinter Goethe und vielen andern frühern Dichtern zurückstehe. „Deswegen lasse ich mich aber nicht abschrecken; denn eben je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente oder Erforderniſſe mir fehlen, so überzeuge ich mich desto lebhafter von der Realität und Stärke desjenigen Talents, welches, jenes Mangels ungeachtet, mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der andern nicht so weit

bedecken können, als geschehen ist, und es überhaupt nicht so weit bringen können, um auf *Köpfe* zu wirken. . . . Mein nächstes Stück, das schwerlich in den folgenden zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall wählen ließ, aufs äußerste embarassirt, weil die Komposition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten. Einen solchen [*die feindlichen Brüder*] habe ich in petto, und damit werde ich auch debütiren. *Der Menschenfeind* ist mir zu verwickelt und zu schwer, als daß ich die neue Manier daran zuerst versuchen könnte; aber vielleicht gründet der *Menschenfeind* einmal meinen ganzen Kredit."

Die nächste Zeit, die Uebersiedelung nach Jena und die seiner Seele einen ganz neuen Halt bietende Verheiratung, war für seine Dichtung, da er sich fast ausschließlich den geschichtlichen Vorlesungen widmen mußte, ohne unmittelbare Bedeutung, doch auch unter dieser ihm widerstrebenden Beschäftigung drängte sich das Bewußtsein seines dichterischen Berufes immer wieder hervor, ja um so lebendiger, je mehr er sich gerade von dieser Thätigkeit ausgeschlossen sah. Kurz vor seiner Vermählung (anfangs 1790) hören wir ihn Körner vertrauen: „Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben gibt sie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schicksal; ich könnte mich, auch wenn ich noch

so sehr wollte, von dieser Bestimmung nie weit verlieren.“ Was er zunächst zu betreiben hatte, die Vorlesungen, die Beiträge zu seiner wieder in Gang gebrachten Zeitschrift Thalia und die Sorge für seine Sammlung übersetzter Memoiren, alles dies gab seinem Geiste keine volle Befriedigung. „Es wird mir nicht eher wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann“, äußerte er Ende März 1790. „Das epische Gedicht will mir nicht aus dem Kopfe; ich muß einmal dazu Beruf in mir haben. Vor einiger Zeit konnte ich der Versuchung nicht widerstehn, mich in achtzeiligen Stanzen zu versuchen. Ich übersetzte etwas aus der Aeneis, fertig ist aber noch nichts; denn es ist eine verteufelt schwere Aufgabe, diesem Dichter wiederzugeben, was er nothwendig verlieren muß.“ Die Fortsetzung des Abfalls der Niederlande hatte er aufgegeben, weil der erste Theil ihm selbst nicht mehr genügte. Nicht allein widerstand ihm das Zusammentragen des Materials aus den Quellen, es quälte ihn auch das Gefühl, daß er seine eigenen Ideen zu sehr hineingetragen, der Dichter den Geschichtschreiber überflügelt habe. Einen für seine Darstellung glücklichern Stoff bot ihm der dreißigjährige Krieg, dessen Geschichte er auf den Wunsch des Buchhändlers Göschen zum nächsten historischen Kalender für Damen begann. Dieser Krieg hatte ihm schon im Frühjahr 1786, wo er Rambachs Uebersetzung von Hyacint Bougeants Schilderung desselben in die Hände bekommen, den Kopf warm gemacht, da diese Zeit des höchsten nationalen Elends ihm auch die glänzendste menschlicher Kraft schien. Wahrscheinlich hatte ihn auch die vom Uebersetzer in der Vorrede versuchte Charakteristik und Lebensskizze Wallensteins angezogen, wohl noch mehr die „Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn oder Szenen aus dem

dreißigjährigen Kriege". In diesem von Benedikte Naubert namenlos 1788 herausgegebenen geschichtlichen Roman waren die Hauptpersonen des Krieges so glücklich geschildert, daß die „allgemeine Literaturzeitung", an welcher Schiller selbst mitarbeitete, im Juniheft desselben Jahres eine Geschichte des ganzen Krieges in dieser Manier wünschte.*) In dieser Darstellung des großen deutschen Krieges zeigte Schiller bereits eine ruhigere Betrachtung der Dinge, wenn er diesen auch irrig als bloßen Religionskrieg faßte. Leider mußte er sehr rasch arbeiten und das Streben nach lebhafter Darstellung und dramatischer Wirkung schädigte oft die Wahrheit. Die Neigung zur Dichtung,

---

*) Die selbst in das Konversationslexikon unter Naubert übergegangene Behauptung, Schiller habe im Wallenstein manches, sogar wörtlich, aus diesem Roman benutzt, muß ich nach genauer Prüfung als haltlos bezeichnen. Schiller stimmt nur in den Punkten damit überein, welche beide aus der Geschichte genommen haben. Bloß eines könnte, wenn auch unbewußt, aus der Darstellung der Naubert ihm vorgeschwebt haben. Die amazonenhafte Thekla kommt nach Pilsen zu Wallenstein, von wo sie durch einen jungen Grafen von Eggenberg, dem sie einmal das Leben gerettet hat, zu ihrem Vater nach Eger gebracht wird, wohin später auch Wallenstein kommt. Es entspinnt sich ein Liebesverhältniß. Theklas Vater gibt endlich die Einwilligung zu der Verbindung mit dem jungen Grafen; dieser aber wird von seinem Oheim, dem Fürsten von Eggenberg, der ihn von Wallenstein trennen will, nach Wien gefordert und dort zurückgehalten. Dieses könnte zur Dichtung des Verhältnisses zwischen Thekla und Max eine entfernte Veranlassung gegeben haben: aber man sollte glauben, in solchem Falle würde Schiller, um eine Erinnerung an den vielgelesenen historischen Roman der Naubert zu vermeiden, gerade den Namen Thekla vermieden haben. Auch der Gedanke, daß der junge Graf Wallensteins Gattin in Wien förderlich sein könnte, erinnert an die ähnliche Aeußerung der Herzogin bei Schiller (Wallensteins Tod III, 23), aber ohne daß deshalb an eine Entlehnung zu denken wäre. Zur Darstellung der Sitten und des Lebens der Zeit hat Schiller nichts von der Naubert genommen, noch weniger irgend eine Stelle derselben wörtlich verwandt.

insonderheit zum Drama, trieb ihn, neben seiner Hauptvorlesung über Universalgeschichte, zu einer öffentlichen über die Tragödie, wobei er, da er ganz selbstständig verfuhr, zu seinen mancherlei Erfahrungen und den Beobachtungen, welche ihm die tragischen Meisterwerke boten, allgemeine philosophische Regeln, ja vielleicht ein Grundgesetz zu finden suchte. Anfangs September beendigte er den ersten Theil des dreißigjährigen Krieges, worin ihn besonders die Persönlichkeiten Gustav Adolfs und Wallensteins angezogen. Die Vollendung des Menschenfeindes gab er im Herbste ganz auf, und so erschien das Vollendete als Bruchstück in der Thalia. „Für die tragische Behandlung ist diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch", schrieb er den 26. November an Körner. „Ich würde einen äußerst mühseligen und fruchtlosen Kampf mit dem Stoffe zu kämpfen haben, und bei aller Anstrengung doch verunglücken. Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden, und [wie im Karlos] meine beste Kraft in einem vergeblichen und mir nie gedankten Streit mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu verschwenden. Ueberhaupt, wenn ich mich mit einem alten oder neuen Tragiker jemals messen soll, so müssen die Umstände gleich sein, und nichts muß der tragischen Kunst entgegenarbeiten, wie es mir bisher immer begegnete. Das Arbeiten im dramatischen Fache dürfte überhaupt noch auf eine ziemlich lange Zeit hinausgerückt werden. Ehe ich der griechischen Tragödie durchaus mächtig bin und meine dunkeln Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein. Außerdem muß ich doch die historische Wirksamkeit so weit treiben,

als ich kann, wärs auch nur deswegen, um meine Existenz bestmöglichst zu verbessern. Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden kann; und dem ersten müssen sich doch auf jeden Fall Aussichten eröffnen."

Aber wie anders sollte und mußte es kommen! Schiller hatte den Plan zu einem deutschen Plutarch, einer Reihe von Lebensbeschreibungen, gefaßt, von der er jährlich zwei Bändchen mit der gehörigen Muße ausarbeiten wollte; von dieser Arbeit, die alle seine Fähigkeiten beschäftigen werde, hoffte er einen großen Erfolg. Sehr begierig war er auf das, was der Koadjutor Karl von Dalberg in Erfurt, von welchem er eine würdige Versorgung für die Zukunft hoffte, dazu sagen werde; freilich wolle dieser ihn nicht von der Poesie, besonders nicht von der dramatischen, verschlagen wissen, doch werde sich beides wohl vereinigen lassen. Gleich darauf besuchte Schiller diesen zu Erfurt, wo er leider von einem heftigen Katarrhfieber befallen wurde, von dessen Folgen er nie ganz genesen sollte. Hier scheint ihm nach mancherlei vertrauten Gesprächen mit Dalberg endlich der Gedanke aufgegangen zu sein, den Wallenstein, der ihm durch seinen dreißigjährigen Krieg so nahe getreten war, zum Helden seines nächsten Dramas zu machen. Den 12. Januar 1791 (Tags vorher war er nach Jena zurückgekehrt) schrieb er an Körner: „Es ist mir jetzt wieder noch einmal so wohl; denn seit meiner erfurter Reise bewegt sich wieder der Plan zu einem Trauerspiel in meinem Kopfe, und ich habe einen Gegenstand für abgerissene poetische Momente. Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre; endlich hat sich eins gefunden, und zwar ein historisches." Dieser

Gegenstand war, abgesehen von ein paar politisch-dramatischen Versuchen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges selbst, schon 1783 in einem zu Gotha erschienenen Trauerspiele behandelt worden, und vier Jahre später hatte G. A. von Halem ein sich sehr zersplitterndes prosaisches Schauspiel geliefert, das mit dem Versuche begann, Wallenstein von neuem zur Uebernahme des Oberbefehls zu bestimmen.*) Aber diese Vorgänger dürften ihn weniger zu seinem Plane bestimmt haben, als J. Chr. Herchenhahns neuer geschichtlicher Versuch in der „Geschichte Albrechts von Wallenstein des Friedländers", die in zwei Bänden zu Altenburg 1790 und 1792 erschien. Leider kehrte bald darauf Schillers Uebel in heftigster Weise zurück, von dessen Folgen er sich nur langsam erholte. Allen öffentlichen Vorlesungen mußte er entsagen, doch hoffte er im nächsten Winter auf seinem Zimmer vor wenigen Zuhörern über Aesthetik lesen zu können. Die Nebenstunden wollte er zu derartigen Ausarbeitungen für die Thalia bestimmen, wie über die Theorie der Tragödie, und, um sich ein rechtes Fest zu machen, dem Plan zu seinem neuen Trauerspiel nachdenken, der ihn, wie er am 22. Februar schrieb, seit einiger Zeit sehr beschäftigte. Der Koadjutor nahm an diesem lebhaften Antheil, mahnte ihn aber, vorab seine Kräfte sehr zu schonen. „Der Tod Walsteins ist ein großes Thema für ein Trauerspiel. Die Umständen (so!) damaliger Zeit, die Schillers Geist in einem Brennpunkt zusammenziehen werden, interessiren jeden Deutschen. Unbändige Leidenschaften mit eiserner, kolossaler Charaktergröße machen Walstein zu einer

*) Vgl. über dieses Drama, von welchem das deutsche Museum bereits 1785 (I, 369—417) die ersten vier Szenen gebracht hatte, F. W. Wex im Weimarischen Jahrbuch V, 67 ff.

höchst dramatischen Figur. Professor Dominikus [Dalbergs täglicher Tischgenosse]*) sucht alles auf, was auf Walstein Beziehung hat, und wird ehestens schreiben." Davon, daß Schiller durch Dominikus auf besondere Quellen hingewiesen worden, wissen wir nichts. Bei seiner gebrochenen Gesundheit konnte der Dichter im Laufe des Jahres nur weniges zu Stande bringen; er vollendete die Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneis, führte auch die des vierten aus. Als er im Oktober, um sich den griechischen Stil anzueignen, an den Agamemnon des Aeschylus gehn wollte, meinte Körner, er könne auf kürzerm Wege zu dem gelangen, was eigentlich den Werth des griechischen Stils ausmache. Nach den vortrefflichen Stanzen seiner Uebersetzung sollte er jetzt ein großes episches Gedicht unternehmen, wozu er ihm die Erziehung des Menschengeschlechts, eine Art Philosophie der Geschichte, vorschlug. Schiller nahm sich wirklich vor, einen Versuch im Epos zu machen, sobald die Wiederkehr seiner Gesundheit es gestatte, da er alles dazu Nöthige besitze, Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung; nur fehle es ihm an Kenntnissen, die ein homerisirender Dichter nothwendig brauche, um ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfassen und darzustellen. Als epischer Held stand Gustav Adolf, den er in seinem dreißigjährigen Kriege so hoch gefeiert hatte, ihm allen voran; bei diesem gatte sich noch am meisten poetisches Interesse mit nationalem und politischem, und er könne sich dabei seiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen. Gleich darauf begann er für die Thalia den Aufsatz

*) Von ihm war auch wohl die Angabe, welche die erfurter Zeitung im Jahre 1791 brachte: „Von Herrn Hofrath Schiller haben wir ein neues Schauspiel zu erwarten."

über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, auf den die kantischen Ideen sehr bedeutenden Einfluß übten; denn Kant hatte er sich jetzt fast ausschließend zugewandt, ja er wollte seine Philosophie, sollte ihm dies auch drei Jahre kosten, nicht eher verlassen, bis er sie ganz ergründet habe. Da erlitt er einen neuen heftigen Krankheitsanfall. Als er sich davon zu erholen begann, ging er an den zweiten Theil des dreißigjährigen Krieges, der ihm jetzt seines Wallenstein wegen noch bedeutender geworden war. Daneben bereitete er sich mit besonderm Eifer zu den ästhetischen Briefen für den Prinzen von Augustenburg vor, an welchem er einen so großmüthigen Gönner gewonnen hatte. Ueber beides besprach er sich mit seinem Freunde Körner, den er im April 1792 besuchte. Einige Zeit nach seiner Rückkunft, am 25. Mai, schreibt er diesem: „Der dreißigjährige Krieg ist seit einigen Tagen wieder angefangen, und es scheint, daß sich diese Arbeit leicht fördern wird, ohne mir zu viel Anspannung zu kosten. ... An die ästhetischen Briefe habe ich, wie du leicht begreifen wirst, jetzt noch nicht kommen können, aber ich lese in dieser Absicht Kants Urtheilskraft wieder. ... Baumgarten [dessen von Kant zu Grunde gelegte Aesthetik] will ich auch noch vorher lesen.“ Aber die philosophischen Betrachtungen vermochten ihn nicht ganz zu fesseln, der dichterische Drang forderte sein Recht. „Ich bin jetzt voll Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen; besonders juckt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie; die Kritik

muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgebildeten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken. . . . Mich kann oft eine einzige, und nicht immer eine wichtige, Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So wars beim Karlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas besser zu gehn; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke." Unmöglich konnte er Körners wohlgemeinten Rath befolgen, gleich, um sich Muth zur Arbeit zu machen, eine Szene des Stückes auszuführen, da die geschichtliche Arbeit fast seine ganze, durch häufiges Unwohlsein unterbrochene Zeit in Anspruch nahm. Als er damit zu Ende gekommen, schrieb er (den 21. September) an Körner: „Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt, oder die einen andern Ursprung hat als Liebhaberei und Neigung." Mit Wallensteins Tod hatte seine Lust an der Arbeit aufgehört, und er darum den weitern Verlauf des Krieges kurz abgethan. Die Musen, welche er durch diese geschichtliche Arbeit gröblich beleidigt zu haben glaubte, wünschte er jetzt

durch ein Gedicht zu versöhnen, da er sich noch vor einem größern Ganzen fürchtete: doch dazu kam er nicht. Er entwarf den Plan zu einem großen Journal, das ihm und Körner ohne übergroße Mühe eine sehr beträchtliche Einnahme verschaffen sollte, besonders aber zog ihn die Aesthetik an, über welche er im Winter zu lesen gedachte. „Jetzt stecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft", schreibt er Mitte Oktober. „Ich werde nicht ruhen, bis ich diese Materie durchdrungen habe, und sie unter meinen Händen etwas geworden ist. Auch ist es nöthig, daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel völlig gerecht bin, und auch um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können." Die ästhetische Vorlesung nahm ihn bald ganz in Anspruch, ja er fand dazu kaum die nöthige Zeit, da er seiner schlaflosen Nächte wegen Vormittags schlafen mußte. Schon am 21. Dezember theilte er Körner seine Absicht mit, Ostern 1793 mit einem Gespräch Kallias oder über die Schönheit hervorzutreten, das, da er die meisten Meinungen über den objektiven Begriff des Schönen besprechen und seine eigenen Sätze an einzelnen Fällen veranschaulichen wolle, ein ordentliches Buch werden würde; das Kunstmäßige der Form erhöhe seinen Antheil an der Behandlung. „Zu etwas Poetischem", fügte er hinzu, „fehlt es mir diesen Winter mehr an Zeit, als es mir vielleicht an Begeisterung fehlen würde, wiewohl ich gestehn muß, daß der noch so zweifelhafte Zustand meiner Gesundheit mein Gemüth zwar nicht niederdrückt, aber doch auch nicht unbefangen genug sein läßt. Nur diesen Winter laß mich überstehn, so wird auch für meinen Geist viel gewonnen sein."

Die Untersuchungen über das Schöne führten ihn das nächste Jahr in ein weites Feld. Seine Ergebnisse über das Wesen der Schönheit theilte er brieflich Körner mit, der ihn durch sein verständiges Eingehen sehr förderte. Daneben hatte sich jetzt in ihm der Plan zu einer lyrischen Theodicee und einem andern Gedichte gleichfalls philosophischen Inhalts gebildet; beide wollte er der zunächst beabsichtigten Sammlung seiner Gedichte einverleiben. Trotz seiner elenden Gesundheit, die durch ein paar neue Anfälle gestört wurde, hielt er sich an seine Schönheitslehre, worin er immer neue wichtige Aufschlüsse gewann. Schon im April zog er in seinen Garten, wo er zunächst seine Gedichte einer strengen Durchsicht unterwarf und den bedeutenden Aufsatz über Anmuth und Würde für die Thalia schrieb. Als er diesen am 20. Juni Körner übersandte, wollte er seine Zergliederung des Schönen in Briefe an den Prinzen von Augustenburg einkleiden, mit dem er darüber schon in Verbindung stand. Zunächst begann er seine Ansicht über das Schöne der Kunst Körner ausführlich mitzutheilen. Die beabsichtigte Zusammenkunft mit diesem einzig vertrauten Freunde sollte leider nicht zu Stande kommen.

Im August begab er sich mit seiner Gattin, über deren leidenden Zustand er endlich beruhigt war, in seine schwäbische Heimat, wo ihn seine traurige Gesundheit zunächst wenig arbeiten ließ. „Nie war ich reifer an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten“, schrieb er den 4. Oktober an Körner, „und nie konnte ich wegen des elendsten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren. An größere Kompositionen darf ich gar nicht mehr denken, und ich bin froh, wenn ich nur von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden kann.“ Unter seinen

Plänen befand sich auch ein neues Drama, die Malteser, wozu ihm Vertots Histoire des chevaliers de Malte (1726), die er zum Karlos noch nicht benutzt hatte, den Stoff bot. 1791 hatte er seinem Verleger Crusius eine Uebersetzung Vertots verschafft, zu deren erstem Bande er im April 1792 eine Vorrede schrieb. Auf den Wunsch seines Freundes Haug, dem Buchhändler Cotta ein Werk in Verlag zu geben, erwiderte er am 30. Oktober: wenn seine Tragödie die Johanniter zu Stande komme, so würde er ihm diese überlassen können, doch nicht unter 30 Carolin, da eine Tragödie ihm drei- und viermal so viel Arbeit koste, als die beste historische und philosophische Schrift. So war Wallenstein, von dem unterdessen (1792) eine neue dramatische Darstellung in dem Trauerspiel „Waldstein Herzog Friedland“ von J. N. Komareck (auch in dessen 1793 erschienenen Schauspielen) versucht worden war, hinter den neuen Plan zurückgetreten: aber nur auf kurze Zeit. Sein zunächst begonnener Aufsatz über den ästhetischen Umgang machte dem Dichter oft große Freude; einen andern über das Naive hatte er für die Thalia im Sinne: doch von beiden zogen ihn bald wieder seine ästhetischen Briefe ab. Anfangs Februar 1794 war er darin bis zu der von aller Theorie unabhängigen Erzeugung des Originalschönen durch das Genie gekommen. Dann aber trieb es ihn zur Ausarbeitung des Plans von Wallenstein. „Nach und nach reift dieser doch zu seiner Vollendung heran“, vertraut er Körner am 17. März von Stuttgart aus, wohin er eben von Ludwigsburg gezogen war, „und ist nur der Plan fertig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen (Monaten?) ausgeführt sein wird.“ Sein Freund von Hoven will schon in Ludwigsburg „verschiedene eben fertig

gewordene Szenen" des Stückes in Prosa gegeben [illegible], was wohl auf getrübter Erinnerung beruht. Der Plan gerieth wieder ins Stocken, da den leidenden Dichter so manches [illegible].

Am 15. Mai kehrte Schiller nach Jena zurück, wo ihn der vertrauteste Umgang mit Wilhelm von Humboldt erwartete. Zunächst nahm ihn neben den Verhandlungen mit dem ihm so freundlich entgegengekommenen Cotta wegen der Horen das Studium Kants in Anspruch, über den er endlich einmal ins Reine kommen wollte, um seinen Weg in der Spekulation nicht immer mit unsicheren Schritten fortzusetzen. Noch am 20. Juli war dieses das einzige, was er anhaltend trieb. Tags darauf besuchte ihn Goethe infolge seiner Einladung zu den Horen, wo sie denn in einem höchst bedeutendem Gespräche sich ihre in der Hauptsache übereinstimmenden Ansichten über Kunst mittheilten. Bei Schillers kurzer Zusammenkunft mit Körner in Weißenfels Ende August muß auch Wallensteins gedacht worden sein. Nach seiner Rückkunft kam es zwischen den beiden Dichtern zu den lebhaftesten und anziehendsten ästhetischen Bekenntnissen. Schiller legte die letzte Hand an seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und ging an den Aufsatz über Natur und Naivheit; aber auch an den Plan seines Wallenstein wollte er, wahrscheinlich auf Körners Antrieb, wieder denken. „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange", bekennt er Körner am 4. September; „denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr

zu Rath zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der Karlos ekelte mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." Doch Körner meinte, es sei nur eine nordische Sünde, wenn er seine Phantasie durch Streben nach philosophischem Gehalt störe. Deshalb möge er sich nicht absichtlich mit Wallenstein beschäftigen, sondern es dem Zufalle überlassen, ob die Phantasie ihm von selbst genug dichterischen Stoff zuführe, dann würde schon die Liebe zum Gegenstande die Ausführung bewirken. Dagegen glaubte Schiller, der Plan könne nicht streng genug mit dem Verstande berechnet werden, ausführen müsse ihn die Imagination und die augenblickliche Empfindung; doch fürchte er gerade, daß die Einbildungskraft, wenn ihr Reich komme, ihn verlassen werde. Der Freund erwiderte, sein Genius lasse der Phantasie nicht Zeit, ihr Geschäft zu vollenden, es fehle ihm an Ruhe. „Eben deswegen sollst du jetzt noch nicht den Plan zum Wallenstein machen. Deine Ideale müssen erst eine vollendete Gestalt gewinnen, müssen mit allen ihren Eigenheiten leben, die deiner Phantasie vorschweben, alles Abstrakte muß in individuellen Formen erscheinen — dann erst ists Zeit an die Anordnung des Ganzen zu denken. Also noch einmal: ergib dich dem ruhigen Genuß des Schönen aller Art, laß deine Phantasie ungestört Schätze sammeln, und es wird sich ein Vorrath ansammeln, der deine Forderungen gewiß befriedigt."

Unterdessen hatte der Dichter sich nach Weimar auf Goethes Einladung begeben, in dessen Hause er vierzehn Tage in innigstem Austausche verlebte. Auch seine Pläne zu Tragödien theilte Schiller dem neugewonnenen Freunde mit. Diesen zogen besonders die Malteser an, zu deren rascher Vollendung er ihn zu bestimmen suchte, damit das Stück am 30. Januar zum Geburtstage der Herzogin aufgeführt werden könne. Den 2. Oktober äußerte dieser gegen Cotta: „Mein Schauspiel, hoffe ich, soll auch vor Ostern fertig sein und ein ganzes Monatstück der Horen einnehmen.“ Wallenstein war ganz zurückgelegt, aber auch die Malteser ruhten. Auf Goethes Mahnung vom 19., diesen manchmal seine Gedanken zuzuwenden, erwiderte er erst am 28.: gewiß werde er daran gehn, sobald er seine ästhetischen Briefe und einen Versuch über das Naive ausgearbeitet habe, was ihm den Rest des Jahres wegnehme; könne er das Stück demnach auch nicht auf den Geburtstag der Herzogin liefern, so denke er doch am Ende des Winters damit fertig zu sein. So war der dramatische Trieb augenblicklich geschwunden, das Stück blieb über den ästhetischen Arbeiten liegen. Zu seiner Freude bemerkte er, daß sein ästhetisches System sich einer Reife und innern Konsistenz nähere, die ihm Festigkeit und Dauer verheiße, zur Ausführung größere Leichtigkeit gebe.

Auch während der ersten Hälfte des Jahres 1795 nahmen ästhetische Arbeiten und sonstige prosaische Beiträge für die Horen seine durch häufiges Unwohlsein gestörte Zeit in Anspruch. Dann kam die Sorge für den neben den Horen übernommenen Musenalmanach, der ihn nach so langer Zeit wieder zur lyrischen Dichtung brachte. „Närrisch genug komme ich mir damit vor“, schrieb er den 4. Juli an Körner. Leider

hinderten ihn seine bösen Krämpfe die gute poetische Stimmung zu benutzen. „Indeß ist doch etwas geschehen, was fürs künftige Vertrauen gibt", berichtet er am 3. August. „Ich habe mich zwar, da meine Zeit für diese Arbeit zu strenge bestimmt war, nicht auf das weite Meer gewagt, sondern bin am Ufer der Philosophie herumgefahren; doch ist dadurch wenigstens der Uebergang zu einer freiern Erfindung gemacht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bleibe ich den Rest dieses Jahres, vielleicht noch den ganzen Winter, im poetischen Felde." Als Cotta ihn am 29. Juli bat, den Anfang des Wallenstein in die Horen zu geben, meinte Schiller, dadurch würde er dem Stücke großen Schaden thun, ohne sich weiter weder über diesen noch über die Malteser zu erklären. Von seinen Beiträgen zum Musenalmanach machte ihm besonders der Spaziergang große Freude, da er diesen unter allen seinen Gedichten für dasjenige hielt, worin sich die meiste poetische Bewegung bei strenger Zweckmäßigkeit finde. Darauf begann er den Aufsatz über das Naive. Doch auch die Malteser zogen ihn zuweilen an, da er diese durch den lyrischen Chor zu heben gedachte. „Wenn ich meinen Vorsatz mit dem Trauerspiele ausführe, wozu es jetzt das Anscheinen hat", heißt es am 5. Oktober in einem Briefe an Körner, „so habe ich Gelegenheit, in den Chören, die dazu kommen, die Macht dieser [der griechischen] Silbenmaße zu versuchen. Kannst du mir vielleicht einige gute Schriften über diesen Gegenstand zuweisen? Ich denke in der Tragödie die Ritter von Malta einen Gebrauch von dem Chor zu machen, der die Idee des Trauerspiels erweitern kann." Den 30. meldete er Cotta, in kurzer Zeit werde er an sein Schauspiel gehn, wobei dieser gegen Schillers Meinung zunächst an Wallenstein denken

mußte, von welchem zuletzt die Rede gewesen war. Sein ungeduldiges Verlangen nach den Maltesern sprach er auch in einem Briefe an Humboldt aus. Zuweilen traue er sich doch im Trauerspiele etwas zu, und besonders die Malteser dürften ihm am wenigsten mißlingen, da sie eine einfache heroische Handlung, eben solche Charaktere, und zwar lauter männliche, enthielten, und eine erhabene Idee, wie er sie liebe, darstellten; auch knüpften die Chöre, womit sie verbunden seien, schon eher an seine jetzige lyrische Stimmung an. Der Freund, der sich ausführlich über Schillers dichterische Begabung erklärte, verhieß ihm den schönsten, seiner würdigsten Kranz in der dramatischen Poesie, doch nur innerhalb gewisser Grenzen, vorzüglich in der einfach heroischen Gattung. Die Malteser hielt er für eine sehr glückliche Wahl, besonders augenblicklich; denn sonst sei der Wallenstein an sich bei weitem größer und tragischer, auch gewiß in dem Schiller bestimmten Kreise. Diesen aber nahmen vorab noch längere Zeit die ästhetischen Arbeiten für die Horen in Anspruch. Im November wies Goethe bei längerm Aufenthalt zu Jena ihn besonders auf griechische Literatur und Kunst wirksam hin; auch suchte er ihn zu den Maltesern aufzumuntern.

Als Schiller anfangs Januar 1796 seine ästhetischen Arbeiten für die Horen vollendet hatte, scheute er noch vor einem Drama zurück. Am 7. Januar äußerte er gegen Körner: „Zu einem Schauspiel kann ich nicht eher kommen, als bis ich sechs ganz freie Monate für mich voraussehe, welches in diesem Jahre, auch schon des neuen Musenalmanachs wegen, nicht wohl zu hoffen ist.“ In wie viel kürzerer Zeit hatte er früher den Wallenstein, später die Malteser ausführen zu können ge-

glaubt! Von Cotta am 14. an die Gesammtausgabe seiner Schauspiele gemahnt, antwortete Schiller, dieses Jahr werde er wohl nicht an die Redaktion des ersten Bandes kommen, dem er durch ein ganz neues Stück (man sieht, er wußte noch nicht bestimmt, welches) einen größern Werth geben möchte; da er vor dem Winter keine Zeit dazu habe, verschob er das Erscheinen des ersten Bandes auf Ostern 1797. Doch bald zog ihn das Drama wieder an. Lange schwankte er zwischen den Maltesern und Wallenstein. Den 18. März meldete er Goethe, er habe an seinen Wallenstein gedacht, sonst nichts gearbeitet. „Die Zurüstungen zu einem so verwickelten Ganzen, wie ein Drama ist, setzen das Gemüth in eine gar sonderbare Bewegung. Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, ist keine Kleinigkeit. Jetzt bin ich erst am Knochengebäude, und ich finde, daß von diesem, ebenso wie in der menschlichen Struktur, auch in dieser dramatischen alles abhängt. Ich möchte wissen, wie Sie in solchen Fällen zu Werke gegangen sind. Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne bestimmten und klaren Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.“ Am 21. vertraute er Körner, daß er sich für Wallenstein bestimmt habe. „Seit etlichen Tagen habe ich meine Papiere vor, weil ich doch schon manches, den Plan betreffend, darüber notirt, und ich gehe mit großer Freude und ziemlich vielem Muthe an diese neue Art von Leben. Von meiner alten Art und Kunst kann ich freilich wenig dabei brauchen, aber ich hoffe in der neuen nun schon weit genug zu sein, um es damit zu wagen. So viel weiß ich, ich bin auf gutem Wege,

und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe." Eingehender äußerte er sich gleichzeitig gegen Humboldt: „Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernste bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidieren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niederschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und echtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. . . . Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des einzelnen, jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichtum im einzelnen mit eben so vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen und das einzelne recht vordringen zu lassen. . . . Vordem habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probiren, durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) zu entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun fordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht und sie verunglückt physisch. Er ist im einzelnen nie groß, und im ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet alles auf die Wirkung und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er

will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. . . . Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt." Bei Humboldts Ankunft im August hoffte er mit dem Plan ziemlich zu Stande zu sein; damit sei die eigentliche poetische Arbeit vollendet. Am 23. ging er auf einige Wochen nach Weimar, wo Ifflands Gastspiel und die auf Goethes Wunsch unternommene Bühnenbearbeitung seines Egmont der eigenen dramatischen Muse eine gute Vorbereitung boten. Damals lieh er von der herzoglichen Bibliothek die Schrift Le soldat Suédois (1633) und die zu den Ortsangaben viel benutzte Topographia Bohemiae von Merian (1650). Den 22. April kam Körner auf ein paar Wochen nach Jena; mit ihm und dem sechs Tage später eintreffenden Goethe ward viel über Wallenstein verhandelt. Am 25. bat er den auf der leipziger Messe verweilenden Cotta, für ihn mehrere Karten zu kaufen, unter andern die Insel Malta, den pilsener Kreis in Böhmen und das Gebiet von Eger, die er zu den Maltesern und dem Wallenstein brauchte. Aber von allen dramatischen Planen zogen der Musenalmanach und Goethes Wilhelm Meister, dessen ernstliche Aneignung und Beurtheilung er sich zum Geschäft machte, ihn längere Zeit ab. Erst den 17. Oktober hatte er die Speditionsarbeiten für den Musenalmanach überwunden. Fünf Tage später machte er sich wirklich, wie sein Kalender verzeichnet, an Wallenstein, doch ging er, wie er am 23. Goethe meldete, noch immer darum herum und wartete auf eine mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfe. Das traurige Wetter drückte ihn wie den seit dem 5. nach Weimar zurückgekehrten Freund. Schon am 25. forderte Schiller seinen Verleger auf, sich nach Papier für den Wallenstein umzusehn, an den er jetzt mit

größter Lust gegangen sei; nächsten Sommer werde er ihn gewiß erhalten. Den 28. schrieb er an Körner: „Der *Wallenstein* beschäftigt mich jetzt ernstlich und ausschließend. Noch sehe ich zwar nicht auf den Boden, hoffe aber doch in höchstens drei Monaten des Ganzen ziemlich Herr zu sein, so daß ich an die Ausführung gehn kann. Diese ist alsdann die Arbeit von wenigen Monaten. Mir ist bei dieser neuen [dramatischen] Beschäftigung recht wohl, und ich glaube, daß ich lange dabei bleiben werde." Als der Freund verwundert war, daß er nach dem, was er über den *Wallenstein* schon gedacht, noch drei Monate zu brauchen glaube, ehe er zur Ausführung schreiten könne, antwortete Schiller: „Die Lektüre der Quellen zu meinem *Wallenstein* beschäftigt mich jetzt ausschließend; ich kann diesem Gegenstand schlechterdings nicht anders beikommen als durch das genaue Studium der *Zeitgeschichte*. Was ich sonst darüber gedacht und daran gebildet, hilft mir nicht sonderlich viel; ich bin erst jetzt mit den Anforderungen an diesen Stoff und mit den Schwierigkeiten dabei recht bekannt worden, doch hoffe ich sie glücklich zu überwinden." Einen genauern Einblick in Schillers Ringen mit dem ungefügen Stoffe eröffnet uns seine Aeußerung vom 28. November: „Ich brüte noch immer ernstlich über dem *Wallenstein*, aber noch immer liegt das unglückselige Werk *formlos* und *endlos* vor mir da. Du mußt aber nicht denken, als ob ich meine dramatische Fähigkeit, so weit ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte: nein, ich bin blos deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer, und die letztern strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der *Wallenstein* jetzt schon hat; aber

ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft leicht machen könnte. Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für einen solchen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaktion, und hat in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann: ein unsichtbares, abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vortheil des Poeten) viel zu kalte, trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. [Vgl. oben S. 26.] Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee; mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann: ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen, und eben so wenig das, wodurch er fällt; das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, wodurch er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel, und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch nothwendig nieder. Mit einem Worte, es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden, und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung kann ich ihn zu

einer schönen Tragödie machen. Du wirst dieser Schilderung nach fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sei, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sei aber unbesorgt! meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und ebenso wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff mußte es sein, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzug; denn ich traktire mein Geschäft schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt*), behandle ich alle übrigen, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers; und ich verspreche dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objektiven Verfahren war und ist mir das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich; denn ich mußte die Handlung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Lokal und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Klassen

*) Thekla und Max waren demnach schon damals in den Plan aufgenommen.

hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dafür bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlungen bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre. Auf dem Weg, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehn, daß mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht, wie ehemals, vor dem der Trunkenheit zu fürchten. Aus dem, was ich hier hingeworfen, kannst du dir wohl erklären, warum meine Vorarbeiten an dem Wallenstein für nicht viel zu rechnen sind, obgleich sie allein mich bestimmt hatten, dem Stoffe getreu zu bleiben. Sonst aber mußte ich die Arbeit als eine ganz neue traktiren, und du begreifst, warum ich keine schnelle Schritte machen kann. Dennoch hoffe ich in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß mich nichts an der Ausführung hindert. Freilich verspreche ich mir den Trost der Vollendung vor dem August des künftigen Jahres nicht. Bei euch also [er wollte im Sommer Dresden besuchen] werde ich auch des vollendeten Wallensteins, wie des Karlos, zuerst mich freuen, und ehe es dahin kommt, werde ich dir noch manche Aufmunterung dabei zu danken haben. Laß uns aber nun den Vertrag miteinander aufrichten, daß du es nie annehmen willst, wenn ich dich theilweise mit dem Stücke bekannt machen wollte. Leid

könnte mir einmal der Autorendrang kommen, und da hätte ich den wichtigsten Theil deines Urtheils mir geraubt, welches sich nur auf die klare Ansicht des Ganzen gründen kann. Ich werde es ebenso mit Goethe und Humboldt halten, und mir auf diese Art in eurem dreifachen Urtheile einen Schatz aufheben. Sollte dir irgend etwa ein Werk bekannt sein, das mir jene Art von Welt, militärische und politische, in einer anschaulichern Form näher bringen könnte, wie z. B. gewisse Memoires, so mache mich doch darauf aufmerksam. Ich muß die Notizen dieser Art so mühsam zusammenlesen, und finde beinahe doch nichts. Humboldt meint, ich solle den Wallenstein in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten; da ich ihn aber im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldten hierin zu folgen." Körner, der Schillers Wunsch nicht ganz richtig faßte, konnte ihm kein brauchbares Buch angeben; Büchertitel werde er in Menge in Gallettis Geschichte des dreißigjährigen Kriges (dem 1791 erschienenen Theile seiner Geschichte Deutschlands) finden. Besonders möge er geistvolle Geschichtschreiber studiren, die aus eigener Erfahrung einen Blick in das Innere der menschlichen Natur eröffneten, von welcher Art er nur zwei, Tacitus und Retz, kenne. Die Jamben würde er doch ungern entbehren.

Auch von Goethe war er zum Wallenstein getrieben worden. Schiller hatte gemeldet, daß er beim Studiren der Quellen in der Oekonomie des Stückes einige nicht unbedeutende Fortschritte gemacht, aber je mehr er seine Ideen über die Form

des Stückes rektifizire, um so ungeheurer erscheine ihm die zu beherrschende Masse, und er würde ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst nicht fortfahren können. Goethe freute sich innig der Beharrlichkeit des Freundes am Wallenstein und seines Glaubens an die Möglichkeit seiner Vollendung; denn nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müßten sie sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln. Noch am 18. November, zehn Tage vor dem ausführlichen Brief an Körner, hatte Schiller gemeldet: „Recht ungeduldig bin ich, mit meiner tragischen Fabel von Wallenstein nur erst so weit zu kommen, daß ich ihrer Qualifikation zur Tragödie vollkommen gewiß bin: denn wenn ich es anders fände, so würde ich zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil ich immer schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen, aber ich würde doch die Malteser noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organisation entschieden zur Tragödie qualifizirt sind.“ Am 28. bemerkte er dem weimarischen Freunde auf dessen großes Verlangen, seine Fortschritte im Wallenstein zu erfahren, nach einer ganz ähnlichen Ausführung, wie die oben mitgetheilte Erklärung an Körner: „Was die dramatische Handlung als die Hauptsache anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz parieren; es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödienökonomie hereinbegeben. Auch ist das *πρῶτον ψεῦδος* [der Grundfehler] in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche

Schicksal thut noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Mich tröstet hier aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Mensch, daß er zu Grunde geht." Mit Cotta, der sich „königlich" auf den Wallenstein freute, verhandelte er über die würdige äußere Ausstattung im Drucke; als Vignette sollte eine Nemesis gestochen werden, die auf die göttliche Rache deutete. Den Umfang des Stückes hatte er auf 17 Bogen großen Formats im Drucke von Goethes Großkophta, aber 24 Zeilen auf die Seite (zu 32 Buchstaben) berechnet.

Trotz der schlaflosen Nächte und des häufigen Unwohlseins ging die Beschäftigung mit Wallenstein stetig fort; die Erfindung gelang in allen Hauptpunkten. Den 13. und 14. Dezember ist er sehr emsig daran, ja er fühlt sich schon, obgleich der Plan im einzelnen noch nicht ganz vollendet ist, zur Ausführung getrieben, wie er bereits am 16. Goethe meldet, dem er es noch zwei Tage vorher verschwiegen hatte, weil er sich nicht recht traute. „Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter", schrieb er. „Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange, wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren, und ich überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehn lassen, und so wurden, ohne daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Szenen im ersten Akt gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger, und eins bringt das andere herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke ich soll der erste Akt, der auch bei weitem der längste wird [die jetzigen beiden ersten der Piccolomini], so weit fertig sein, daß Sie ihn lesen können. Denn ehe ich

mich weiter hinein wage, möchte ich gern wissen, ob es der gute Geist ist, der mich leitet; ein böser ist es nicht, das weiß ich wohl gewiß, aber es gibt so viele Stufen zwischen beiden." So war er also von dem Vorsatze, nur das vollendete Stück den Freunden vorzulegen, zurückgekommen, da er fühlte, daß er eines beifälligen Wortes zur Ermuthigung bedürfe. Nach reifer Ueberlegung war er „bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoffe auch viel mehr zusagt". Am 27. meldete er auch Körner, gegen den er, weil er zu tief in die Arbeit versunken war, einen Monat ganz geschwiegen hatte: er habe sich zur Ausführung gewandt, da der Plan selbst bis auf einen gewissen Punkt nur durch diese reif werden könne, das Stück, sollte es nicht kalt, trocken und steif werden, aus dem Leben selbst entspringen müsse. Mit dem ersten Akte, welcher der größte und wegen Anlage der Charaktere auch der schwierigste sei, werde er in einigen Wochen wohl fertig werden. „Mit Ende des zweiten Akts [der bis zum Ende des jetzigen vierten der Piccolomini reichen sollte] ist die ganze Exposition gegeben, und alle Charaktere, die bedeutendern ohnehin, eingeführt, so daß nach Beendigung dieser zwei ersten Akte die drei übrigen [jetzt das ganze zweite Stück mit dem fünften Akte des ersten] nur als die organische Entwicklung aus diesem stamen anzusehn sind. Ich bin mit dem bisher Geleisteten wohl zufrieden, und habe guten Muth wegen des Folgenden." Aber während der nächsten trüben und düstern Wintertage, wo er auch des theilnehmenden Zuspruchs des nach Leipzig gereisten Goethe entbehren mußte, wollte es nicht recht fort.

Mitte Januar 1797 besprach er mit dem auf einige Stunden ihn besuchenden Freunde das ihm auf dem Herzen liegende Stück sehr lebhaft, was seinen Muth wieder belebte. „Benutzen

Sie ja die besten Stunden, um die Tragödie weiter zu bringen", ermunterte ihn dieser am 18., „damit wir [bei dem bevorstehenden längern Besuche in Jena] anfangen können, uns zusammen darüber zu unterhalten." Den 23. meldet Schiller an Freund Körner, es gehe, obgleich kein Stillstand eingetreten, doch langsam, weil es des Stoffes gar zu viel gebe; sein Muth aber sei eher gewachsen als vermindert, da ihm schon so vieles gelungen und der Plan ihn noch immer mehr erwarten lasse. Daß es ein Ganzes werde, dafür stehe er, und auch in seinen einzelnen Theilen solle es leben. Tags darauf vertraute er Goethe, daß er gerade in der schwersten Krise sei*); jetzt sehe er klar, daß er ihm von der Arbeit nichts zeigen dürfe, bis er über alles mit sich selbst im Reinen sei und er, wenn auch nicht sein ganzes Stück, doch seine ganze Idee davon ihm vorlegen könne. „Mit mir selbst können Sie mich nicht einig machen, aber mein Selbst sollen Sie mir helfen mit dem Objekt übereinstimmend zu machen." Vor dem September glaubte er mit Wallenstein und dem daneben zu besorgenden Musenalmanache nicht fertig zu werden. Ein in seinem Hause herumgehendes Halsleiden störte ihn darauf länger als eine Woche. Dem Himmel werde er danken, äußerte er, wenn dieser Wallenstein einmal von seinem Tische verschwunden sei, den er bei ununterbrochener Gesundheit in zehn Wochen fertig machen wollte.

Den 1. Februar theilte er Cotta seinen Wunsch mit, daß Wallenstein in Jena gedruckt werde. „Wäre ich auch schon im Julius damit fertig, so liegt mir alles daran, ihn eine Zeit

*) Beim dritten Akte, dem fünften der Piccolomini, stieß er auf Schwierigkeiten, die einige Aenderungen im Plane der beiden ersten ergaben und zur Entscheidung über die Entwicklung der beiden letzten drängten.

lang liegen zu lassen und dann erst die letzte Hand daran zu legen. Diese letzte Durchsicht, wenn das Ganze schon fertig da liegt, ist an einem solchen Werke die wichtigste und die entscheidende Operation, und es kommt mir auf jeden Tag an, den ich dafür gewinne; alle andere bloß typographische Rücksichten müssen dieser nachstehn." Aus demselben Briefe ersehen wir auch, daß schon damals ein Vorspiel im Plane lag, was 2, das Ganze 15 Bogen gerade füllen werde. Die Auflage wünschte Schiller auf 2500 bestimmt und für den Bogen, wie beim ersten Jahrgange der Horen, 6 alte Louisdor; dafür solle Cotta aber auch etwas Gutes bekommen. Der Gedanke mit der Vignette der Nemesis war aufgegeben. Bei Goethes Anwesenheit zu Jena am 12. und 13. Februar muß auch des Wallenstein gedacht worden sein. Am letztern Tage berichtete Schiller an Körner, daß er jetzt sehr langsam arbeite; er sehne sich nach einer freiern Existenz und nach dem Einfluß der milden Jahreszeit, da das ununterbrochene Gefängnißleben in seinen vier Wänden ihm unerträglich sei. Aehnlich äußerte er am 17. gegen Goethe, mit seiner Arbeit komme er nicht recht vorwärts, bis er im Garten wohne; es sei ihm, als könne er in diesen verwünschten vier Wänden gar nichts hervorbringen.

Vom 20. Februar bis zum 31. März weilte Goethe zu Jena, wo er Hermann und Dorothea fast vollendete. Nach Goethes Tagebuch erzählte Schiller ihm am Nachmittage des 22. den ausführlichen Plan der drei ersten Akte. Den 1. März meldete er dem durch eine Erkältung zu Hause gehaltenen Freunde: seit gestern sei er nicht weit avanzirt, weil sein Schlaf wieder sehr in Unordnung gewesen, doch hoffe er „die zwei Piccolominis heute noch eine Strecke vorwärts zu bringen". Dieser wünschte ihm dazu

Glück. „Leben Sie wohl," schloß er, „und führen Sie nur auch, wachend oder träumend, Ihre Piccolominis auf dem guten Wege weiter." Den 9. März schrieb Schiller an Körner: seit vierzehn Tagen habe er viele Unterbrechungen in seinem Stücke gehabt, ja ganze Tage verloren, doch könne ihn jetzt nicht leicht etwas aus der Stimmung dazu bringen. Dabei bittet er um Angabe astrologischer Bücher, da er einiger Kenntniß derselben zum Wallenstein bedürfe. Körner entsprach seiner Bitte, belehrte ihn auch, worauf es beim Horoskop ankomme. Am 7. April muß er diesen berichten, daß er durch Goethes sechswöchentliche Anwesenheit und viele weibliche Familienbesuche in Wallenstein und in allem, was mit der Feder geschehen müsse, zurückgekommen sei. Indessen blieb diese Zeit nicht ohne bedeutende Einwirkung auf seine dramatische Arbeit, da Goethes episches Gedicht und die Besprechung desselben alle seine Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung setzten und er in Folge derselben und der gleichzeitigen Beschäftigung mit Sophokles und Shakespeare tiefere Blicke in das Wesen der Kunst that, wonach er denn manches in der ersten Anlage des Stückes umändern mußte, doch ohne daß durch diese wichtige Krise der eigentliche Grund erschüttert worden wäre. Die große Einsamkeit, in welche ihn der Anfang des April versetzt hatte, ließ ihn seine tragisch-dramatischen Pflichten ruhig überdenken. Daneben entwarf er, wie er am 4. schreibt, ein genaues Szenarium des ganzen Stückes, um sich „die Uebersicht der Momente und des Zusammenhanges auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern". Seine Beobachtung der griechischen Tragödien hatte ihm gezeigt, daß der Angelpunkt der Kunst in der Erfindung einer poetischen Fabel liege. „Der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich

mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die tiefliegende Wahrheit zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt." Die Charaktere der griechischen Tragödien seien keine Individuen, sondern mehr oder weniger idealische Masken, womit man viel besser auskomme, da sie sich geschwinder aussprächen und ihre Züge fester seien, ohne daß die Wahrheit darunter leide. Körners astrologische Mittheilungen waren ihm sehr zu Statten gekommen, da er selbst auch einige kabbalistisch-alchymistische Werke eingesehen hatte. Wahrscheinlich hatte er jetzt die astrologischen Szenen entworfen; aber auch das Reiterlied war in dieser Zeit entstanden, da er es am 7. April Körner zur Komposition übersandte. Die griechischen Tragiker und Shakespeare las er mit großem Eifer zu höchster Förderung seiner Anschauung von dramatischer Kunst, die durch den Genuß von Goethes reiner Dichternatur gehoben worden war. Auch brieflich verhandelten die Freunde über die Gesetze der dramatischen Dichtkunst, wobei Goethe auf die Vortheile hinwies, welche der Dramatiker von der bildenden Kunst haben könne. „Es kommt im ganzen und im einzelnen alles darauf an", bemerkte dieser, „daß alles voneinander abgesondert, daß kein Moment dem andern gleich sei, so wie bei den Charakteren, daß sie zwar bedeutend voneinander abstehen, aber doch immer unter ein Geschlecht gehören." Schiller wurde wieder durch häusliche Störungen und Zerstreuungen gehemmt. Am 18. hoffte er in vier Tagen seinen Garten zu beziehen. Dort wollte er zuerst „die poetische Fabel seines Wallenstein mit völliger Ausführlichkeit niederschreiben", da er sich nur so versichern könne, daß es ein stetiges Ganzes,

alles durchgängig bestimmt sei. Goethe sollte diese ausführliche Erzählung bei seinem nächsten Besuche in Jena sehn. Aber der Umzug konnte erst am 2. Mai erfolgen, und im Garten gerieth Schiller in das Studium der von Goethe ihm geliehenen Uebersetzung der Poetik des Aristoteles, mit welchem er sehr zufrieden war, da er auch nach Lesung dieses „nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers“ seinen innern Frieden nicht verlor; besonders, meinte er, habe dieser darin den Nagel auf den Kopf getroffen, daß er bei der Tragödie das Hauptgewicht auf die Verknüpfung der Begebenheiten lege. Den unvertilgbaren Unterschied der neuen Tragödie von der alten abgerechnet, glaubte er in seinem Wallenstein in allen wesentlichen Forderungen diesem Genüge geleistet zu haben und leisten zu werden. Den 20. kam Goethe wieder auf einige Zeit nach Jena, wo er Hermann und Dorothea vollendete, auch einige lyrische Gedichte schrieb. Ueber des Aristoteles Poetik und das Wesen der Tragödie unterhielten sich die Freunde lebhaft. Schiller vollendete das Vorspiel zu Wallenstein, damals als Prolog bezeichnet. Dieser, dessen Schiller schon am 1. Februar gedenkt, hatte sich aus ein paar einleitenden Szenen zu Anfang des Stückes entwickelt, welche zu einer weitern Ausführung reizten; da die an sich schon zu lange Exposition des Stückes diese nicht zuließ, so löste er sich selbständig von dem Stücke los. Schiller las am Abend des 27. Mai dem Freunde, wie es in Goethes Tagebuch heißt, einen Theil des Prologs zum Wallenstein vor. Goethe bat sich die Handschrift aus, bei deren Zurücksendung er am 28. schrieb: „Der Eindruck von dem wiederholten Lesen des Prologs ist mir sehr gut und gehörig geblieben, allein der Aufwand wäre für ein einziges Drama zu groß. Da Sie einmal durch einen sonderbaren Zu-

sammenfluß von Umständen diese Zeitepoche historisch und dichterisch bearbeitet haben, so liegt Ihnen individuell in der Hand, wonach man sich im allgemeinen so weit umsieht: ein eigener Cyclus, in den Sie, wenn Sie Lust haben, auch Privatgegenstände hineinwerfen und sich für Ihre ganze dichterische Laufbahn alle Exposition ersparen können. Sie äußerten neulich schon eine solche Idee, und sie dringt sich mir jetzt erst recht auf." Seinem Freunde dem Maler Heinrich Meyer in Italien berichtet Goethe den 6. Juni: „Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem Wallenstein größere Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, die Wallensteiner, als Prolog vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstückes doch alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Dienstes verändert. Es ist in einer viel pesantern, und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez."

Nach Vollendung des Prologs mußte Schiller sich der lyrischen Dichtung wieder zuwenden, um einiges für den neuen Musenalmanach zu Stande zu bringen. So dichtete er denn seine ersten Balladen in Wetteifer mit Goethe, der ganz unerwartet am Abend des 16. Juni nach Weimar zurückkehren mußte.

Den 18. sandte Schiller den Prolog an Körner, der sich davon freudig überrascht fühlte. Der Gedanke, das Trauerspiel dadurch einzuführen, scheine paradox, äußerte dieser, aber bei genauerer Prüfung erkenne man den Vortheil, durch ein allmähliches Steigen des Tons, das hier besonders gelungen sei, diejenige Stimmung hervorzubringen, welche die Wirkung des Kunstwerkes erhöhen müsse. Ueberraschend war ihm besonders das Goethesche der Behandlung und die anschauliche Wahrheit. Schiller, der sich jetzt wie von einem Alp befreit fühlte, antwortete: „Nun, ich bin froh, daß mein erster dramatischer Auftritt nach vollen zehn Jahren deinen Beifall hat. Wenn mir meine Gesundheit nur leidlich günstig ist, so will ich ihn durch das, was nachfolgt, noch besser zu verdienen suchen. Es ist schon viel gewonnen, daß ich nur aus meinen alten Unarten großentheils glücklich heraus bin, und daß ich bei dieser Krise doch noch das Gute aus der alten Epoche gerettet habe. Aber der Stoff, an dem ich meine neu aufgelebten dramatischen Kräfte versucht habe, ist in der That abschreckend, und mit einer sauern Arbeit muß ich den Leichtsinn büßen, der mich bei der Wahl geleitet hat. Du glaubst nicht, was es einem armen Schelm von Poeten, in meiner abgeschiedenen, von allem Weltlauf getrennten Lage, kostet, eine solche fremdartige und wilde Masse zu bewegen und eine so dürre Staatsaktion in eine menschliche Handlung umzuschaffen. Vor einem Jahr kann der Wallenstein nicht fertig sein.“ Von der weimarischen Bibliothek hatte er sich kurz vorher, am 2. Juli, vier Werke für sein Stück geliehen, die drei ersten einschlagenden Bände des Theatrum Europaeum, den zweiten Theil „des königlich schwedischen in Deutschland geführten Krieges“ von Chemnitz, den „weimarischen Feldzug“ von Engelsüß und Pelzes „Geschichte von Böhmen“.

Vom 11. Juli an lebte Schiller acht Tage in Goethes Hause, wo beide sich über die innersten Geheimnisse der Kunstdichtung gegenseitig aufklärten. Gleich nach seiner Rückkehr schrieb er dem Freunde, Wallenstein, und was er künftig von Bedeutung hervorbringe, solle, wie er hoffe, das ganze System desjenigen, was von ihren Unterhaltungen in seine Natur habe übergehn können, in concreto zeigen und enthalten. Das Verlangen nach dieser Arbeit rege sich wieder stark in ihm; denn es sei hier schon ein bestimmteres Objekt, was den Kräften ihre Thätigkeit anweise, und jeder Schritt sei schon bedeutender, statt daß er bei neuen rohen Stoffen so oft leer greifen müsse. Im September, wo er mit den Arbeiten zum Almanach fertig sein werde, gedenke er zur Tragödie zurückzukehren. Am 21. sandte er den Prolog an Cotta, der ihn aber nicht aus der Hand geben möge. Dieser, der ihn mit unendlichem Vergnügen las, wünschte nur, bald das Ganze lesen zu können.

Während Goethes am 30. Juli angetretener Reise nach der Schweiz fehlte es nicht an brieflicher Mittheilung. Auf eine Anfrage Cottas erwiderte Schiller am 30. August: er könne den Wallenstein nicht vor nächstem Juni versprechen; eine bestimmte Zusage ängstige ihn; auf einen nahen Termin vermöge er nichts zuzusagen, da er bei seiner kränklichen Disposition so vielen Unterbrechungen ausgesetzt sei. Ende Mai denke er fertig zu sein; dann werde er das Stück einen Monat liegen lassen, es darauf zum letztenmal durchsehn, und so solle Cotta es anfangs Juli erhalten. Erst, als er am 25. September den Gang nach dem Eisenhammer vollendet hatte, konnte er sich dem Wallenstein wieder zuwenden. Noch am 2. Oktober äußerte er gegen Körner, daß er wohl einige Zeit brauche, um sich wieder

mit diesem zu familiarisiren, da seine Krankheit und der Almanach ihm eine große Diversion gemacht. Ausführlicher berichtet er denselben Tag an Goethe: „Indem ich die fertig gemachten Szenen wieder ansehe, bin ich im ganzen zwar wohl mit mir zufrieden, nur glaube ich einige Trockenheit darin zu finden, die ich mir aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen kann. Sie entstand aus einer gewissen Furcht, in meine ehemalige rhetorische Manier zu fallen, und aus einem zu ängstlichen Streben, dem Objekte recht nahe zu bleiben. Nun ist aber das Objekt schon an sich selbst etwas trocken, und bedarf mehr als irgend eines der poetischen Liberalität; es ist daher hier nöthiger als irgendwo, wenn beide Abwege, das Prosaische und Rhetorische, gleich sorgfältig vermieden werden sollen, eine recht reine poetische Stimmung zu erwarten. Ich sehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor mir, aber so viel weiß ich, daß es keine faux-frais sein werden; denn das Ganze ist poetisch organisirt, und ich darf wohl sagen, der Stoff ist in eine reine tragische Fabel verwandelt. Der Moment der Handlung ist so prägnant, daß alles, was zur Vollständigkeit derselben gehört, natürlich, ja in gewissem Sinn nothwendig darin liegt, daraus hervorgeht. Es bleibt nichts Blindes darin, nach allen Seiten ist es geöffnet. Zugleich gelang es mir die Handlung gleich vom Anfang in eine solche Präzipitation und Neigung zu bringen, daß sie in stetiger und beschleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt. Da der Hauptcharakter eigentlich retardirend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Krise, und dies wird, wie ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen.

Erst am 3. Oktober*) konnte er am Wallenstein weiter

*) Diesen Tag, nicht den 4., gibt die Eintragung in Schillers Kalender an.

dichten, aber wie eifrig er auch arbeitete, so ging es doch langsam, wie er den 30. gegen Goethe klagte, weil ihm „der viele und ungestaltbare Stoff so gar viel zu thun gab“. Bisher war er, obgleich das Vorspiel in gereimten Versen geschrieben war, im Stücke selbst bei der Prosa geblieben: aber jetzt leuchtete ihm die Unzulänglichkeit derselben so deutlich ein, daß er es am 4. November, gleich dem Karlos, in Jamben zu schreiben begann, wie er im Kalender anmerkt. „Am Wallenstein bin ich jetzt recht fleißig, und arbeite mit Lust und Glück“, meldete er den 14. an Cotta, „obgleich es wegen der gar häufigen Unterbrechungen, die meine Gesundheit macht, langsam geht. Ich habe mich doch noch entschlossen, ihn in Jamben zu bearbeiten, um auch die letzte Forderung zu erfüllen, die an eine vollkommene Tragödie gemacht wird.“*) Cotta fürchtete, diese neue Arbeit, die er sich auflege, werde seiner Gesundheit schaden. Den 20. äußerte Schiller gegen Körner, es sei nun entschieden, daß er den Wallenstein in Jamben mache, und er begreife kaum, wie er es je anders habe machen können, da es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben. „Alles, was ich schon gemacht, muß anders werden, und ist es zum Theil schon. Es hat in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen, und ist jetzt erst eine Tragödie zu nennen.“ An demselben Tage weilte Goethe auf der Rückreise einige Stunden bei Schiller, an dessen glücklicher Umgestaltung des Wallenstein er innigen Antheil nahm. Dieser schreibt ihm am 24: „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seit-

*) Vgl. Schillers Aeußerung in der Einleitung zum Karlos, im ersten Hefte der Thalia, auch unsere Erläuterungen zu diesem Stücke S. 50 ff.

dem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platze zu stehn schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen; sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint: aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß, in Versen, wenigstens anfänglich konzipiren; denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. . . . Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Produktion noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle Charaktere und alle Situationen nach einem Gesetz behandelt, und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in einer Form ausführt, er dadurch den Dichter und seinen Leser nöthiget, von allem noch so charakteristisch Verschiedenen etwas Allgemeines, Reinmenschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Geschlechtsbegriff des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetz dient der Rhythmus sowohl zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung; das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden." Sieben Tage später berichtet er: „Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt, besonders jetzt, da die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzen, eine poetische Gemüthlichkeit unterhalten, die einen ins Breite treibt. Sie werden beurtheilen, ob ich kürzer sein sollte und könnte. Mein erster Akt ist so groß, daß ich die

drei ersten Akte Ihrer Iphigenia hineinlegen kann, ohne ihn ganz auszufüllen; freilich sind die hintern Akte viel kürzer. Die Exposition verlangt Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leitet. Es kommt mir vor, als ob mich ein gewisser epischer Geist angewandelt habe, der aus der Macht Ihrer unmittelbaren Einwirkungen zu erklären sein mag; doch glaube ich nicht, daß er dem dramatischen schadet, weil er vielleicht das einzige Mittel war, diesem prosaischen Stoff eine poetische Natur zu geben. Da mein erster Akt mehr statistisch oder statisch ist, den Zustand, welcher ist, darstellt, aber ihn noch nicht eigentlich verändert, so habe ich diesen ruhigen Anfang dazu benutzt, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezieht, zu meinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweitert sich der Geist und das Gemüth des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wird, soll, wie ich hoffe, die ganze Handlung in der Höhe erhalten." Von Meyer wünschte er jetzt wieder die Zeichnung der Nemesis zur interessanten und bedeutenden Verzierung des Titelblattes seines Wallenstein. Goethe, der nach so manchen Wandlungen des Stückes nicht recht an dessen Vollendung glauben konnte, erwiderte Schiller mit freundlicher Zurückhaltung seines Zweifels: „Es wird für uns, sowohl praktisch als theoretisch, von der größten Bedeutung sein, was es noch für einen Ausgang mit Ihrem Wallenstein nimmt. Sollte Sie der Gegenstand am Ende noch gar nöthigen, einen Cyklus von Stücken aufzustellen? Daß der Rhythmus in die Breite lockt, ist ganz natürlich; denn jede poetische Stimmung mag sichs und andern gern bequem und behaglich machen. Mich verlangt sehr etwas davon zu hören." Schiller war leider durch seine Gesundheit genöthigt worden, von

dem Vorsatze abzustehn, den Winter in Weimar zuzubringen, wo er durch den Besuch des Theaters sich für seinen Wallenstein zu stimmen gedacht hatte. Am 5. Dezember klagt er, das Wetter drücke ihn äußerst und mache alle seine Uebel rege, so daß selbst die Arbeit ihn nicht erfreue. „An den Wallenstein werde ich mich so sehr halten, als ich kann", schreibt er drei Tage später, „aber das pathologische Interesse der Natur an einer solchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für mich. Glücklicherweise alterirt meine Kränklichkeit nicht meine Stimmung, aber sie macht, daß ein lebhafter Antheil mich schneller erschöpft und in Unordnung bringt. Gewöhnlich muß ich daher einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks und des Leidens büßen. Dies hält mich erstaunlich auf, wie Sie denken können. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, den Wallenstein noch in dem nächsten Sommer in Weimar spielen zu sehn, und im nächsten Herbst tief in meinen Maltesern zu sitzen. Diese beschäftigen mich jetzt zuweilen, wenn ich von der Arbeit ausruhe. Es ist etwas sehr Anziehendes für mich in solchen Stoffen, welche sich von selbst isoliren und eine Welt für sich ausmachen. Ich habe diesen Umstand im Wallenstein sehr benutzt, und in den Maltesern wird er mich noch mehr begünstigen. Nicht nur daß dieser Orden wirklich ein Individuum ganz sui generis ist, so ist er es im Moment der dramatischen Handlung noch mehr. Alle Kommunikation mit der übrigen Welt ist durch die Blokade abgeschnitten, er ist bloß auf sich selbst, auf die Sorge für seine Existenz konzentrirt, und nur die Eigenschaften, die ihn zu dem Orden machen, der er ist, können in diesem Moment seine Erhaltung bewirken. Dieses Stück wird eben so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein kom=

plizirt ist.“ Goethe gestand dem Freunde, auch ihm sei es niemals ohne ein pathologisches Interesse gelungen, eine tragische Situation zu bearbeiten, und vielleicht sei auch dies einer von den Vorzügen der Alten, daß das höchste Pathetische bei ihnen nur ästhetisches Spiel gewesen. Am 12. schreibt Schiller, daß er eben mit den Liebesszenen im (damaligen) zweiten Akt beschäftigt sei, und nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des Stückes denken könne; denn die Einrichtung des Ganzen habe es erfordert, daß sich die Liebe nicht sowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges, planvolles Streben nach einem Zwecke sei, entgegensetze, und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollende. Da sie aber in dieser Eigenschaft nicht theatralisch, wenigstens nicht in dem Sinne sei, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich ausführen lasse, so müsse er, um die poetische Freiheit zu behalten, während er sie dichte, jeden Gedanken an die Aufführung verbannen. Doch Goethe ermunterte ihn, unbesorgt fortzufahren: die innere Einheit, die sein Wallenstein haben werde, müsse man fühlen, und das Stück habe große Privilegien auf dem Theater. „Ein ideales Ganze imponirt den Menschen, wenn sie es auch im einzelnen nicht zu dechiffriren, noch den Werth der einzelnen Theile zu schätzen wissen.“ Ein bald vorübergehender Choleraanfall schwächte und verstimmte Schiller die ganze Woche, so daß er, besonders beim Einflusse des bösen Wetters, an nichts Poetisches denken mochte. „Gott gebe nur“, äußerte er drei Tage später an Körner, „daß ich wenigstens im nächsten Jahre mit dem Wallenstein fertig werde! Hätte ich drei gesunde Monate,

so sollte er vollendet sein, aber meine Unpäßlichkeit, besonders die Schlaflosigkeiten nehmen mir immer den dritten Tag und rauben meiner Arbeit die Suite, die so höchst nöthig ist, um in einer Gleichförmigkeit der Stimmung zu bleiben. . . . Vielleicht sende ich dir die zwei ersten Akte und etwas von dem dritten, wenn ich damit in Ordnung bin; denn die erste Hälfte, welche fast ganz nur Exposition ist, bildet insofern ein eigenes Ganze; das übrige ist blos die Entwicklung dessen, was hier gegeben ist." Goethe hatte ihm indessen einen Aufsatz über den Unterschied der epischen und dramatischen Dichtung zugesandt, mit dessen Bestimmungen Schiller, wie freundlich er auch auf denselben einging, nicht einverstanden war, vielmehr im Gegensatze dazu als Gesetz des Dramas das intensive und rastlose Fortschreiten und Bewegen aussprach, wie er in Veranlassung einer weitern Bemerkung des Freundes die Meinung äußerte, der neuere Dramatiker müsse durch Verdrängung der gemeinen Naturnachahmung die wahre Kunst zu fördern suchen.*) Durch Böttigers Vermittlung hatte auch Schröder vom Wallenstein gehört, den der Dichter gern von ihm in Weimar gespielt gesehen hätte. Böttiger fragte ihn deshalb, ob er wohl vor Ostern das Stück bekommen könne.

Als Schiller die beiden ersten Akte in reinlicher, von fremder Hand gemachter Abschrift hintereinander durchlas, fühlte er wirklich Freude. „Ich finde augenscheinlich", äußerte er am 5. Januar 1798 gegen Goethe, „daß ich über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unseres Umgangs ist; denn nur der vielmalige kontinuirliche Verkehr mit einer so objektiv

*) Vgl. Goethe-Jahrbuch III, 151 f.

mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit auseinander zu rücken. Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer spätern Epoche ist, nichts von der Wärme einer frühern gekostet hat." Goethe war sehr erfreut über diese unerwartete Zufriedenheit Schillers mit seiner Arbeit, deren Vollendung er „in gar vielen Rücksichten wünschte". „Lassen Sie uns", fügte er hinzu, „sowohl während der Arbeit als auch hinterdrein, die dramatischen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Seien Sie künftig in Absicht des Plans und der Anlage genau und vorausbestimmend, so müßte es nicht gut sein, wenn Sie, bei Ihren geübten Talenten und dem innern Reichthum, nicht alle Jahr ein paar Stücke schreiben wollten: denn das scheint mir offenbar beim dramatischen Dichter nothwendig, daß er oft auftrete, die Wirkung, die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und wenn er das Talent hat, darauf fortbaue." Auch gegen Cotta äußerte Schiller an demselben Tage, er dürfe sich auf den Wallenstein freuen; in seinem Leben sei ihm nichts so gut gelungen. Auf den demnächst erwarteten Besuch des ihm so innig verbündeten Dichters war er sehr gespannt, da er sich des Eindrucks des Gedichteten auf eine so gebildete Natur ganz versichern wollte, obgleich er desselben ziemlich gewiß sein zu dürfen glaubte, da er selbst mit seiner Arbeit so wohl zufrieden war, daß er sich manchmal darüber wunderte. Den 8. äußerte er gegen Körner: „Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschende Kraft wird auch deinen

Beifall erhalten. Aber freilich ist es keine griechische Tragödie, und kann keine sein; wie überhaupt das Zeitalter, wenn ich auch eine daraus hätte machen können, es mir nicht gedankt hätte. Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum, und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben. Obgleich zum zweiten Akt [der bis zum Ende des jetzigen vierten der Picolomini reichte] noch einige Szenen fehlen, und von den folgenden Akten noch gar nichts in Ordnung gebracht ist, so kann ich Goethe doch viermal so viel, als der Prolog beträgt, vorlesen. Du kannst daraus abnehmen, wie reich mein Stoff ausgefallen; denn an der Schreibart, die sehr konzis ist, liegt es nicht. Doch werden die letzten Akte, besonders der vierte und fünfte, merklich kleiner sein, und die Tragödie, den Prolog abgerechnet, wird nicht über fünfzehn gedruckte Bogen füllen." In der Mitternacht des 15. hatte er sich so in eine Hauptszene (wohl Wallensteins Tod IV, 2) vertieft, daß der Nachtwächter ihn zum Aufhören mahnte. „Es geht noch ganz gut mit der Arbeit", schrieb er Goethe, dem er dies meldete, „und obgleich der Poet sein erstes Konzept nicht gewisser schätzen kann als der Kaufmann seine Güter auf der See, so denke ich doch meine Zeit nicht verloren zu haben." Ende Juli hoffe er mit dem Stücke fertig zu sein. Goethes versprochener Besuch verspätete sich bis zum Februar, was dem Freunde in so fern gut schien, als er wünschte, die Tragödie, ehe er sie Goethe vorlege, bis zu einer gewissen Höhe der Handlung geführt zu haben, wo sie sich von selbst bewege und im Herabrollen sei. Leider fand Schiller sich gegen Ende Januar unwohl. „Seit acht Tagen und länger", schreibt er den 5. Februar an Meyer, „fehlte es mir sowohl an Lust und Laune als an Gesundheit zu meinen Geschäften, und was das

Schlimmste ist, so habe ich mich so gewöhnt, daß ich, wenn ich nicht ganz bei meiner Arbeit bin, gar nicht dabei sein kann." Am folgenden Tage berichtete er Goethe: da er diejenige Szene des Stückes, welche am meisten von der äußern heitern Influenz abhänge [er meinte wohl den Schluß des jetzigen dritten Aktes von Wallensteins Tod, den Abschied von Max], bis auf seinen Gartenaufenthalt habe verschieben müssen, so könne er in etlichen Wochen den dritten Akt geendigt haben; der vierte und der fünfte, die zusammen nicht größer als der erste seien, machten sich beinahe von selbst. Aber noch am 13. hören wir ihn klagen, die Jahreszeit und die unordentliche Witterung hinderten alle seine Fortschritte, seiner lebhaften Neigung und guten Stimmung zum Trotze; um sein Gemüth frisch zu erhalten, dürfe er an seine gegenwärtige Arbeit nicht einmal denken, weshalb er sich mit dem Gedanken beschäftigt habe, wie der Dichter eine Weltumsegelung benutzen könne, wobei ihm der Unterschied zwischen einer epischen und einer dramatischen Behandlung recht lebhaft geworden sei. Mit dem Stoffe war er jetzt so ganz auf dem Reinen, daß er den 14. die von der weimarischen Bibliothek geliehenen Bücher zurückliefern konnte. Den 16. versuchte er am Wallenstein fortzuarbeiten, doch ging es nur langsam; da ihm der Kopf noch nicht frei war, konnte er nicht in die rechte Stimmung kommen. „Wäre ich nur erst fertig!" klagte er. Und schon kamen Nachfragen nach dem Stücke. Direktor Schröder in Hamburg wollte den Wallenstein spielen, ja vielleicht selbst zu Weimar in dieser Rolle auftreten; das berliner Theater erklärte sich zu jedem Honorar bereit, wenn es das Stück vor dem Abdruck erhalte. Ende Februar fand Schiller sich „so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung". Besonders froh war er, eine Situation hinter

ästhetische Dinge hüten; vor acht Tagen glaubte er nicht an den Wallenstein gehn zu können. Es war das viertemal seit dem Winter, daß er durch Krankheit gestört worden war; die letzten fünf Wochen hatte er, wie er am 27. Körner klagte, für seine Dichtung so gut als ganz verloren, und wenigstens ebenso viel Zeit vorher im Winter. Seine Befürchtung, die Lust zur Arbeit werde vielleicht in vielen Wochen nicht zurückkehren, traf leider ein. Am 1. Mai frug er bei Goethe an, ob Schröder wirklich im Herbste nach Weimar komme, damit er bei sich zu Rath gehn könne, ob das Stück noch bis dahin für das Theater fertig zu machen sei: aber des Freundes anregendes Wort, er solle es nur schreiben, so werde Schröder schon kommen, beängstigte ihn mehr, als daß es ihn ermuntert hätte, ja er wollte zunächst jeden Gedanken an eine Darstellung auf dem Theater fallen lassen, das Drama jetzt nur für den Druck bearbeiten. Sollte Schröder es im September oder anfangs Oktober in Weimar spielen, so müßte er es spätestens Mitte Juli haben; bis dahin könne er zwar zur Noth eine Skizze fertig bringen, die für das Theater hinreiche, aber diese eilfertige und auf einen äußern Zweck gerichtete Art zu arbeiten würde ihm die reine Stimmung zu ruhiger Ausarbeitung verderben. Auch fehle es ja in Weimar, selbst bei Schröders Anwesenheit, an guten Schauspielern für seine beiden Piccolomini und die Gräfin Terzky, die er sich nicht gerne auf der Bühne verderben lassen möchte. So wollte er denn seinen Gang ohne alle Theaterrücksichten fortsetzen, um sich, wo möglich, die Stimmung zu bewahren; sei Wallenstein einmal fertig und gedruckt, so interessire er ihn nicht mehr, und er könne alsdann auf die Rücksichten des Theaters eher eingehn. Goethe mochte ihm, wie leid auch dieser Entschluß ihm that, hierin nicht wider=

sprechen, da er seine dichterische Stimmung nicht gern trübte. Zu Schillers Aerger hatte Schröder, obgleich er sich selbst angeboten, nach Weimar zu kommen, als man darauf einging, sich zurückgezogen. „Wegen des Wallensteins weiß ich Ihnen nicht zu rathen", erwiderte Goethe am 5. Mai, „ob ich gleich selbst glaube, daß, in Betracht Ihrer Art zu arbeiten, des Stücks, so weit ich es kenne, und der äußern Umstände, Ihr Vorsatz, den Sie mir äußern, wohl der beste sein möchte. Niemand kann zwei Herren dienen, und unter allen Herren würde ich mir das Publikum, das im deutschen Theater sitzt, am wenigsten aussuchen. Ich habe es bei dieser Gelegenheit [Ifflands Gastspiel] abermals näher kennen gelernt." Hatte er ja außer einer allgemeinen Zufriedenheit nichts Tröstliches von einem besondern Urtheil gehört. Schiller war besonders mit der Art, wie Max fallen solle, lebhaft beschäftigt, ohne daß er zu einer Entscheidung kommen konnte. Bei einem Besuche des Bruders seines Schwagers, Ludwig von Wolzogen, der an dem durch den Frieden von Basel beendigten Kriege Theil genommen, wohl im März, da dieser im Februar nach Weimar kam, hatte er von ihm die Schilderung einer Schlacht des dreißigjährigen Krieges gewünscht, um die Grundfarben davon zur Erzählung vom Heldentode seines Max zu entnehmen. „Als ich ihm aber mit Karthaunen, Kolubrinen und Bombarden kam", berichtet dieser, „da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: ‚Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Szene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyts Ende berichtet.'

Noch lange sann er hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Projekt dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt. ‚Ich hab's!' sagte er. ‚Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufe seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassierregiments des Todes Opfer werden.'" Also gewissermaßen ein ähnlicher Tod wie der Hippolyts in Racines Phädra.

Am 7. Mai bezog Schiller seinen Garten, wo nach und nach wieder Neigung und Stimmung zum Wallenstein erwachte: nur schien ihm die Heiterkeit des Frühlings der düstern Schwere eines fünften Trauerspielaktes nicht eben förderlich, ob sie gleich im ganzen den poetischen Geist, der zu allem gut sei, wecke. Am 20. konnte Goethe endlich wieder auf einige Zeit nach Jena kommen, wo er die Abende meist bei Schiller zubrachte, mit dem auch über das Dramatische vielfach verhandelt wurde. Im höchsten Grade werde er von Glück zu sagen haben, meinte Schiller den 25., wenn er Mitte Oktober mit dem Wallenstein und seinem Beitrag zum Almanach fertig sei. Den 31. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo ihn Schiller am 1. Juni besuchte. Den 4. begann wieder ein längerer Aufenthalt Goethes in Jena. Mit dem fünften Akte wollte es Schiller noch immer nicht recht gelingen. Am 15. Juni äußerte er sehr mißmuthig gegen Körner: „Der Kopf ist mir diesen Monat so warm von dem, was ich noch zu thun und zu leisten habe, daß ich gar zu keiner ordentlichen Folge in meinen Geschäften komme. . . . Zum Almanach geschehen allmählich Vorbereitungen. Goethe hat schon sehr schöne Sachen dazu parat. . . . Was mir dazu wird eingegeben werden,

wissen die Götter. Man sollte sich hüten, auf ein so komplizirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein Wallenstein ist, wo der Dichter seine poetischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemüthlichkeit meiner Existenz, sie heftet mich anstrengend auf einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von andern Eindrücken kommen, weil zugleich auch die Idee eines bestimmten Fertigwerdens drängt. Und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern; denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte." Denselben Abend unterhielt er sich mit Goethe über Dichtung überhaupt und über die „Oekonomie" seines fünften Aktes. Der Freund verließ den 21. Jena, wohin er noch einmal am 6. Juli mit den Seinigen auf einige Tage kam. Schiller hatte den Wallenstein wieder zurücklegen müssen, um lyrische Gedichte für den Almanach zu versuchen. Solche gelangen aber nicht, da er mit Baulichkeiten beschäftigt war, und am 12. wurde er gar wieder von seinen Krämpfen befallen. Dennoch schrieb er den 17. an Cotta, er wolle am Ende des Almanachs und in der Literaturzeitung im Namen seiner Buchhandlung das Erscheinen des Wallenstein gleich nach Neujahr anzeigen, wozu er ihm nur die Preisangabe und das, was er sonst darüber dem Publikum mitzutheilen habe, einsenden möge. Mit dem bessern Wetter fand er sich wieder wohler, ja auch in lyrischer Stimmung, welche viel weniger als die dramatische dem Willen gehorche. In den vorigen Wochen habe er, so schrieb er am 20., eher Abneigung als Lust dazu empfunden, und sei deshalb aus Unmuth auf einige

Tage zum Wallenstein zurückgekehrt, der aber jetzt wieder weggelegt werde. Erst am Abend des 1. August kam Goethe, wie wir jetzt aus dem Tagebuch sehen, nach Jena zurück, wo bei Schiller gleich über poetische Angelegenheiten verhandelt wurde. Am Abend seiner Abreise, am 15., las ihm der Dichter die zwei letzten Akte seines Wallenstein, so weit sie vollendet waren. Er hatte dabei, wie er an Körner berichtet, den seltenen Genuß, Goethe sehr lebhaft zu bewegen, was, wie er wohl wußte, nur die Güte der Form möglich machte, da dieser für das Pathetische des Stoffs nicht leicht empfänglich war. Nach Weimar schrieb er diesem am 21., sein Beifall sei für ihn eine wahre Wohlthat und werde ihm den Muth, den er zur Vollendung des Stückes noch so nöthig brauche, geben und erhalten. Dieser antwortete: „Ueber Wallenstein habe ich indessen vieles gedacht und mir die ersten Akte wieder ins Gedächtniß gerufen. Wenn ich wieder zu Ihnen komme, dächt' ich, fingen wir von vorn an, weil ich nun das Ganze weiß, besonders da es Sie an der Ausführung nicht hindert, wenn jemand mitspricht. Ich wünsche, je eher je lieber, eine klare Uebersicht darüber zu haben, noch mehr aber es vollendet zu sehn. Es wird sehr hoch stehn, wenn es fertig ist. Ich wünsche Ihnen zum Nachsommer noch gute Stimmung." Auch meldete er von „neuen Grillen" über das Tragische und Epische, die er bei ihrer nächsten Zusammenkunft mittheilen werde. Schiller wollte sich indessen seiner ihn ganz in Anspruch nehmenden Sorge wegen des Almanachs entledigen, um bei Goethes Ankunft mit Benutzung der in Aussicht gestellten Mittheilungen „den letzten, schwersten Schritt zum Wallenstein thun zu können". „Da Sie einmal Lust haben, in die Oekonomie des Stücks hineinzugehn", fuhr er fort, „so will ich gelegentlich das

Schema davon in Ordnung bringen, das in meinen Papieren zerstreut liegt, indem es Ihnen, eh' das Ganze selbst ausgeführt ist, die Uebersicht erleichtern kann. Ich bin verlangend, Ihre neuen Ideen über das Epische und Tragische zu hören. Mitten in einer tragischen Arbeit fühlt man besonders lebhaft, wie erstaunlich weit die beiden Gattungen auseinander gehen. Ich fand dies auf eine mir selbst überraschende Weise bei der Arbeit an meinem fünften Akte, die mich von allem ruhig Menschlichen völlig isolirte, weil hier ein Augenblick fixirt werden mußte, der nothwendig vorübergehend sein muß. Dieser so starke Absatz, den meine Gemüthsstimmung hier gegen alle übrigen freiern menschlichen Zustände machte, erweckte mir beinahe eine Furcht, mich auf einem zu pathologischen Wege zu befinden, weil ich das meinem Individuum zuschrieb, was die Natur des Geschäfts mit sich brachte. Aber so ist es mir ein Beweis mehr, daß die Tragödie nur einzelne außerordentliche Augenblicke der Menschheit, das Epos dagegen, wobei jene Stimmung nicht wohl vorkommen kann, das beharrliche, ruhig fortbestehende Ganze derselben behandelt, und deswegen auch den Menschen in jeder Gemüthsstimmung anspricht. Ich lasse meine Personen viel sprechen, sich mit einer gewissen Breite herauslassen; Sie haben mir darüber nichts gesagt, und scheinen es nicht zu tadeln. Ja, Ihr eigener Usus, sowohl im Drama als im Epischen, spricht mir dafür. Es ist zuverlässig, man könnte mit weniger Worten auskommen, um die tragische Handlung auf- und abzuwickeln; auch möchte es der Natur handelnder Charaktere gemäßer scheinen: aber das Beispiel der Alten, welche es auch so gehalten haben und in demjenigen, was Aristoteles die Gesinnungen und Meinungen nennt, gar nicht wortkarg gewesen sind, scheint auf ein

höheres poetisches Gesetz hinzudeuten, welches eben hierin eine Abweichung von der Wirklichkeit fordert. Sobald man sich erinnert, daß alle poetische Personen symbolische Wesen sind, daß sie, als poetische Gestalten, immer das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen haben, und sobald man ferner daran denkt, daß der Dichter, so wie der Künstler überhaupt, auf eine öffentliche und ehrliche Art von der Wirklichkeit sich entfernen und daran erinnern soll, daß ers thut, so ist gegen diesen Gebrauch nichts zu sagen. Außerdem würde, däucht mir, eine kürzere und lakonischere Behandlungsweise nicht nur viel zu arm und trocken ausfallen, sie würde auch viel zu sehr realistisch, hart und in heftigen Situationen unausstehlich werden, dahingegen eine breitere und vollere Behandlungsweise immer eine gewisse Ruhe und Gemüthlichkeit, auch in den gewaltsamsten Zuständen, die man schildert, hervorbringt." Goethe lud ihn zum Besuche nach Weimar ein, um „manches Kapitel mit ihm durchsprechen zu können".

Nachdem Schiller den 7. September seine Beiträge zum Almanach vollendet hatte, ging er am folgenden Tage wieder an den Wallenstein, für den er noch den kleinen Rest der guten Jahreszeit und seines Gartenaufenthalts benutzen wollte, da er die Liebesszenen, zu denen der Winter ihm keine Stimmung geben möchte, fertig in die Stadt bringen müsse. Vom 10. bis zum 15. war er bei Goethe in Weimar. Goethes Tagebuch berichtet unter dem 13. und 14.: „Wallenstein zusammen gelesen und über dessen Aufführung berathen." Schiller entschloß sich den Prolog als selbständiges Stück unter dem Titel Wallensteins Lager zu bearbeiten, mit welchem Goethe am Anfange des folgenden Monates das umgebaute Theater in Weimar er=

wollte; das höchst bedeutende Trauerspiel selbst theilte
zwei Stücke*), welche im nächsten Jahre gleichfalls in
ar zur Aufführung kommen sollten. Böttiger verrieth
h die Sache an Schröder in Hamburg, der schon am 19. die
zeugung äußerte, diese Theilung werde der Bühnenwirkung
chaden, wogegen die gleichzeitig gemeldete Abfassung in
en ihm nicht bedenklich schien. Drei Tage nach seiner Rück-
meldete Schiller dem Freunde, er habe sogleich sich an den
og gemacht und ihn mit Rücksicht darauf, daß er für sich
solle, betrachtet. Dabei habe sich eine doppelte Nothwendig-
erausgestellt. Erstens müsse er als Charakter- und Sitten-
de noch etwas mehr Vollständigkeit und Reichthum erhalten,
uch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen; dadurch
auch das zweite erreicht, daß es über der Menge der
en und einzelner Schilderungen dem Zuschauer unmöglich
ht werde, einen Faden zu verfolgen, und sich einen Begriff
er Handlung zu machen, die darin vorkomme. Deshalb
er noch einige Figuren hineinsetzen, andern mehr Aus-
ng geben, wobei er die weimarischen Schauspieler immer
lugen haben werde. Doch seine Hoffnung, das Vorspiel
drei Tage später senden zu können, ging nicht in Erfüllung,
e schlaflose Nacht ihm einen ganzen Tag verdarb und der
reiber ihn sitzen ließ. Am 21. theilte er die getroffene An-
ng Cotta mit, wonach die früher eingeschickte buchhändlerische
ge eine Aenderung erleiden mußte; zugleich übersandte er
nkündigung, welche er auch im Almanach abdrucken lassen

Irrig ist es, wenn W. Fielitz in seiner sehr anregenden Schrift „Studien
illers Dramen“ S. 101 f. behauptet, erst während Goethes folgender An-
eit in Jena sei der Entschluß zur Theilung gefaßt worden.

wolle.*) Dort gab er sie wirklich am 5. Oktober auf dem nachträglich hinzugefügten letzten Halbbogen. Das Erscheinen ward auf Ostern 1799 angekündigt, und die Liebhaber ersucht, ihre Bestellungen vor Ende November zu machen. Es sollten zwei Ausgaben, neben der auf Postpapier eine auf Velinpapier, erscheinen. Vignetten waren nicht erwähnt, doch äußerte Schiller gegen Cotta, es sei jetzt der Mühe werth, den Wallenstein mit zwei oder drei Vignettchen zu zieren, wozu recht schöne Ideen da seien, die Meyer zeichnen werde. Cotta sollte die drei Stücke dem stuttgarter Theater für 25 Louisdor anbieten; Berlin, Hamburg und Frankfurt müßten das Doppelte geben.

Zu höchster Freude gedieh dem Dichter Goethes warmer Beifall. „Ich wünsche, daß Sie bei Ihrer Arbeit fühlen mögen, welchen guten Eindruck auf uns Sie zurückgelassen", schrieb dieser ihm am 21. „Ein Monument einer so besondern Geistesthätigkeit, als Ihr Wallenstein ist, muß jeden in thätige Stimmung versetzen, wer derselben nur einigermaßen fähig ist. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zusammen, um das Werk nur erst auf unser Theater zu schieben; Sie empfangen es von dorther gewiß geschmeidiger und bildsamer als aus dem Manuskripte, das Ihnen schon zu lange vor den Augen fixirt steht. Sie sind schon so weit, daß nach meiner Einsicht ein solcher Versuch nur Nutzen bringen kann. Was Sie an dem Prolog noch thun wollen, muß ich sehr billigen. Ich erwarte ihn mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Taktik alsdann zusammen konferiren." Denselben Tag erwiderte Schiller; der Prolog

*) Darin hieß es schon übereinstimmend mit der gedruckten Anzeige, Wallenstein werde in drei zusammenhängenden Schauspielen, 1) Wallensteins Lager, 2) Piccolomini, 3) Wallensteins Abfall und Tod, erscheinen.

solle in der Gestalt, die er jetzt bekomme, als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Moments und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehn können; nur wisse er freilich nicht, ob alles, was er dem Ganzen zulieb darein habe aufnehmen müssen, auch auf dem Theater werde erscheinen dürfen. So sei z. B. ein Kapuziner, der den Kroaten predige, hineingekommen, da gerade dieser Charakterzug der Zeit und des Platzes ihm noch gefehlt habe; es liege aber auch nichts daran, wenn derselbe von dem Theater wegbleibe. Lieb wäre es ihm, wenn mit dem Prolog keine Oper verbunden werde, weil er denselben mit vieler Musik müsse begleiten lassen; er beginne und endige mit einem Liede, auch in der Mitte finde sich ein Liedchen, so daß er selbst klangreich genug sei. Ein ruhiges moralisches Drama würde ihn wahrscheinlich am besten herausheben, da sein ganzes Verdienst bloß Lebhaftigkeit sein könne.

Tags darauf kam Goethe nach Jena, um die Vollendung des Prologs zu beschleunigen. Sein Tagebuch berichtet vom 23: „Abends bei Schiller. Disposition und Eintheilung des Wallensteins.“ Noch am 25. zweifelte er, ob er den Prolog mit nach Weimar bringen werde. Den folgenden Tag berichtet er an Meyer, Schillers Zaudern und Schwanken gehe über alle Begriffe; dafür habe er aber auch ein paar allerliebste Motive erfunden. Das Vorspiel erschien ihm in mehr als einem Sinne für die Eröffnung der Bühne sehr geschickt; alle drei Stücke würden hoffentlich noch im Laufe des Winters dem weimarischen Theater zu Gute kommen, auch die Aufführung den Dichter selbst fördern. An diesem und dem folgenden Tage schrieb Goethe die Ankündigung: „Weimarscher neu dekorirter Theatersaal. Dramatische Bearbeitung der wallensteinschen Geschichte durch Schiller“,

für Cottas allgemeine Zeitung, sandte sie aber erst ab, als er am 29. den vollendeten Prolog in Händen hatte. Er selbst hatte ein Lied zum Anfange desselben zu dichten übernommen. Dazu bat er sich Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges aus, um sie zum Anfangsliede [von der Zerstörung Magdeburgs] und „zu mancherlei“ nutzen zu können. „Heute Abend komme ich nicht“, fügte er hinzu; „denn ich will noch, bis es dunkel wird, in Wallensteins Lager verweilen und dann die modern-antiken Preußen und Sachsen [in Lessings Minna] auf dem jenaischen [Liebhaber-]Theater beschauen. Ich kann der Versuchung nicht widerstehn.“ Den folgenden Mittag speiste er bei Schiller, der auf Goethes Wunsch auch die Dichtung eines dem Vorspiel vorausgehenden Prologs zu Wiedereröffnung des Theaters übernahm. Darauf deutet die Erwähnung des Prologs in Goethes Tagebuch.

Am Morgen desselben 30. Septembers hatte Schiller an Körner berichtet: „Goethe hat mir keine Ruhe gelassen, bis ich ihm meinen Prolog [das Vorspiel] zur Eröffnung der theatralischen Wintervorstellungen und eines renovirten Theatergebäudes überließ. In zehn Tagen wird er also in Weimar gespielt werden. Ich hab' ihn, damit er unabhängig vom Stücke gespielt werden könne, beträchtlich, und gewiß um die Hälfte, vermehrt, mit sehr viel neuen Figuren besetzt; und wirklich ist er jetzt ein sehr lebhaftes Gemälde eines wallensteinschen Kriegslagers. Die Vorstellungen in Weimar dienen mir zu einer bequemen Theaterschule für das Stück, und setzen mich in den Stand, ihn, ehe ich ihn drucken lasse oder an andere Theater überlasse, zu einem sinnlichen öffentlichen Eindruck desto fähiger zu machen. Ich wollte wohl, daß du auch der Vorstellung beiwohnen könntest;

reilich verdient die Kunst unserer Schauspieler es nicht,
an ihnen nachreist. Das Stück selbst habe ich nun, nach
Ueberlegung und vielen Konferenzen mit Goethe, in zwei
getrennt, wobei mich die schon vorhandene Anordnung
egünstigt hat. Ohne diese Operation wäre der Wallen-
ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung, und
um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes
en müssen. Jetzt sind es mit dem Prolog drei bedeutende
, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber
entliche Tragödie ist. Jedes der zwei letztern hat fünf
und dabei ist der glückliche Umstand, daß zwischen dem
e Szene nie verändert wird. Das zweite Stück führt den
n von den Piccolominis*), deren Verhältniß für und
Wallenstein es behandelt. Wallenstein erscheint in diesem
nur einmal, im zweiten Akte, da die Piccolominis alle
brigen als Hauptfiguren besetzen. Das Stück enthält die
tion der Handlung in ihrer ganzen Breite, und endigt
da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt
enstein, und ist eine eigentliche vollständige Tragödie;
iccolomini können nur ein Schauspiel, der Prolog ein
iel heißen. In Rücksicht auf die Repräsentation wird auch

In der Anzeige hieß das Stück Piccolomini, und so nennt es auch
im Briefe an Goethe vom 9. November der Piccolomini, dagegen
Dezember wieder die Piccolomini, Goethe aber in der Erwiderung
ccolomini. Die Ansicht von Fielitz (S. 100), Max sollte durch diese Be-
g als Held des Stückes bezeichnet werden, ist gar seltsam, da die eigent-
iebfeder der Handlung Oktavio ist, doch trat Max so bedeutend in Be-
zu Wallenstein hervor, daß mit gleichem Rechte das Stück auch die
omini genannt werden konnte, wofür sich Schiller zuletzt entschied. Vgl.
Aeußerung Ifflands vom 31. Dezember. Uebrigens schwankt Schiller
die Piccolomini und die Piccolominis. Vgl. oben S. 37 f.

gemachte Abschrift, mit dem Wunsche, der Prolog möge Goethe Genüge leisten. Einzelne Stellen, deren Weglassung auf dem Theater er wünschte, hatte er in Klammern geschlossen. „Es lassen sich manche Dinge nicht sagen, die sich ganz gut lesen lassen", bemerkte er, „und die Umstände, unter welchen ein Prolog deklamirt wird, die Feierlichkeit, die davon unzertrennlich ist, führen gewisse Einschränkungen mit sich, die in der Stube schwer zu berechnen sind. Da der Prolog ohnehin ziemlich groß ist, so denke ich, schließen wir ihn vor dem letzten Absatz." Wohl vor V. 119 („Darum verzeiht dem Dichter"), wenn auch im ersten Drucke mitten in V. 129 (vor „Und wenn die Muse heut"), wo der Dichter die damals ungewohnte metrische Form vertheidigt, ein Absatz sich findet. Goethes Tagebuch erwähnt unter dem 4. der ersten Leseprobe des Lagers und der „Beschäftigung mit dem Prolog". Letzterer schien Goethe wohlgerathen, doch konnte er, auch nach mehrmaligem Durchlesen, nicht gleich bestimmen, was etwa wegzulassen wäre, und ob er nicht wegen des Theatereffekts noch hie und da einen kleinen Pinselstrich aufhöhen würde; am folgenden Abend werde er seine „Edition" schicken. Leid thue es ihm, daß er ihn nicht selbst vortragen könne, doch dürften sie zufrieden sein, wenn Vohs, der ihn im Kostüm von Max Piccolomini sprechen sollte, sich so halten werde, wie Leißring den ersten Jäger, Weyrauch den Wachtmeister und Haide den Kürassier gebe, da diese die gereimten Verse so deklamirten, als hätten sie ihr Lebtag nichts anderes gethan. Goethe selbst hatte die Kapuzinerpredigt machen wollen, und dazu die Sammlung des wiener Hofpredigers, des Augustiners Abraham a Sancta Clara unter dem Titel: „Reimb dich oder ich Liß dich. Das ist: Allerlei Materien, Discurs, Concept und Predigen, welche bißhero in

unterschidlichen Tractätlen gedruckt worden; Nunmehr in ein Werck Zusammen gereimbt, und zusammen geraumt" (Luzern 1687)*), sich näher angesehen; da er aber nicht zur Ausführung gelangen konnte, schickte er Schiller diesen „reichen Schatz, der die höchste Stimmung mit sich führe", und ihn gewiß gleich zur Kapuzinerpredigt begeistern werde. Er hatte ihm Seite 77 gezeichnet, wo z. B. das Raben Cras als Schlußformel**) in des Schauspielers Genast Munde vielleicht höchst erbaulich wäre. Das Lied von der Zerstörung Mageburgs hatte er gleichfalls nicht fertig gebracht, glaubte aber etwas anderes als Ersatz zu haben. Schiller erwiderte: den Druck des Prologs im Almanach könne er nicht aufhalten, doch werde auch eine kleine Abweichung des Druckes vom wirklich Gesprochenen nicht viel zu sagen haben. An die Kapuzinerpredigt sich sogleich zu machen, hatte ihn ein längerer Besuch gehindert. Im Vorspiel wollte er noch einige Veränderungen anbringen. „Sie werden es z. B. auch billigen", schrieb er, „daß ich den Konstabler mit einer bestimmten dramatischen Figur vertausche. An seiner Statt habe ich einen Stelzfuß eingeführt, der mir ein gutes Gegenstück zum Rekruten macht. Dieser Invalide bringt ein Zeitungsblatt, und so erfährt man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die

---

*) Daß Goethe diese Ausgabe von der weimarischen Bibliothek geliehen, ist von Boxberger in Gosches Archiv II, 406 ff. nachgewiesen.

**) Die von Goethe gemeinte Stelle in dem Tractat „Mercks Wien!" lautet also: „O wie wahr ist es, was der Poet sagt: „Das Raben Cras, hat schon den Paß | Vielen zum Heyl verschlossen, | Das schlimme Morgen, und lange Borgen | Hat viel zur Höll' verstoßen." Wem die Verse angehören, weiß ich nicht. Das „Raben Cras" ist das „Sparen auf morgen (cras)." Das deutsche Sprichwort heißt: „Cras cras ist der Raben Sang", welches also das „Morgen morgen, nur nicht heute" für so häßlich wie Rabengekrächz erklärt.

neuesten passendsten Ereignisse. Es gibt Gelegenheit, dem Herzog Bernhard [dem berühmten weimarischen Kriegshelden] einige passende Komplimente zu sagen u. s. f. Zu einem Subjekt für den Stelzfuß wird sich schon Rath finden, hoffe ich." Deshalb wünschte er das Vorspiel, wenigstens die ersten acht bis zehn Blätter, noch einmal zurück; am Ende und in der Mitte werde er nichts ändern. Auch das Liedlein von Magdeburg hoffe er noch zu machen, und zwar, damit kein Aufenthalt entstehe, nach einer bekannten Melodie. Dem Briefe legte er einen Korrekturbogen des Almanachs bei, worauf der Prolog stand, da er die frühere Abschrift bloß aus dem Gedächtnisse gemacht hatte.*) Sende Goethe ihm seine Veränderungen durch einen Eilboten bis morgen um 2 Uhr, so könne er sie noch aufnehmen. Dieser schickte den Prolog zeitig genug mit seinen und den von Schiller angegebenen Veränderungen zurück; eine Stelle desselben hatte er ausgestrichen, und dafür eine andere eingefügt, damit von den weimarischen Schauspielern etwas mehr, von Iffland etwas weniger gesprochen werde und eine Aeußerung auf Schröder bezogen werden könne, dem er sogleich einen Abdruck mit einem artigen Worte senden möchte. Goethe hatte wohl V. 18—21 eingefügt.**)

---

*) Daß die Nachschrift „Hier lege ich noch einen Korrekturabdruck des Prologs bei" nicht zum Briefe „Die Veränderungen im Prolog", sondern zu dem vom 5. „Daß Sie mit dem Prolog zufrieden sind" gehöre, hat Fielitz in Schnorrs Archiv IV,476 f. erwiesen und Vollmer bestätigt.

**) Ich hatte früher V. 10—23 Goethe zugeschrieben. Fielitz S. 478 f. hält entschieden V. 13—21 für Goethes Eigenthum, jetzt auch (Goethestudien S. 11 ff.), was er vorher nur vermuthete, die sechs folgenden. Goethe gedenkt im Briefe „Mit der heutigen Abendpost" (vom 7., wie Fielitz bemerkt hat) nur eines einzigen von ihm veränderten, von Schiller aufgenommenen Perioden. Das, was er ausgestrichen, bezog sich wohl auf Iffland.

Vom verlangten Theile des Vorspiels sandte Goethe die Abschrift mit der Bemerkung: „Arbeiten Sie ja daran fort, ob ich Ihnen gleich nicht versprechen kann, schon das nächstemal die Veränderungen aufzunehmen. Alles ist jetzt schon so auf Reim und Silbenfall eingerichtet, so auf die Stichwörter eingehetzt, daß ich nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stockungen zu befürchten sind.“ Schiller nahm Goethes Vorschläge mit Vergnügen noch in den Druck des Prologs auf, wie er sofort dem Freunde berichtete, aber leid that es ihm, daß seine Aenderungen im Vorspiel nicht gleich der ersten Vorstellung zu Gute kommen konnten. Wenigstens sollte der Konstabler im vierten Auftritt mit einem Zeitungsblatt kommen und statt „ein Eilbot“ sagen „das prager Blatt“. Statt der Stelle des zweiten Auftritts „Und das Gemunkel — Die man“, wo Goethe an der Erwähnung der Perücken Anstoß genommen hatte, der sich später als unbegründet ergab, möchte er lieber setzen:

Wachtmeister. Und das Gemunkel und Gespionire,
Und das Heimlichthun und die vielen Kouriere —
Trompeter. Ja, ja! das hat sicher was zu sagen.
Wachtmeister. Und der spanische steife Kragen,
Den man u. s. w.

Am 5. und 6. fanden die zweite und dritte Lesung des Lagers statt, am 7. die erste Theaterprobe, die recht artig ging, wie Goethe sofort an Schiller schrieb; zugleich meldete er, daß er zwei Abschriften nach dem Gedruckten bloß mit Einfügung des von Schiller genehmigten Perioden machen lasse, um sie morgen Abend an Schröder*) und die allgemeine Zeitung zu senden,

*) Er schicke, schrieb er diesem dabei, den Prolog als Zeichen seiner aufrichtigen Verehrung und als einen Laut der Hoffnung, daß ein Gestirn, dessen sich

neuesten passendsten Ereignisse. Es gibt Geleg[illegible]
Bernhard [dem berühmten weimarischen Kr[illegible]
passende Komplimente zu sagen u. s. f. Zu [illegible]
den Stelzfuß wird sich schon Rath finden, ho[illegible]
wünschte er das Vorspiel, wenigstens die er[illegible]
Blätter, noch einmal zurück; am Ende und i[illegible]
er nichts ändern. Auch das Liedlein von M[illegible]
noch zu machen, und zwar, damit kein Aufenth[illegible]
einer bekannten Melodie. Dem Briefe legte er[illegible]
bogen des Almanachs bei, worauf der Prolo[illegible]
frühere Abschrift bloß aus dem Gedächtnisse [illegible]
Sende Goethe ihm seine Veränderungen durch[illegible]
bis morgen um 2 Uhr, so könne er sie noch auf[illegible]
schickte den Prolog zeitig genug mit seinen und [illegible]
angegebenen Veränderungen zurück; eine Stelle[illegible]
er ausgestrichen, und dafür eine andere eingefügt[illegible]
weimarischen Schauspielern etwas mehr, von[illegible]
weniger gesprochen werde und eine Aeußerung [illegible]
zogen werden könne, dem er sogleich einen Abdruck [illegible]
Worte senden möchte. Goethe hatte wohl V. 18—[illegible]

---

*) Daß die Nachschrift „Hier lege ich noch einen Korrektur[illegible] bei" nicht zum Briefe „Die Veränderungen im Prolog", sond[illegible] „Daß Sie mit dem Prolog zufrieden sind" gehöre, hat [illegible] Archiv IV,476 f. erwiesen und Vollmer bestätigt.

**) Ich hatte früher V. 10—23 Goethe zugeschrieben. Fiel[illegible] entschieden V. 13—21 für Goethes Eigenthum, jetzt auch (Goet[illegible] was er vorher nur vermuthete, die sechs folgenden. Goeth[illegible] „Mit der heutigen Abendpost" (vom 7., wie Fielitz bemerkt hat) [illegible] von ihm veränderten, von Schiller aufgenommenen Perioden[illegible] ausgestrichen, bezog sich wohl auf Iffland.

wie er selbst äußert, kein Bedenken getragen, sein würdiges Vorbild, den Abraham a Sancta Clara, in vielen Stellen bloß in seine Verse zu übersetzen und in andern zu kopiren; den Geist glaube er so ziemlich getroffen zu haben. Doch müsse die Predigt, wie Goethe selbst finden werde, nothwendig einige Szenen später kommen, wo man durch die beiden Jäger und andere Figuren schon einen Begriff von den Soldaten durch sie selbst bekommen, weil sonst die unmittelbar folgenden Szenen geschwächt und gegen die Steigerung gefehlt würde. Auch sei es gut, daß unmittelbar nach ihr eine belebte handelnde Szene folge, weshalb die Predigt unmittelbar vor dem Auftritt des Rekruten oder, was ihm noch lieber wäre, vor der Ertappung des Bauern und dem Auflauf im Zelte zu bringen sei; man habe dann nur ein Stichwort zu ändern, und die paar andern Reden der Soldaten seien in ein paar Minuten gelernt. Daß er noch den Spielmann und den Tanz angebracht habe, um die Szene beim Eintritt des Kapuziners bunt und belebt zu machen, werde Goethe gleichfalls für nothwendig erkennen. Wahrscheinlich sollte die Kapuzinerpredigt ursprünglich gleich nach dem Soldatenliede folgen; der Anfang des neunten Auftritts bis zu dem Rufe „Greift ihn!“ (V. 13) ist neu. Goethes Soldatenlied fand Schiller ganz zweckmäßig, doch werde er vielleicht noch ein paar Strophen anflicken, da es um ein weniges zu kurz sein möchte. Der Aufschub des Stücks könne ihm nicht anders als lieb sein; auf den Donnerstag hoffe er bei guter Zeit da sein zu können. Hätte er die Aussetzung der Vorstellung früher gewußt, so würde freilich die Kapuzinerpredigt, die Goethe mit vollem Beifall aufgenommen hatte, noch besser ausgefallen sein. Im Grunde mache es ihm große Lust, auf diese Fratze noch etwas zu verwenden; denn dieser Pater Abra=

ham sei ein prächtiges Original, vor dem man Respekt bekommen müsse, so daß es eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe sei, es ihm in der Tollheit und in der Gescheidigkeit nach- oder gar zuvorzuthun, doch werde er das möglichste versuchen. Das Soldatenlied hatte er sogleich mit ein paar Strophen vermehrt, da es gut sein werde, dem Zuschauer etwas Zeit zu geben, die Gruppe in ihrer Bewegung zu sehn, und den Statisten selbst, die Anordnungen zu machen. Goethe werde es wohl so einrichten, daß mehrere Stimmen sich in die Strophen theilten, und der Chor immer die letzten Zeilen wiederhole. Mit den im Vorspiel gemachten Veränderungen habe er es ganz gnädig gemacht; von einigen sei ihm freilich die Ursache nicht ganz klar, doch würden sie darüber sprechen; solche Kleinigkeiten führten oft zu den nützlichsten Bemerkungen. In späterer Zeit erinnerte sich Goethe nur noch, daß er im ersten Auftritt die Verse eingeschoben hatte:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach,

um zu motiviren, wie der Bauer in den Besitz der falschen Würfel gekommen. Der folgende Vers muß demnach ursprünglich anders gelautet haben, etwa:

Da will ich die Würfel einmal probiren.

Bei dieser „belebten Behandlung“ der Aufführung entwickelten sich, wie Schiller selbst äußerte, allerlei Dinge in seinem Kopf, die dem Wallenstein noch zu Gute kommen würden; er denke das Vorspiel noch viel mehr für das Ganze zu benutzen, wisse auch schon viele bedeutende Striche, die es noch zu seinem Vortheil erhalten solle; die Arbeit werde dadurch vergrößert und doch zugleich beschleunigt werden.

Am Morgen des 11. kam Schiller mit den Seinigen zu der Abends vor einem auserwählten Kreise stattfindenden Hauptprobe nach Weimar. Alle überließen sich dem hinreißenden Vergnügen, diese ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehn. Schiller war über den freudigen Beifall sehr gerührt; Goethes herzlicher Antheil zeigte sich höchst liebenswürdig. Gerade vor seiner Abreise nach Weimar hatte Schiller einen Brief von Iffland erhalten, welcher das Bühnenmanuskript des Wallenstein, auf den alles mit Entzücken hoffe, für die berliner Hofbühne wünschte, und sich bereit erklärte, alle seine Bedingungen zu erfüllen; die mündlichen Aufträge, welche er deshalb schon gegeben, seien ohne Erfolg und Antwort geblieben. Den folgenden Abend fand die Aufführung des Prologs und des Vorspiels nach Kotzebues schon bekanntem Schauspiel die Korsen statt; das letztere dauerte den auf Schillers Dichtung gespannten zahlreichen Zuhörern viel zu lange.*) Die mit großem Beifall aufgenommene Vorstellung des Lagers wurde zu allgemeinster Freude am folgenden Tage nach Mozarts Entführung wiederholt.

Nach einem so überaus glücklichen Erfolge kehrte Schiller am 14. morgens nach Jena zurück; Goethe folgte ihm mittags, um eine Woche zu bleiben. Denselben Tag antwortete Schiller auf Ifflands dringende Bitte. Da er die Repräsentation in Weimar dazu benutze, den Stücken die möglichste theatralische Gelenkigleit und Lebhaftigkeit zu geben, so könne er sie nicht eher an ein anderes Theater absenden, als bis er jedes in Weimar

---

*) Da der Prolog unmittelbar mit dem Lager zusammenhing, das als Nachspiel gegeben werden sollte, so entstand die Unschicklichkeit, daß der Prolog zur Eröffnung der Bühne nach dem ersten darauf gespielten Stück folgte.

gegenwärtig schon vorbereitet.“ Indessen ging es damit nicht so rasch. Wie Schiller selbst über die Vorstellung urtheilte, ergibt seine Aeußerung an Körner: „Die Schauspieler sind freilich mittelmäßig genug; aber sie thaten, was sie konnten, und man mußte zufrieden sein. Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf; die Schauspieler sprachen die Verse mit vieler Freiheit, und das Publikum ergetzte sich. Uebrigens ist es ergangen, wie wir erwarteten: die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen. . . . Der Prolog hat auch in Weimar, sowohl beim Lesen als beim Rezitiren selbst, viel Sensation gemacht.“ Auf eine Anfrage des stuttgarter Hoftheaters erwiderte Schiller am 19.: das Vorspiel müsse in gereimten Versen gesprochen werden, die beiden andern Stücke könne er zur stuttgarter Aufführung in Prosa schreiben und ein wenig prosaisch stilisiren.

Am letzten Mittage seiner Anwesenheit, am 21., speiste Goethe bei Schiller, wo „schließlich noch über Piccolomini und manches Wissenschaftliche verhandelt“ wurde. Am nächsten Tage war er schon um 11 Uhr wieder in Weimar. Den 23. meldete Schiller, es gehe ihm in diesen letzten schönen Tagen ganz wohl, obgleich er in seiner Arbeit nicht so schnell fortrücke, als er gedacht habe. „Die Umsetzung meines Texts in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache ist eine sehr aufhaltende Arbeit, wobei das Schlimmste noch ist, daß man über der nothwendigen und lebhaften Vorstellung der Wirklichkeit, des Personals und aller übrigen Bedingungen allen poetischen Sinn abstumpft. Gott helfe mir über diese Besogne hinweg! Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß dieser deutliche Theaterzweck, auf den ich jetzt losarbeite, mich nicht auch zu einigen neuen wesentlichen Zusätzen

und Veränderungen veranlaßt hätte, welche dem Ganzen zuträglich sind." Er muß hier Zusätze zum ersten Stücke gemeint haben, das zunächst gegeben werden sollte. Sechs Tage später äußert er gegen Körner: „Wenn ich dir sage, daß ich in neun Wochen die zwei noch übrigen wallensteinschen Schauspiele auf die Bühne zu bringen habe, so wirst du Nachsicht mit meiner Saumseligkeit im Schreiben haben. In der That habe ich absolut keinen Begriff davon, wie ich in diesem Zeitraum fertig werden soll, da außer einigen Bogen, die ganz neu zu machen sind, jede Szene in diesen zehn Akten zu retouchiren ist. Aber gerade diese Nothwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben, wird ihm gut thun, und auf das Total einen glücklichen Einfluß haben." Schröder hatte unterdessen geschrieben, er könne nicht kommen, da er nur in Hamburg spielen dürfe, eine nach dem frühern freiwilligen Anerbieten schlecht erfundene Ausflucht, die Schiller sehr ärgerte, da sie also (im Prolog, den Goethe ihm geschickt hatte) bloß seiner Eitelkeit geschmeichelt hätten, ohne seinen Ehrgeiz in Bewegung zu setzen.

Schiller, der sich unausgesetzt an die Piccolomini gehalten, zog am 6. November aus der Sommerwohnung seines Gartens wieder in die Stadt. Drei Tage später meldete er Goethe: gestern sei er an den poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Theil des Wallenstein gegangen, der der Liebe gewidmet sei und sich, seiner frei menschlichen Natur nach, von dem geschichtlichen Wesen der übrigen Staatsaktion völlig trenne, ja demselben dem Geist nach entgegensetze. Vgl. S. 49. Er hatte diesen im Anfange seines Gartenaufenthalts entworfen. Jetzt müsse er, schrieb er, die Staatsaktion, welcher er die ihm mögliche Gestalt gegeben, sich aus dem Sinne schlagen, wozu es

wohl einiger Zeit bedürfen möchte. Am meisten habe er zu fürchten, das überwiegende menschliche Interesse dieser großen Episode möchte an der schon feststehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken: denn je mehr ihm die Ausführung dieser gelingen sollte, desto mehr würde die übrige Handlung dabei ins Gedränge kommen, da es weit schwerer sei, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben.*) Vor der Hand müsse er sich nur aller Motive, die im ganzen Umkreis seines Stückes für diese Episode und in dieser selbst lägen, zu bemächtigen suchen, und so, wenn es auch langsam gehe, die rechte Stimmung in sich reifen lassen, wozu er schon auf dem Wege zu sein glaube. In die Hand der Schauspieler könne er die Piccolomini nicht eher geben, bis auch das dritte Stück, die letzte Feile abgerechnet, ganz aus der Feder sei. Mit Ausnahme des dritten, die Liebe zwischen Max und Thekla ausführenden Aktes sandte er das Stück an Goethe; im ersten Akte fanden sich nur zwei kleine Lücken, die geheime mystische Geschichte zwischen Oktavio und Wallenstein (A. III) und die Präsentation Questenbergs an die Generale (im Anfang von A. II); zu letzterer, welche in der ersten Ausführung etwas Steifes gehabt, sei ihm die rechte Wendung noch nicht eingefallen; auch der Anfang des dritten Aktes sei bereits abgeschrieben. So wünschte denn Schiller nur, daß „ihm Apollo gnädig sein möge, um in den nächsten sechs

*) Wunderlich hat Fielitz S. 29 diese Aeußerung mißverstanden, wenn er meint, Schiller habe Mühe gehabt, das überströmende tragische Interesse für Max einzudämmen, da er doch nur fürchtete, gegen diese menschlich ergreifende Darstellung werde die Staatsaktion und die Theilnahme an ihr zu sehr verlieren: in der eigentlichen Handlung ist sie eben nur Episode, wogegen sich Fielitz sträubt, obgleich Schiller sie mit deutlichen Worten für nichts weiter erklärt, da sie auf die Entwicklung der Haupthandlung durchaus keinen Einfluß hat.

Wochen seinen Weg zurückzulegen". Von der Aufführung beider Stücke noch in diesem Jahre, konnte so wenig mehr die Rede sein, daß man die der Piccolomini jetzt auf den Geburtstag der Herzogin, den 30. Januar, verschob. Goethe erwiderte am folgenden Tage: er habe die beiden ersten Akte mit großem Vergnügen gelesen; den ersten, den er nun so genau kenne, halte er fast durchaus für theatralisch zweckmäßig. „Die Familienszenen (II, 2—4) sind sehr glücklich und von der Art, die mich rührt. In der Audienzszene (II, 7) möchten einige historische Punkte deutlicher auszusprechen sein, so wie ich in meiner Ausgabe des Prologs den Wallenstein zweimal genannt habe. Man glaubt nicht, was man deutlich zu sein Ursache hat. Doch wird uns über alles dieses das Gespräch bald aufklären, worauf ich mich sehr freue." Bereits am Abend des folgenden Tages, am 11. November, kam Goethe auf länger als vierzehn Tage nach Jena. Schiller hatte sich jetzt nach reiflicher Ueberlegung der Forderungen, welche das Publikum an ein Trauerspiel mache, entschlossen, die Piccolomini weiter auszudehnen, so daß sie noch die jetzigen zwei ersten Akte von Wallensteins Tod umfaßten, wodurch die Vollendung des Stückes sich bedeutend verzögerte. Ein wirkungsvoller Schluß fehlte den Piccolomini auch jetzt noch, wenn sie als einzelnes Stück erscheinen sollten; sie brachen gerade bei der höchst erregten Erwartung ab. Zu den Liebesszenen fehlte Schiller leider bei seiner wiederkehrenden Schlaflosigkeit und den ihn quälenden Krämpfen die rechte Stimmung. Er war unterdessen, da von manchen Theatern, von Frankfurt, Wien, wo Kotzebue Theaterdirektor war, und Gratz Anfragen wegen des Wallenstein eingelaufen waren, von andern erwartet wurden, auch Iffland wegen des frühen Druckes

der Stücke beunruhigt war, zum Entschlusse gekommen, sie zunächst nicht erscheinen zu lassen. Hierdurch gewann er auch zur sorgfältigern Behandlung erwünschte Zeit. Goethes Tagebuch erwähnt während dieser ganzen Zeit der Piccolomini nicht.

Am 29. kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo vier Tage später das Lager wieder gegeben wurde. Schiller sandte das Vorspiel an Iffland, wandte sich dann zu der jetzt für den Anfang des vierten Aktes bestimmten Szene im astrologischen Zimmer, welche später das dritte Stück eröffnete. Hier gerieth er gleich auf ein so großes Bedenken, daß er Goethe darüber zu Rathe ziehen mußte. „Durch die größere Ausdehnung der Piccolomini", schrieb er diesem am 4. Dezember, „bin ich nun genöthigt, mich über die Wahl des astrologischen Motivs zu entscheiden, wodurch der Abfall Wallensteins eingeleitet werden und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden soll. Nach dem ersten Entwurf sollte dies dadurch geschehen, daß die Konstellation glücklich befunden wird, und das Speculum astrologicum sollte in dem bewußten Zimmer vor den Augen des Zuschauers gemacht werden. Aber dies ist ohne dramatisches Interesse, ist trocken, leer und noch dazu wegen der technischen Ausdrücke dunkel für den Zuschauer. Es macht auf die Einbildungskraft keine Wirkung und würde immer nur eine lächerliche Fratze bleiben. Ich habe es daher auf eine andere Art versucht und gleich auszuführen angefangen, wie Sie aus der Beilage [S. 85 ff.] ersehen. Die Szene eröffnete den vierten Akt der Piccolomini nach der neuen Eintheilung, und ginge dem Auftritte, worin Wallenstein Sesins Gefangennehmung erfährt und worauf der große Monolog folgt, unmittelbar vorher; und es wäre die Frage, ob man des astrologischen Zimmers nicht ganz

überhoben sein könnte, da es zu keiner Operation gebraucht wird. Ich wünschte nun zu wissen, ob Sie dafür halten, daß mein Zweck, der dahin geht, dem Wallenstein durch das Wunderbare einen augenblicklichen Schwung zu geben, auf dem Weg, den ich gewählt habe, wirklich erreicht wird, und ob also die Fratze, die ich gebraucht, einen gewissen tragischen Gehalt hat und nicht bloß als lächerlich auffällt. Der Fall ist sehr schwer, und man mag es angreifen, wie man will, so wird die Mischung des Thörichten und Abgeschmackten mit dem Ernsthaften und Verständigen immer anstößig bleiben. Auf der andern Seite durfte ich mich von dem Charakter des Astrologischen nicht entfernen, und mußte dem Geist des Zeitalters nahe bleiben, dem das gewählte Motiv sehr entspricht. Die Reflexionen, welche Wallenstein darüber anstellt, führe ich vielleicht noch weiter aus, und wenn nur der Fall selbst dem Tragischen nicht widersprechend und mit dem Ernst unvereinbar ist, so hoffe ich ihn durch jene Reflexionen zu erheben." Die von Schiller an Goethe gesandte Szene war folgende*):

Wallenstein. Seni.

Wallenstein. So ist er todt, mein alter Freund und Lehrer?**)
Seni. Er starb zu Padua in seinem hundert
Und neunten Lebensjahr, grad auf die Stunde,
Die er im Horoskop sich selbst bestimmt;
Und unter drei Orakeln, die er nachließ,

*) Goethe sandte sie im Jahre 1807 an Cotta, der sie im Morgenblatt vom 4. April erscheinen ließ. Später wurde sie mit einigen Versehen im Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1815 abgedruckt.

**) Daß Wallenstein zu Padua unter Kepler und Argoli Astrologie getrieben, wußte Schiller aus Murrs „Beyträgen zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges" S. 305, wo auch S. 133 Keplers siebenfaches M auf den Tod des Kaisers Matthias erwähnt wird.

Wovon zwei in Erfüllung schon gegangen,
Fand man auch dies, und alle Welt will meinen,
Es geh' auf dich. (Er schreibt mit großen Buchstaben auf eine schwarze Tafel.) *)

Wallenstein (auf die Tafel blickend).
Ein fünffach F. — Hm! Seltsam!
Die Geister pflegen Dunkelheit zu lieben.
Wer mir das nach der Wahrheit lesen könnte!

Seni. Es ist gelesen, Herr.

Wallenstein. Es ist? Und heißt?

Seni. Du hörtest von dem siebenfachen M,
Das von dem nämlichen Philosophus
Kurz vor dem Hinscheid des hochseligen Kaisers
Matthias in die Welt gestellet worden.

Wallenstein. Ja wohl! Es gab uns damals viel zu denken.
Wie hieß es doch? Ein Mönch hat es gedeutet.

Seni. Magnus Monarcha Mundi Matthias Mense Majo Morietur.

Wallenstein. Und das traf pünktlich ein, im Mai verstarb er.

Seni. Der jenes M gedeutet nach der Wahrheit,
Hat auch das F gelesen.

Wallenstein (gespannt). Nun laß hören!

Seni. Es ist ein Vers.

Wallenstein. In Versen spricht die Gottheit.

(**Seni** schreibt mit großen Buchstaben auf die Tafel.)

Wallenstein (liest). Fidat Fortunae Friedlandus.

Seni. Friedland traue dem Glück! (Schreibt weiter.)

Wallenstein (liest). Fata Favebunt.

Seni. Die Verhängnisse werden ihm hold sein.

Wallenstein. Friedland traue dem Glück! die Verhängnisse werden ihm hold sein.
(Er bleibt in tiefen Gedanken stehn.)
Woher dies Wort mir schallt — ob es ganz leer,

---

*) Hier findet sich ein Pentagramm mit einem F an jeder Spitze desselben, was sonderbar ist, da des Pentagramms nicht gedacht wird, dasselbe auch hier *ohne* Bedeutung ist.

Ob ganz gewichtig ist, das ist die Frage!
Hier gibts kein Mittleres; die höchste Weisheit
Grenzt hier so nahe an den höchsten Wahn.
Wie soll ichs prüfen? — Was die Sinne mir
Seltsames bringen, ob es aus den Tiefen
Geheimnißvoller Kunst heraufgestiegen,
Ob nur ein Trugbild auf der Oberfläche —
Schwer ist das Urtheil; denn Beweise gibts
Hier keine. Nur dem Geiste in uns
Gibt sich der Geist von außen zu erkennen.
Wer nicht den Glauben hat, für den bemühn
Sich die Dämonen in verlornen Wundern,
Und in dem sinnvoll tiefen Buch der Sterne
Liest sein gemeines Aug' nur den Kalender.
Dem reden die Orakel, der sie nimmt,
Und wie der Schatte sonst der Wirklichkeit,
So kann der Körper hier dem Schatten folgen.
Denn wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis
Malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.*)
Die Mächte, die den Menschen seltsam führen,
Drehn oft das Janusbild der Zeit ihm um;
Die Zukunft muß die Gegenwart gebären. —
Fidat Fortunae Friedlandus Fata Favebunt.
Es klingt nicht, wie ein menschlich Wort. Die Worte
Der Menschen sind nur wesenlose Zeichen,
Der Geister Worte sind lebendige Mächte.
Es tritt mir nah, wie eine dunkle Kraft,
Und rückt an meinen tiefsten Lebensfäden;
Mir ist, indem ichs bilde mit den Lippen,
Als bilde sichs allmählich, und es wäre
Starrblickend mir ein Geisterhaupt entgegen.

---

*) Diesen und die vorigen drei Verse spricht Wallenstein jetzt mit geringer Aenderung zur Gräfin Terzky (W. T. V, 3).

Goethe, den des Dichters Frage in großer Zerstreuung und in undichterischen Beschäftigungen antraf, meinte nach dem ersten Anblick, die Idee sei sehr wohl gefunden, und man könne sich dabei beruhigen, da, wie Schiller selbst bemerke, immer ein unauflösbarer Bruch zwischen der Fratze und der tragischen Würde übrig zu bleiben scheine; es könne vielleicht immer nur die Frage sein, ob sie etwas Würdiges hervorbringe, und dies scheine ihm diesmal geleistet. Der politische Stoff selbst sei nicht viel besser als der astrologische, und man müßte den letztern, um ihn zu beurtheilen, nicht unmittelbar gegen das Tragische halten, sondern das Astrologische sei als ein Theil des historisch-politisch-barbarischen Temporären mit in der übrigen Masse gegen das Tragische zu stellen und mit ihm zu verbinden. Der fünffache Buchstabe gefalle ihm wohl, doch wisse er ihn noch nicht gegen das astrologische Zimmer zu balanciren; beides scheine etwas für sich zu haben. Schiller konnte am 7. melden, er habe die traurigen Wintertage, die sich endlich wieder aufhellten, nicht ganz unnütz verbracht; einige bedeutende Lücken in der Handlnng seien ausgefüllt, verschiedene ganz neue Szenen entstanden, die dem Ganzen sehr gut thun würden. Auch sehe er den nicht ganz aufzuhebenden Bruch zwischen dem Tollen und dem Vernünftigen dadurch etwas vermindert, da alles darauf ankomme, daß jene seltsame Verbindung heterogener Elemente als beharrender Charakter erscheine, aus dem Total des Menschen hervorkomme und sich überall offenbare; denn gelinge es, sie nur recht individuell zu machen, so werde sie wahr, da das Individuelle zur Phantasie spreche, und man es also nicht mit dem trockenen Verstand zu thun habe. Uebrigens brauche man wegen seiner neuerfundenen Fratze das astrologische Zimmer nicht aufzugeben; das Mehr schade hier

nichts und eins helfe dem andern. Aber Goethe fand nach vielseitiger Ueberlegung das astrologische Motiv besser als das neue. „Der astrologische Aberglaube ruht auf dem dunkeln Gefühl eines ungeheuern Weltganzen“, schrieb er am 8. „Die Erfahrung spricht, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation u. s. w. haben; man darf nur stufenweise immer aufwärts steigen, und es läßt sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhört. Findet doch der Astronom überall Störungen eines Gestirns durchs andere; ist doch der Philosoph geneigt, ja genöthigt eine Wirkung auf das Entfernteste anzunehmen. So darf der Mensch im Vorgefühl seiner selbst nur immer etwas weiter schreiten und diese Einwirkung aufs Sittliche, auf Glück und Unglück ausdehnen. Diesen und ähnlichen Wahn möchte ich nicht einmal Aberglauben nennen; er liegt unserer Natur so nahe, ist so leidlich und läßlich als irgend ein Glaube. Nicht allein in gewissen Jahrhunderten, sondern auch in gewissen Epochen des Lebens, ja bei gewissen Naturen tritt er öfter, als man glauben kann, herein. Hat doch der [1797] verstorbene König von Preußen bloß darum auf den Wallenstein gehofft, weil er erwartete, daß dieses Wesen ernsthaft darin behandelt sein würde. Der moderne Orakelaberglaube hat auch manches poetische Gute, nur ist gerade diejenige Species, die Sie gewählt haben, dünkt mich, nicht die beste; sie gehört zu den Anagrammen, Chronodistichen, Teufelsversen, die man rückwärts wie vorwärts lesen kann, und ist also aus einer geschmacklosen und pedantischen Verwandtschaft, an die man durch ihre intraitable Trockenheit erinnert wird. Die Art, wie Sie die Szene behandelt haben, hat mich wirklich im Anfang so bestochen, daß ich diese Eigenschaften nicht merkte, und nur erst durch Reflexion darauf

kam. Uebrigens mag ich nach meiner Theatererfahrung herumdenken, wie ich will, so läßt sich dieses Buchstabenwesen nicht anschaulich machen. Die Lettern müssen entweder verschlungen sein, wie die M des Matthias. Die F müßte man in einen Kreis stellen*), die man aber, wenn man sie auch noch so groß machte, von weitem nicht erkennen würde. . . . Ich habe mit Meyern darüber konsultirt, welcher auch meiner Meinung ist.“ Schiller ward durch diese Gründe, die Goethe wohl absichtlich nicht in vollster Entschiedenheit gegen das neue Motiv aussprach, völlig überzeugt. „Ich weiß nicht“, erwiderte er gleich am 11., „welcher böse Genius über mir gewaltet, daß ich das astrologische Motiv im Wallenstein nie recht ernsthaft anfassen wollte, da doch eigentlich meine Natur die Sachen lieber von der ernsthaften als leichten Seite nimmt. Die Eigenschaften des Stoffes müssen mich anfangs zurückgeschreckt haben. Ich sehe aber jetzt vollkommen ein, daß ich noch etwas Bedeutendes für diese Materie thun muß, und es wird auch wohl gehn, ob es gleich die Arbeit wieder verlängert. Leider fällt diese für mich so dringende Epoche des Fertigwerdens in eine sehr ungünstige Zeit. Ich kann jetzt gewöhnlich über die andere Nacht nicht schlafen, und muß viel Kraft anwenden, mich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten. Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr, als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausiren müssen. Indessen hoffe ich Ihnen doch die Piccolomini zum Christgeschenk noch schicken zu können.“ Als

) Die Stelle ist etwas verworren, nicht allein fehlt das dem entweder entsprechende oder („oder man müßte F“), sondern auch die Bemerkung, daß man das F nicht wie M verschlingen könne. Auffällt, daß hier des Pentagramms gar nicht gedacht wird. Vgl. S. 86.

er aber die beiden letzten Akte [früher, wie auch jetzt wieder, die ersten von Wallensteins Tod] mit Rücksicht auf die theatralische Aufführung durchging, fand er unerwartet viele Schwierigkeiten.

Das stuttgarter Theater, gegen welches Schiller sich bereit erklärt hatte, ihm die beiden letzten Stücke prosaisch zu senden, wollte jetzt, da das Erscheinen des Wallenstein auf Ostern angekündigt war, das Honorar sparen, und subskribirte beim Dichter zu seinem großen Aerger auf fünf Exemplare. Schon am 16. sandte Schiller an Cotta eine Erklärung, worin er, mit Rücksicht auf die mit mehreren Theaterdirektionen getroffene Uebereinkunft, das Erscheinen auf ein Jahr verschob, mit der Bitte, diese in die allgemeine Zeitung einzurücken, was am 18. geschah. Der Verleger, hieß es, werde die dadurch erhaltene längere Frist benutzen, die Liebhaber durch ein zierliches Aeußere des Werkes desto mehr zu befriedigen.

Ifflands dringende Klagen über den großen Schaden, den er haben werde, wenn er die Piccolomini nicht im Januar aufführen könne*), bestimmten Schiller, alle Kraft aufzuwenden, um sie noch vor Weihnachten ihm zusenden zu können, was ihm denn auch am 24., mit Hülfe von drei Abschreibern, gelang. Eine recht glückliche Stimmung und eine wohl ausgeschlafene Nacht hatten ihn begünstigt, und er hoffte sagen zu dürfen, daß die Eile nichts geschadet habe. Es fehlten nur die astrologische Szene im vierten Akte und Theklas damit zusammenhängende Aeußerungen über den astrologischen Thurm in III, 4 (nach der jetzigen Abtheilung.) Die sieben ersten Akte waren hier in fünf

*) Schon am 4. Dezember hatte er ernstlich um Absendung der Schauspiele gebeten, da die Vorbereitungen viel Zeit forderten und es seine Pflicht sei, die Ungeduld des Publikums zu befriedigen.

zusammengezogen. Der erste Akt enthielt in zwölf Auftritten, mit vielen Auslassungen, die beiden ersten der ursprünglichen und jetzigen Piccolomini. Auf den Schluß des ersten Aktes folgte mit einer Szenenverwandlung (so war also hier gleich der Bann, daß während des Aktes keine solche stattfinde, durchbrochen) als sechster Auftritt II, 1, wo die Reden der Bedienten in Prosa waren. Darauf hieß es: „Ein Kammerdiener bringt den Kommandostab auf einem rothen Kissen, und legt ihn auf den Tisch neben des Herzogs Armsessel. Außen wird präsentirt und die Zimmerflügel geöffnet.“ Der zweite Akt umfaßte den jetzigen dritten und vierten, der dritte den fünften; die beiden folgenden entsprachen den beiden ersten von Wallensteins Tod. In dem Briefe, womit Schiller die Sendung an Iffland begleitete, hieß es: „Ich brauche zu dieser allegorischen Fratze [in der fehlenden Szene] noch einige Bücher, die ich erst übermorgen erhalte, und zugleich muß ich wegen Dekorirung des astrologischen Thurmes mit Goethen noch Rücksprache nehmen wegen der theatralischen Ausführbarkeit. . . . Ferner frage ich noch an, wem Sie die Rolle des Oktavio zugedacht haben, damit ich wisse, ob es bei diesem stummen Ende des Stücks bleiben kann. Man hat mir gesagt, daß Sie den Wallenstein selbst nicht spielen wollten, sondern ihn an Fleck geben. Da ich Fleck nicht kenne, aber Sie, so muß mir dieses leid thun, und ich hoffe noch, daß es nicht dabei bleiben wird. Der Oktavio, so bedeutend er ist und es durch Sie noch mehr werden müßte, könnte doch nothdürftig auch durch ein subalternes Talent geleistet werden, aber Wallenstein fordert ein eminentes, und der Schauspieler, der ihn treffen will, muß ebenso als Herrscher unter seinen Mitschauspielern dastehn und anerkannt sein als Wallenstein der Chef

unter seinen Obersten. . . . Und nun auf meine Frage zurückzukommen, so würde ich, wenn Sie meinen, am Schluß des fünften Aktes noch ein paar Worte sagen lassen, die dem Stück zu einem bedeutenden Schlußsteine dienten, und den Zusammenhang mit dem dritten Stück noch ein wenig deutlicher machten.*) In Weimar werde ich es thun und auch in dem Gedruckten. Daß Sie das dritte Stück vor Ausgang Februar werden geben können, dafür stehe ich. Es ist um so vieles, wohl um ein gutes Drittheil, kleiner als die Piccolomini." In diesem Stücke, welches sich durch das Tragische seines Inhalts, wenn es auch kleiner sei, in seiner tragischen Würde behaupten werde, sei eine neue, sehr bedeutende Rolle, die in guten Händen sein müsse, die des Gordon: „ein gutherziger, fühlender Mann von Jahren, der weit mehr Schwäche als Charakter hat"; er nehme an der wichtigsten Szene Theil und spreche die Empfindung, so zu sagen die Moral des Stückes aus. Vgl. S. 53 f. Seni dürfe nicht in gar zu karikaturistische Hände kommen, weil er im dritten Stücke bei einem sehr pathetischen Anlaß erscheine, und die Rührung von Wallensteins letzter Szene leicht verderben könnte. An demselben Tage meldete er Goethe, er werde diese Woche anwenden, um nun auch das Exemplar für die weimarische Bühne in Ordnung schreiben zu lassen und die astrologische Szene zu überdenken, denke etwa den 2. Januar nach Weimar zu kommen. Goethe wünschte ihm zu der abgenöthigten Vollendung viel Glück, da er in der letzten Zeit, wie er nicht leugnen könne, alle Hoffnung aufzugeben angefangen habe. „Bei der Art, wie Sie diese Jahre her den Wallenstein behandelt haben, ließ sich gar keine innere Ursache

) Vgl. S. 78.

mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, so wenig als das Wachs gerinnen kann, so lange es an dem Feuer steht. Sie werden selbst erst finden, wenn Sie diese Sache hinter sich haben, was für Sie gewonnen ist. Ich sehe es als etwas Unendliches an.“ Zwei Tage später forderte er in einem „Melpomenische zum wallensteinischen Unwesen gnädigst verordnete Kommission“ überschriebenen, „Goethe und Kirms“ *) unterzeichneten Schreiben zur Sendung des Stückes oder eines Theiles desselben auf. Schiller versprach sie in diesen Tagen. Die Anordnung der astrologischen Szene nebst der Ergänzung von III, 4 theilte er den 28. Iffland mit. Zugleich bemerkte er: sollte das Stück zu lange spielen, so habe er auf einige Auslassungen, zumeist in den zwei ersten Akten, gedacht; besonders Questenberg, wenn er nicht, wie in Weimar, vorzüglich gut besetzt sei, könne noch etwas verlieren. Goethe unterließ nicht, gleich Iffland, der ihn drängte, „den Direktor zu spielen“, auf den zuletzt alle Schwierigkeiten der Aufführung sich häuften. Wenn Schiller sie bei der Bestimmung der astrologischen Dekoration um Rath gefragt hätte, bemerkte er am 29., so würden sie freilich einiges einzuwenden gehabt haben; denn statt des Symbols die Sache zu geben, sei freilich eine schwere Aufgabe, doch solle alles, was zur Verherrlichung der theatralischen Erscheinung geschehn könne, mit Vergnügen besorgt werden, wie denn schon Meyer einen kleinen Entwurf zu den Kartonen begonnen habe. Morgen früh werde er ihm einen Boten schicken, durch den er gegen Abend einen Theil des Stückes, auf alle Fälle die Rolle der Herzogin erwarte, welche er der von Regensburg kommenden Schauspielerin

---

*) Hofkammerrath Kirms war Mitglied der Theaterkommission.

Teller senden wollte. Die gewünschte Rolle gab Schiller am 30. seinem Schwager Wolzogen mit; den 31. sandte er das ganze Stück, aber sehr verkürzt. „Ich dachte schon genug davon weggeschnitten zu haben", schrieb er dem Freunde; „als ich aber vorgestern zum erstenmal das Ganze hintereinander vorlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Akt schon die dritte Stunde zu Ende ging, so erschrak ich so, daß ich mich gestern nochmals hinsetzte, und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. Sehr lang wird es auch jetzt noch spielen, aber doch nicht über die vierte Stunde."*) Den zweiten Akt sandte er in beiden Gestalten, damit Goethe nicht beim Lesen der neuen Szenen der Thekla den Text auf dem Papier mühsam zusammensuchen müsse. Die IV, 3 [jetzt W. T. I, 2] weggestrichene bedeutende Aeußerung Wallensteins über Buttler werde im dritten Stücke einen schicklichen Platz finden. Auch an Iffland schickte er sofort die vorgenommenen Verkürzungen; sollte das Stück wider Verhoffen auch so noch um ein Merkliches zu groß sein, so bleibe freilich kein anderer Rath, als den fünften Akt für das dritte Stück aufzuheben, was ihm freilich höchst hart ankommen würde, besonders weil dann der Titel des Stückes nicht gerechtfertigt sei, da es nicht mit den Piccolomini schlösse.

Schiller richtete nach der Abfertigung der Piccolomini seine Gedanken auf das dritte Stück, das er bei seinem bevorstehenden längern Aufenthalte zu Weimar gleich angreifen wollte; gab es darin auch noch viel zu thun, so durfte er doch hoffen,

*) Die ursprüngliche Handschrift mit ihren bedeutenden Streichungen ist glücklicherweise erhalten und ihre Fassung in der „historisch-kritischen" Ausgabe verzeichnet. Es ist dies dieselbe, welche von Schiller den 9. November 1798 an Goethe geschickt und später zum Drucke verwandt wurde.

es werde damit rascher gehn, weil die Handlung bestimmt sei und lebhafte Affekte darin herrschten. Goethe fand in den (am 1. Januar 1799 angekommenen) Piccolomini die zärtlichen Szenen sehr gut gerathen, die Einleitung der Astrologie äußerst glücklich. Da es mit dem Hauptpunkte [der Bestimmung, wo das Stück enden müsse] richtig (entschieden) sei und Schiller nach seiner Ueberzeugung nicht früher (als mit dem jetzigen zweiten Akte von Wallensteins Tod) habe schließen können, so müsse sich alles übrige geben. Um die Schauspieler zur Lösung der schwierigen Aufgabe anzufeuern, nahm Goethe nicht allein ihren früher regelmäßig abgelehnten Neujahrsbesuch an, sondern gab ihnen auch an diesem Morgen ein kleines Frühstück. Den 4. kam Schiller mit den Seinigen nach Weimar, um bei der Einübung der Piccolomini mitzuwirken.*) Die Leseproben wurden auf Goethes Zimmer gehalten, der sich nicht ganz wohl befand, die der drei ersten Akte am 8., die der zwei letzten und des ersten am 10., die der vier letzten am 11. Schiller arbeitete daneben langsam am dritten Stücke fort. Iffland gab am 12. seine höchste Bewunderung der Piccolomini zu erkennen. „Den innigsten Dank für alle eingesandte Herrlichkeit!" schrieb er.**) „Eine große Herrlichkeit ist es. Ich kann nicht von diesem allmächtigen Bilde wegkommen! Welch ein Genuß! Welche Kraft und Wahrheit!

*) In Goethes Tagebuch wird am 2. des ersten, am 6. des dritten Aktes gedacht, die er an diesen Tagen mit Rücksicht auf die Aufführung durchgenommen, am 7. ist eingetragen: „Wallenstein. Leißering". Leißring gab in den Piccolomini den Terzky. Der darauf genannte unbedeutende Schauspieler Burgdorf war schon mit seiner angeblichen Frau entlassen, und seine Anführung steht in keiner Beziehung zu der Vorstellung des Stückes.

**) Den Brief hat erst Vollmer in dem Schiller-Cottaschen Briefwechsel S. 331 mitgetheilt.

Es ist wie der Friede Gottes, über alle gewöhnliche Vernunft! — Soll ich Oktavio sein oder wollen Sie lieber, daß ich Gordon sei? Oder Buttler? Sagen Sie mir gütig darüber ein Wort. In der That, Fleck als Wallenstein wird viel sein. Gruß und Verehrung." Schiller berichtete ihm am 25., nach den in Weimar gehaltenen Proben (am 17. hatte wieder eine Leseprobe der drei ersten, am 18. eine der zwei letzten Akte, am 24. eine wegen der neuen Schauspielerin, welche die Gräfin Terzky darstellen sollte, stattgefunden) werde Wallenstein durch den Schauspieler Graff nicht übel gegeben werden, da ihn eine volle Stimme und ein gefühlter, aus dem Innern dringender Ton unterstützten, wie ihm auch seine eigene dunkle, seltsame Natur zu Statten komme. Vohs werde als Max sein Möglichstes thun, die Nebenrollen seien ganz gut besetzt; sonst aber fehle es sehr, und Oktavio, den der auch mit der Regie des Stückes betraute Schall übernommen hatte, fürchte er, gehe ganz verloren. Den letzten Vorproben konnte Schiller nicht beiwohnen, doch war er bei den Theaterproben vom 25. und 29. zugegen. Die endlich am 30., dem Geburtstage der Herzogin, nach unsäglichen Mühen der beiden verbündeten Dichter stattfindende Vorstellung der Piccolomini war ein entschiedener Triumph von Schillers dramatischer Muse, aber auch für die Schauspielkunst machte sie Epoche, da es hier zum erstenmal gelang, den so lange verbannten ernst geregelten Vers wieder auf die Bühne zu bringen und einen höhern Ton anzuschlagen. Der Beifall war fast ganz allgemein; denn an einzelnen mäkelnden Stimmen von Schillers Gegnern, unter denen Herder, Jean Paul und Wilhelm Schlegel mit seiner Gattin sich befanden, fehlte es nicht. Unter den Unzufriedenen war auch der Herzog. Dieser schrieb den 31. an Goethe: „Ueber den

gestrigen Wallenstein, die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Theil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch eine Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden." Der Herzog konnte bei seiner Vorliebe für das französische Drama dem Stücke nicht gerecht werden; freilich mußte ihm besonders auffallen, daß in den Piccolomini die Handlung keinen Abschluß finde, sie nur eine Vorbereitung der Tragödie seien. Unter den Schauspielern rühmte er besonders Vohs, der sehr schön gespielt habe. Graff sei in der Hofloge fast gar nicht verstanden worden; dieser müsse langsamer und mit weniger Konvulsionen sprechen. Die Teller als Gräfin Terzky habe auch manchmal nicht gewußt, was sie anfangen solle. Der Husar (Isolani) sei wohl etwas zu modern gekleidet gewesen; die Figuren von Rugendas zeigten die alte ungarische Tracht. Begeistert äußerte Schillers alte Freundin Frau von Kalb sich gleich nach der Vorstellung brieflich gegen den Dichter. „Die Menge hält sich an das, was geschieht und gehandelt wird", erwiderte dieser, „aber die Seele, die der Dichter in sein Werk zu legen wünscht und welche tiefer liegt als die Handlung selbst, ist nur für die, welche eine Seele fassen können. Und so muß man selbst ein produktives Vermögen in sich haben, wenn man aus einer so mangelhaften Darstellung, als durch diese Werkzeuge möglich war, den Sinn und Geist des Dichters herausfindet. Sie haben mich gefunden, das freut mich;

denn im Ganzen dieses Stücks habe ich mein Wesen ausgesprochen."

Die am 2. Februar erfolgte Wiederholung der Vorstellung war viel gelungener. Schiller selbst sprach am folgenden Tage dem Schauspieler Graff, um ihn zu ermuntern, schriftlich seine große Freude über das gehaltene Spiel und den trefflichen Vortrag des Monologs und der übrigen schweren Stellen aus; kein Wort davon sei auf die Erde gefallen und das Publikum ganz befriedigt weggegangen. Er habe einen großen Triumph erlangt und dürfe nicht zweifeln, daß seinem großen Verdienst um die Rolle auch öffentlich vor dem ganzen Publikum werde Gerechtigkeit erzeigt werden; ihm den Wallenstein nachzuspielen, solle einem andern nicht so leicht werden, und gewiß werde er nach dem gestern gegebenen Beweise von seiner Herrschaft über sich bei künftigen Vorstellungen seine Kunst noch vollkommener entwickeln. An demselben Tage schrieb ihm Goethe, der bei der zweiten Vorstellung wegen Unwohlseins nicht hatte zugegen sein können, es lasse sich nun überlegen, was man thue, um nach einer Pause die dritte Aufführung noch weiter zu treiben. Den 4. speisten Schiller und Goethe beim Herzog auf dessen Zimmer. Graff und Vohs erhielten als Darsteller der Hauptrollen von dem Herzog und der Herzogin jeder 8 Carolin zum Geschenk. Bei ihren beschränkten Mitteln sei es ihnen in Weimar doch gelungen, äußerte Schiller gegen Iffland, eine bedeutende Vorstellung zu Stande bringen; Vohs habe sich selbst übertroffen und Graff als Wallenstein sich recht brav gehalten. Zu Goethes Anzeige dieser Vorstellung, die bald darauf an die allgemeine Zeitung abging, aber erst Ende März erscheinen konnte, hatte Schiller selbst den Bericht über die Aufführung hinzugefügt, der

für seine Auffassung der Charaktere höchst wichtig ist. „In der gefühlvollen Darstellung unseres Graff", äußerte er hier, „erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten: seine pathetische Rezitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte in der Szene mit der Gräfin Terzky, als er den unglücklichen Entschluß faßt, sowie die Erzählung des Traums riß alle Zuhörer mit sich fort; nur daß er zuweilen, von seinem Gefühl hingezogen, eine zu große Weichheit in seinen Ausdruck legte, die dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach. Vohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums, und er verdiente es zu sein. Immer blieb er im Geist seiner Rolle, und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken. Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags. Thekla von Friedland wurde durch Mlle. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplizität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache, und beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Thekla singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken. Madame Teller, welche die weimarische Bühne vor kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus; durch ihren präzisen und belebten Vortrag der entscheidenden Szene mit Wallenstein, wo alles von der Beredtsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück. Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde

dar, und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Höflingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen, stolzen Soldateska, leicht ausgesetzt war. Malkolmi als Buttler, Leißring als Graf Terzky, Cordemann als Illo, Mlle. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Weyrauch als Kellermeister, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus, und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeiner Gebrauch des Silbenmaßes auf der Bühne recht wohl stattfinden könne. Hunnius als schwedischer Geschäftsträger stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negociateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den mißtrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar. Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach beim Gastmahl, welches Terzky gibt, wurde von Haiden zu großer Ergetzung des Publikums ausgeführt. Um die theatralische Anordnung der ganzen so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufgetragen war, ein großes Verdienst erworben, und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Oktavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden. Die Direktion sparte keinen Aufwand, durch Dekoration und Kleidung den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen*), und die Aufgabe, das barbarische Kostüm jener Zeit, welches dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte

*) Herders Gattin schrieb, die superben Kleider der damaligen Zeit, alle von Atlas, hätten dem historischen Stücke einen einzigen und seltenen Glanz gegeben.

zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, so viel als möglich sein wollte, zu lösen. Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühungen der Schauspieler durch eine fortgesetzte wachsende Aufmerksamkeit; es zeigte sein Interesse und seine Rührung. Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt, und die größere Bekanntschaft der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.“ Die Charakteristik des Stückes war Goethe besonders gelungen.

Gesellschaftliche Verbindungen und Zerstreuungen nebst dem Betreiben der Aufführung der Piccolomini ließen Schiller zu Weimar nicht am dritten Stücke fort arbeiten, das er ernstlich erst angriff, als er am 7. mit Goethe im Schlitten nach Jena zurückgekehrt war. In längstens sechs Wochen hoffte er, wie er den 20. an Körner schrieb, dieses zu vollenden, das jetzt einfach Wallenstein heißen sollte. Hierüber so wie über einige Aenderungen in den Piccolomini unterhielt er sich lebhaft mit Goethe, den aber damals die Farbenlehre anzog. Den 11. sandte er das Vorspiel an Cotta ab, um es dem englischen Buchhändler Bell zu schicken, der es zur Uebersetzung verlangt hatte. Gleich darauf überraschte ihn Iffland mit der Nachricht, daß er von einer Aufführung des Vorspiels zunächst Abstand nehmen müsse. Bedenklich scheine es ihm und mehrern bedeutenden Männern, in einem militärischen Staate ein Stück zu geben, worin über die Art und die Folgen eines großen stehenden Heeres so treffende Dinge in so hinreißender Sprache gesagt würden; es könne gefährlich sein oder leicht gemißdeutet werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da- oder dorthin schicken lassen solle und wolle, so anschaulich dargestellt werde. Auch würde es der Täuschung sehr geschadet haben, hätte

man dieselben Personen, die heute im Lager die gemeinen Lagerbewohner vorstellten, in den Piccolomini in hohem Range und mächtiger Einwirkung gesehen. Zudem hätte man das Stück nur einmal geben können, da es nicht wohl, wie jedes Nachspiel, auf ein schales Vorspiel hätte folgen können. Mit der Uebersendung des dritten Stückes möge Schiller ja eilen, da er diese zum Benefiz des Orchesters bestimmte Aufführung nicht zu weit hinausschieben dürfe. Goethe unterhielt sich mit Schiller über mancherlei tragische Stoffe und ihre Behandlung, so auch über Maria Stuart. In seine Fortdichtung des Wallenstein griff er nicht ein, nahm dagegen die mitgetheilte Fortsetzung mit inniger Theilnahme auf. Bei der Rücksendung des Anfangs derselben am Morgen des 17. bat er ihn, die Möglichkeit Wallensteins, sich zum König von Ungarn zu machen (vgl. Wallensteins Tod III, 5), etwas auszuführen; bis 1 Uhr, wo Schiller wieder mit ihm zu Mittag speisen sollte, hoffte er ziemlich weit in der Durchsicht vorgerückt zu sein; dann werde es auch über Ifflands Brief (vgl. S. 102) manche Betrachtungen geben. Tags darauf verspricht Schiller Iffland bald möglichst die erste Hälfte des Wallenstein, worin schon alles vorkomme, was ein äußeres Arrangement im Stücke fordere. Erst den 22. ging der von Goethe und Schiller vom 16. bis zum 19. ausgeführte Bericht über die Vorstellung der Piccolomini an die allgemeine Zeitung ab. Den 28. kehrte Goethe nach Weimar zurück.

Böttiger, der allzeit fertige öffentliche Beurtheiler, dessen Theaterbericht dadurch von der allgemeinen Zeitung ausgeschlossen worden, daß Goethe selbst ihn lieferte, hatte unterdessen im Journal des Luxus und der Moden sich über die Piccolomini mit großer Anerkennung ausgesprochen und

einen Abdruck seines Aufsatzes am 25. Schiller mitgetheilt.*) Dieser ließ ihm eine eingehende Antwort am 1. März zukommen, in welcher er einigen Auffassungen desselben entgegentrat, aber zugleich seine Freude äußerte, daß dieser mehreres, was er beabsichtigt, treffend und glücklich ausgesprochen. „Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand; nur meine Worte und das Ganze meines Gemäldes können gelten. So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Oktavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von solchen wiederholt, die, wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers, und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehn, wenn man Tücke und Schadenfreude zu Hauptzügen ihres Charakters machte. Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine Frau aus, die auf dem politischen Theater, wenn sie Charakter und Ehrgeiz hat, moralischer handelte.

*) Böttiger berichtete auch über eine vor einiger Zeit mit Graff gehaltene Unterredung, die aufs neue bewiesen habe, daß dieser erst bei der zweiten Vorstellung den Geist der Rolle aufzufassen angefangen habe, und er den höhern Forderungen jetzt immer kräftiger entsprechen werde.

Indem ich diese beiden Personen in Ihrer Achtung zu restituiren suche, muß ich den Wallenstein selbst, als historische Person, etwas in derselben heruntersetzen. Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie sein. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu sein, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war, er war aber mehr ein Abgott der Soldateska, gegen die er splendid und königlich freigebig war, und die er auf Unkosten der ganzen Welt in Ansehen erhielt. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Planen phantastisch und exzentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, in der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt. Was an ihm groß erscheinen, aber nur scheinen konnte, war das Rohe und Ungeheure, also gerade das, was ihn zum tragischen Helden schlecht qualifizierte. Dieses mußte ich ihm nehmen und durch den Ideenschwung, den ich ihm dafür gab, hoffe ich ihn entschädigt zu haben." Schiller äußerte sich hier so zurückhaltend wie möglich, gab Böttiger nur zu verstehn, daß er in Hauptpunkten sich sehr geirrt habe, wobei er absichtlich den Widerspruch auf die Spitze trieb. Wie bitter Schiller und Goethe über Böttiger urtheilten, ergeben die gleichzeitigen Briefe beider. Auf Böttigers am 3. März geäußerten Wunsch, Schröder die ganze Trilogie zu seinem persönlichen Gebrauche anzuvertrauen, ging Schiller nicht ein, obgleich er ihm die Aussicht eröffnete, dieser werde doch einmal den Wallenstein in Weimar spielen. Er sah darin nur den Wunsch Schröders, „sein Müthchen an den hamburger Theaterdirektoren zu kühlen", mit denen dieser zerfallen war. Das hamburger Theater verlangte die Piccolomini, wie es auch das leipziger that.

Das theatralische Treiben, das bewegtere gesellschaftliche Leben und das anhaltende Zusammenleben mit Goethe hatten aus Schiller einen ganz andern Menschen gemacht. Frisch aufgeregt, beendigte er am 6. März die beiden ersten Akte des dritten Stückes, welche er zwei Tage später an Goethe mit der Bitte um rasche Rücksendung sandte. Er habe es endlich glücklicherweise so einrichten können, daß auch dieses Stück fünf Akte habe: den Anstalten zu Wallensteins Ermordung sei eine größere Breite und theatralische Bedeutsamkeit gegeben, zwei die That vollziehende resolute Hauptleute seien handelnd und redend eingeflochten, wodurch auch Buttler höher zu stehn komme und die Vorbereitungen zu der Mordszene furchtbarer würden. Freilich habe sich dadurch auch seine Arbeit ziemlich vermehrt. Damals also wurden V, 1. 2 gedichtet; auch möchten mehrere Auftritte des vierten Aktes, etwa 7 und 8, dieser Zeit angehören. Goethe erwiderte sogleich: die beiden Akte seien vortrefflich; schon beim ersten Lesen hätten sie eine so lebhafte Wirkung geübt, daß sie gar keinen Zweifel zugelassen. „Wenn sich der Zuschauer bei den Piccolominis aus einem gewissen künstlichen und hie und da willkürlich scheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit sich und andern nicht völlig eins werden kann, so gehen diese neuen Akte nun schon gleichsam als naturnothwendig vor sich hin. Die Welt ist gegeben, in der das alles geschieht, die Gesetze sind aufgestellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Interesses, der Leidenschaft findet sein Bette schon gegraben, in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das übrige sehr verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu sein wird." Auch Meyer sei es wie ihm ergangen, schrieb er bei der Rücksendung am folgenden Tage; so könne man des theatralischen Effekts gewiß

sein. Schiller hatte unterdessen von dem mäßigen Erfolge der Piccolomini in Berlin vernommen, wo sie am 18. Februar, zu seinem Aerger nach dem unverkürzten Exemplar, gespielt worden waren; die überlange Dauer hatte die Zuschauer ermüdet, so daß Iffland sich genöthigt sah, sie bei der Wiederholung in der verkürzten Gestalt zu geben. Aber Wallenstein, hoffte der Dichter, werde auch in Berlin durchbrechen.

Erfreut über die Aufnahme, welche die beiden ersten Akte bei Goethe gefunden, schrieb Schiller diesem am 12.: „Die drei letzten, wenn ich sie auch nicht ganz so genau auszuführen Zeit habe, sollen, wenigstens dem ganzen Effekt nach, nicht hinter den ersten zurückbleiben. Die Arbeit avanzirt jetzt mit beschleunigter Bewegung, und wenn ich jeden Tag anwenden kann wie diese letztern, so ist es nicht unmöglich, daß ich Ihnen den ganzen Rest des Wallensteins künftigen Montag [den 18.] durch einen Expressen sende, um das Manuskript, im Fall keine Erinnerungen dagegen zu machen wären, mit der Montagabendpost an Iffland zu expediren.“ Der Freund sah dem Schlusse mit freudigster Spannung entgegen; noch immer fand er, daß die beiden ersten Akte, die er unterdessen noch in sich hatte walten lassen, sich gut darstellten. „Wenn man in [im] Piccolomini beschaut und Antheil nimmt, so wird man hier unwiderstehlich fortgerissen.“ Bereits am 15. konnte Schiller melden, Wallenstein sei todt und auch parentirt, so daß er bloß noch zu bessern und zu feilen habe. Sonntagabend, den 17., hatte er das Werk, so weit es unter den gegenwärtigen Umständen gebracht werden konnte, endlich vollendet, so daß er es Goethe übersenden durfte. „Es kann ihm“, schrieb er dabei, „in einzelnen Theilen noch vielleicht an bestimmter Ausführung fehlen, aber für den theatralisch-

tragischen Zweck scheint es mir ausgeführt genug. Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein. Ich will es auf Ihre Entscheidung ankommen lassen, ob der vierte Akt mit dem Monolog der Thekla schließen soll, welches mir das Liebste wäre, oder ob die völlige Auflösung dieser Episode noch die zwei kleinen Szenen, welche nachfolgen (jetzt IV, 13. 14), nothwendig macht." Goethe erwiderte Tags darauf bei Rücksendung der Handschrift: „Zu dem vollendeten Werke wünsche ich von Herzen Glück; es hat mir ganz besonders genug gethan, ob ich es gleich an einem bösen, [durch Besuche] zerstreuten Morgen nur gleichsam obenhin gekostet habe. Für den theatralischen Zweck ist es hinreichend ausgestattet; die neuen Motive, die ich noch nicht kannte*), sind sehr schön und zweckmäßig. Können Sie künftig den Piccolominis etwas von der Masse abnehmen, so sind beide Stücke ein unschätzbares Geschenk für die deutsche Bühne, und man muß sie durch lange Jahre aufführen. Freilich hat das letzte Stück den großen Vorzug, daß alles aufhört politisch zu sein und bloß menschlich wird, ja das Historische selbst ist nur ein leichter Schleier, wodurch das Reinmenschliche durchblickt. Die Wirkung aufs Gemüth wird nicht gehindert noch gestört. Mit dem Monolog der Prinzessin würde ich auf alle Fälle den Akt schließen. Wie sie fortkommt, bleibt immer der Phantasie überlassen. Vielleicht

*) Man darf hierbei nicht an die Szenen der Thekla denken, von denen Goethe längst wußte; wahrscheinlich gehörte zu den neuen Motiven besonders Gordons Widerstand im letzten Augenblick.

wäre es in der Folge gut, wenn der Stallmeister schon im ersten Stücke eingeführt würde. Der Schluß des Ganzen durch die Adresse des Briefs erschreckt eigentlich, besonders in der weichen Stimmung, in der man sich befindet. Der Fall ist auch wohl einzig, daß man, nachdem alles, was Furcht und Mitleiden zu erregen fähig ist, erschöpft war, mit Schrecken schließen konnte." Noch denselben Abend ging das Stück an Iffland nach Berlin ab. Der erste Akt enthielt von der jetzigen Tragödie III, 1—12, der zweite III, 13—23; der dritte bestand nur aus IV, 1—8, woran sich als Schluß (Gordon geht allein ab) folgender im letzten Theil gereimter Monolog Buttlers anschloß*):

Ich habe mir den reinen Ruf gespart
Mein Leben lang: die Arglist dieses Herzogs
Betrügt mich um**) des Lebens höchsten Schatz, daß ich
Vor diesem Schwächling Gordon muß erröthen.

---

*) Boxbergers Annahme (Neue Jahrbücher der Philologie und Pädagogik 1873, II, 384), diesen Monolog habe Schiller auf Körners Bemerkung im Briefe vom 9. April hinzugefügt, ist unhaltbar; er fand sich schon in dem ersten Bühnenexemplar. Körners Aeußerung verträgt sich sehr gut mit dem frühern Vorhandensein des Monologs. Wenn der Schauspieler Genast berichtet, der Monolog sei nachgeschrieben, so ist hier nur an das Nachschreiben zum gedruckten Stücke zu denken.

**) In einer berliner Anzeige, worin Fr. L. Meyer im Juni, kurz nach der ersten Aufführung, mehrere Stellen des Stückes nach der jetzt verlorenen Theaterhandschrift brachte, steht hier Raubt mir, was eine willkürliche Aenderung zur Herstellung des Fünffüßlers scheint. Von jener Theaterhandschrift haben sich nur Abschriften erhalten, deren Genauigkeit bedenklich scheint. Dagegen sind Auszüge der Handschrift von dem spätern Gymnasialdirektor G. G. S. Köpke und Süvern in seiner weiter unten zu erwähnenden Schrift, dann auch von Woltmann und Meyer in ihren Anzeigen der berliner Aufführung der beiden Dramen bekannt. Vgl. Herrigs „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" VII, 395 ff. XII, 396 ff. XIII, 20 ff.

Anschauen des Großen und Edlen der menschlichen Natur. Freilich ende der erste Theil, allein gegeben, mit einer unaufgelösten Dissonanz, desto größer aber sei die Mannigfaltigkeit und Pracht in den einzelnen Theilen. Alle Charaktere seien gelungen, nur Buttler bedürfe vielleicht noch einiger Nachhülfe; daß dieser ein großes Opfer Wallenstein gebracht habe, was freilich schon in den Piccolomini angedeutet sei, könnte hier mehr herausgehoben werden, da dessen Beleidigung nicht stark betont sein dürfe, weil Wallensteins Bild keinen solchen Schatten vertrage. In der Szene von Deveroux und Macdonald dürfte zu viel Komisches sein, was die Hauptwirkung störe.

Den 11. wurde die Leseprobe von Wallenstein, am 12. die erste Probe auf dem Theater gehalten. Dann kamen die drei Stücke hintereinander zur Aufführung, am 15. das Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. Wallenstein, der am 22. wiederholt wurde. Schiller konnte an Körner schreiben, Wallenstein habe auf dem weimarischen Theater eine außerordentliche Wirkung geübt und auch die Unempfindlichsten mit sich fortgerissen: darüber sei nur eine Stimme gewesen; man habe die ersten acht Tage von nichts anders gesprochen. Als Tragiker hatte er den entschiedensten Sieg zur innigen Freude seines großen Freundes davon getragen, der nicht zweifelte, daß auf diesem glücklich erstiegenen Gipfel der Kunst ihm noch vieles Schöne zum Vortheil des deutschen Theaters und der Kunst gelingen werde. Freilich an bittern Mißurtheilen des Hasses fehlte es auch jetzt nicht. Der letzte Akt thue keine Wirkung, spottete Wilhelm Schlegels Gattin; man merke den Fall des Helden kaum, an dessen Größe elf Akte hindurch gebaut worden, um einen großen Sturz hervorzubringen; das Ganze sei eben nur

ein Werk der Kunst allein ohne allen Instinkt. Die Piccolomini ließen weit mehr ahnen; das viele darin Vorbereitete löse sich hier unbedeutend.

Schiller selbst, der am 25. nach Jena zurückkehrte, war nach der entschiedenen Wirkung von seinem dramatischen Beruf voll überzeugt, und so griff er jetzt gleich wieder nach einem historischen Stoffe, da er erkannte, daß er beim Wallenstein erst das Handwerk vollständig erlernt habe, und die Schwierigkeiten, die er dabei gefunden, nicht in den allgemeinen Hindernissen geschichtlicher Stoffe, sondern größtentheils gerade in dem widerstrebenden Charakter von Wallensteins Geschichte gelegen habe. Sein neues Drama, Maria Stuart, hoffte er allerspätestens am Ende des Winters fertig zu haben. Mit Gewalt wandte er sich jetzt von Wallenstein ab, über den er so viel Geschwätz anhören mußte, daß er ihm fast verleidet wurde, wogegen ihn sein neues Drama ganz hinriß. Nur im Lager wurden einige kleine Aenderungen des Ausdrucks vorgenommen; an den Druck der drei Stücke dachte er zunächst nicht. Goethe war am 1. Mai nach Jena gekommen, wo er auch mit Kotzebue zusammentraf, der seine Stelle als Theaterdichter in Wien aufgegeben hatte. Während seines dortigen Aufenthaltes wurden die drei Stücke mit einigen Aenderungen am 18., 20. und 22. Mai in Weimar wiederholt. Vor den 22. dürften die Zeilen von Frau von Kalb an Schiller fallen: „Sehr viele wünschen, daß die Stelle in der Rolle der Thekla, wo sie singen soll und die Musik präludirt, abgerundet werde und Thekla wirklich singe, und zwar das Lied, was im Piccolomini vorkommt, und sie etwa am Ende des Liedes bei der Stelle: ‚Ich habe geliebt ꝛc.‘ die Zither wegwerfe.“ Schiller konnte unmöglich darauf eingehn, doch strich er das Präludiren des

Orchesters. Goethe schrieb am 26. dem gemeinsamen Freunde Wilhelm von Humboldt nach Paris, man habe bei diesen Aufführungen gesehen, daß man alles wagen könne, sobald man mit Genie, Geist und Ueberlegung wirke. Wallensteins Lager habe nicht allein sogleich mit dem Reime ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfniß erweckt, und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Situation gemacht. Die Piccolomini hätten den Beifall von allen erhalten, welche sie ganz hören gekonnt oder gemocht, wogegen diejenigen, denen es an dem Grade der nöthigen Aufmerksamkeit gefehlt oder die zerstreut gewesen oder nicht den besten Willen gehabt, sich über die Länge und den Mangel an Handlung beschwert, alle aber hätten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalt des Stückes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wallenstein habe zuletzt alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorgestiegen und alle Erwartungen übertroffen.

Zu Berlin hatte Wallensteins Tod am 17. Mai bei allen Unparteiischen großen Beifall gefunden; doch der König und die Königin waren nicht im Theater gewesen, weil sie das Stück zuerst bei ihrem Besuche in Weimar auf der herzoglichen Bühne sehn wollten. Am 2. Juli wohnten beide der dortigen Aufführung bei; sie zeichneten den Dichter persönlich sehr aus, wenn sie ihm auch keinen äußern Beweis ihrer Huld gaben. Schiller bemerkte bei dieser sehr wirkungsvollen Vorstellung wieder, daß das eigentlich Poetische, selbst wenn es ins Lyrische übergehe, den sichersten und tiefsten Eindruck hervorbringe.

Unterdessen waren von England aus verschiedene Anfragen wegen Wallensteins an den Dichter gelangt. Dieser schrieb

deshalb an G. H. Nöhden in Eton, den Uebersetzer seines Karlos, der schon im vorigen Jahre seines neuen Dramas wegen bei ihm angefragt hatte. Da ihm von England aus 60 Pfund für den Wallenstein geboten worden, so wünschte er zu wissen, ob Nöhdens Buchhändler ihm eben so viel zu zahlen bereit sei. Auch bat er ihn, bei einem der Direktoren des Theaters zu Drurylane, auf welchem Kotzebue so viel Beifall gefunden hatte, die Anfrage zu thun, ob derselbe die theatralisch wirksamen Stücke von ihm anzunehmen und zu bezahlen bereit sei. Die wallensteinischen Stücke gedenke er in ein einziges Theaterstück zusammenzuziehen, weil die Trennung in zwei Stücke auf dem Theater etwas Ungewöhnliches habe und die erste Hälfte etwas Unbefriedigendes behalte; in ein Stück vereinigt, würden sie ein sehr wirkungsreiches Theaterstück bilden, wie ihn die Aufführung in Weimar überzeugt habe. Aber auf die vom Verleger gestellte Bedingung, daß die Urschrift erst nach der Uebersetzung gedruckt werde, konnte er nicht eingehn, und so hielt er sich an den Buchhändler Bell, für den er eine Abschrift anfertigen ließ. Sie ward am 30. September mit dem Zeugniß, daß Schiller sie durchgesehen, an Cotta und durch dessen Vermittlung an Bell gesandt.*) Eine andere für das stuttgarter Theater bestimmte Handschrift mit Abstrichen und Aenderungen in Rücksicht auf die politischen Verhältnisse des damals mit Oesterreich engverbündeten Würtemberg ward am 4. November mit Schillers Zeugniß, daß er sie verglichen habe, versehen. Sie kam später auf die königliche Bibliothek in Berlin.

---

*) Freiligrath hat diese aufgefunden und seine Vergleichung mit den Lesarten der gleich zu erwähnenden stuttgarter Handschrift 1861 im londoner Athenaeum Nr. 1755 bekannt gemacht. Eine neuerdings beabsichtigte vollständige Vergleichung war auf Hindernisse gestoßen.

W. von Maltzahn hat von dieser Handschrift 1861 einen vollständigen Abdruck veranstaltet. Aber auch nach dieser Selbstzensur blieb das Stück von der stuttgarter Bühne ausgeschlossen. Ueber die Aufführung in Berlin erhielt Schiller erst spät erfreuliche Nachrichten; die ausführliche Anzeige und Beurtheilung dieser Vorstellung und des Stücks selbst in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie von Fr. L. Meyer [vgl. S. 109**] befriedigte ihn trotz ihres gewaltigen Lobes eben so wenig als die eben daselbst früher gegebene über die der Piccolomini von Woltmann; beide hatten zu seinem Aerger große Stellen aus den Stücken abdrucken lassen. Jene Handschrift ging zu Grunde, wie auch das weimarische Theaterexemplar 1825 durch den Brand des Schauspielhauses zerstört wurde, doch haben sich mehrfache vollständige oder theilweise Abschriften erhalten. Schiller dachte den Wallenstein in zwei Bänden herauszugeben, deren zweiter eine „Abhandlung über die wallensteinischen Schauspiele“ und „historische Anmerkungen“ bringen sollte. Der Druck verzögerte sich aber in Folge der gefährlichen Krankheit von Schillers Frau.

Erst als der Dichter, um die beständige Anschauung der Bühne zu gewinnen, am 7. Dezember nach Weimar gezogen war und Maria Stuart größtentheils ausgeführt hatte, begann er die wallensteinischen Stücke für den Druck durchzusehn. Am 5. Januar 1800 sandte er Körner den ersten Akt*) der Piccolomini, mit der Bitte, ihm seine Bemerkungen darüber mit-

*) Die ersten Akte in Körners Brief muß Versehen sein, da Körner in der Antwort nur des ersten gedenkt. Körner besaß später eine Abschrift der ganzen Trilogie mit Ausnahme des ersten zurückgesandten Aktes der Piccolomini, um den er noch am 14. August 1799 vergebens gebeten hatte.

zutheilen, da er im nächsten Monat den Druck beginnen lassen müsse. Körner wollte sich am 12., da er etwas Muße hatte, sogleich hinsetzen, um seine Bemerkungen darüber niederzuschreiben. Dieses muß auch geschehen sein, da er im Briefe vom 16. „noch einige Bemerkungen über den Wallenstein" schickte; die frühern sind verloren gegangen. Körner besaß damals eine Abschrift des ganzen Wallenstein. Der Brief vom 16. setzt nicht allein die kurz vorhergegangene Lesung des ganzen Dramas, sondern auch dessen wörtliche Vorlage voraus; denn er enthält am Schlusse Bemerkungen zu den Piccolomini und Wallenstein, welche, weil sie keinen Einfluß auf die Textgestaltung gehabt, leider ungedruckt geblieben sind, und er verbreitet sich über alle drei Stücke. Es frage sich, bemerkt er, ob Schillers Gemälde für unsere Zimmer nicht zu groß sei; wenn auch eine Rücksicht dieser Art in den Momenten der Produktion kleinlich sein würde, so lasse sich doch nach Vollendung des Werkes vielleicht auf Mittel denken, wie die Wirkung der einzelnen Theile auch für diejenigen befördert werden könne, die das Ganze nur theilweise (jedes Stück für sich) zu betrachten im Stande seien. „Von Wallensteins Lager kann man nicht verlangen, daß es ein selbständiges Ganzes ausmachen soll. Desto wichtiger scheint es mir als Einleitung, und es wäre schade, wenn der Reichthum der Darstellung ein Hinderniß sein sollte, warum es nicht jedesmal vor den Piccolomini aufgeführt würde. Was es von historischer Exposition und von biographischen Zügen Wallensteins enthält, halte ich allenfalls für entbehrlich für die Wirkung des Ganzen, aber nicht die Stimmung, welche die letzte Szene hervorbringt. In unsern prosaischen Zeiten bedürfen wir eines Uebergangs aus der wirklichen Welt, um für ein Werk der Phan-

tasie empfänglich zu werden. Und hierzu ist nichts tauglicher als militärische Szenen. Das Begeisternde, was sie darbieten, ist noch in den Grenzen der Sinnlichkeit, und darum in einem größern Umfange wirksam. Eine solche Absicht mußte verhüllt werden; nur die Wahrheit der Darstellung mußte man anfänglich bemerken, und mit der Situation mußte die Stimmung allmählich steigen. In einem Gemälde von dem größern Maßstabe des ganzen Werks würde man daher auch manche Nebenfiguren und Nebenzüge ungern vermissen, aber für die Aufführung wünschte ich noch einen Auszug, der wenigstens das Wesentliche enthielte. In den Piccolomini ist allerdings Einheit, die aber nicht auf den ersten Blick einleuchtet. Anfänglich scheinen drei Gegenstände (Wallensteins Schicksal, das Verhältniß der beiden Piccolomini gegen einander und die Liebe zwischen Max und Thekla) die Aufmerksamkeit zu theilen. Aber Max ist doch eigentlich der Mittelpunkt des Ganzen: alles um ihn her soll nur der Schauplatz sein, auf dem sich seine hohe sittliche Natur verherrlicht. Vielleicht könnte es aber noch dem Zuschauer erleichtert werden, das Ganze aus diesem Gesichtspunkte zu fassen. Sollte es nicht vortheilhaft sein, wenn Maxens Enthusiasmus für Wallenstein etwas mehr motivirt würde? Wallensteins liebenswürdigste Seite wird uns erst im zweiten Stück gezeigt. Wie wäre es, wenn schon hier im Anfang des zweiten Akts ein Blick in sein Inneres geöffnet würde? Hierzu könnte eine Szene zwischen ihm und Max dienen, wo dieser ihm das Gesuch der Regimenter eröffnete. Vielleicht ließe sich hier manches aus dem Monolog des vierten Akts benutzen, was nachher wegbleiben könnte. Im vierten Akt würde alsdann Maxens Anmeldung stärker auf Wallenstein wirken, und, was ich wünschte, nicht so leicht abgefertigt werden

können. Auch wäre die Szene zwischen Max und Wallenstein im fünften Akt mehr vorbereitet, würde aber vielleicht einige kleine Abänderungen erfordern. Du gewönnest dadurch zugleich den Vortheil, daß Wallenstein im zweiten und dritten Akt nicht zu sehr verdunkelt würde. Ein Kontrast war nöthig, um ihn im vierten Akt mehr herauszuheben: aber sollte nicht vielleicht hier der Schatten zu stark sein? Wir hören von den niedrigen Kunstgriffen, durch die ein Illo und Terzky seine Unentschlossenheit zu endigen hoffen, von seinem blinden Vertrauen gegen seinen gefährlichsten Gegner, von der geringen Wahrscheinlichkeit, daß er eine Liebe begünstigen werde, an der wir aufs innigste theilnehmen: alles dies bedarf, däucht mich, eines stärkern Gegengewichts, als ich im ersten Akte finde. Wallenstein muß uns immer durch Größe interessiren, aber es muß ihm doch etwas fehlen, wodurch sich Max über ihn emporhebt. Dieses Fehlende ist die Einheit des Charakters. Bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens erscheint er als ein sittliches Chaos, in stetem Widerspruche mit sich selbst, und vergebens bemüht, das Unvereinbare zu vereinigen; daher ist seine Unentschlossenheit ein so wichtiger Zug, der einer baldigen Aufklärung bedarf, um ihn nicht zu verkennen. Bei Max ist die sittliche Harmonie, die Schönheit der Seele das Werk eines Instinkts, wobei er sich keines Verdienstes bewußt ist. Was ihm so leicht wird, setzt er gern da voraus, wo ihn so viel einzelne Trefflichkeiten begeistern: daher sein Ideal von Wallenstein. Dies Ideal muß uns in den ersten drei Akten immer begreiflich bleiben, wenn nicht auch Max verlieren soll. In der letzten Szene des fünften Akts sollte Max in seiner ganzen Hoheit erscheinen. Es würde daher wohl thun, däucht mich, wenn der Gedanke, sich an die Spitze der treuen Regimenter

zu stellen und sie aus Pilsen zu führen, von ihm käme. Ein solcher Entschluß wäre das Gegenstück zu dem Benehmen Oktavios in den vorhergehenden Szenen. Ihn zu äußern, würde Max erst durch die Frage veranlaßt:

> Und trau' ich deinem Herzen auch, wirds immer,
> In deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?*)

Er spräche davon mit ruhiger Würde, im Gefühle seines persönlichen Ansehens bei dem bessern Theile der Armee. Oktavio würde beschämt in ihm die edlere Natur erkennen, und ihn mit Achtung und Zutrauen verlassen. Im zweiten Stück gibt es keinen Helden, sondern das Interesse liegt blos in der tragischen Handlung. Wallensteins Inkonsequenzen befördern gerade die hohe Rührung, die dir so trefflich gelungen ist; sie entstehen oft aus den edelsten Triebfedern, und dienen doch nur, sein Verderben zu beschleunigen. Auch Maxens Verzweiflung paßt nicht zu der Höhe, auf der wir ihn im ersten Stücke sahen: aber auch in ihm sollte das Gemisch von Größe und Beschränktheit der menschlichen Natur erscheinen, dessen Darstellung die echte tragische Wirkung hervorbringt. Nur eine Bemerkung erlaube mir im ganzen über Buttler. Ich wünschte ihn finsterer und verschlossener: dies würde mehr mit Wallensteins heiterer Offenheit kontrastiren. Auch scheint es nicht nöthig, daß Buttler sich von seiner Handlungsweise so deutlich Rechenschaft gibt. Ich würde ihn daher wenig allein sprechen lassen, nur etwa den Anfang des Monologs im dritten Akt bis zu der Zeile:

> Und hier an Böhmens Grenze muß er sinken."

Schiller wurde durch diese Aeußerungen seines vertrautesten

*) Jetzt Wallensteins Tod II, 7, 71 f.

alten Freundes schmerzlich überrascht, da sie offenbar zeigten, dieser habe die dichterische Gestaltung der beiden Dramen, trotz seiner eigenen Aeußerungen darüber, unglaublich mißverstanden. Erst als der Druck fast vollendet war, antwortete der kaum von schwerer Krankheit Genesene nicht ohne Empfindlichkeit: die letzte Bearbeitung sei in eine für ihn sehr harte Zeit gefallen, so daß er sich nicht wundern dürfe, wenn von seinen Bemerkungen nicht viel Gebrauch gemacht sei. „Ueberdem ist ein Kunstprodukt, insofern es mit Kunstsinn entworfen ward, ein lebendiges Werk, wo alles mit allem zusammenhängt, wo an nichts gerückt werden kann, ohne alles von der Stelle zu bewegen. Und selbst bei der reinsten Muße und Gemüthsstimmung möchte ich Mühe gehabt haben, deine Wünsche zu befriedigen, da ich in mehrern Punkten quaestionis entgegengesetzte Grundsätze über Poesie und tragische Poesie insbesondere habe, die ich nicht wohl aufgeben kann.“ Am 5. Februar war der erste Bogen gedruckt, auch wohl die Durchsicht des Ganzen zum größten Theile vollendet. Den 16. erkrankte Schiller ernstlich und noch am 24. März, wo er sich endlich an Körner wandte, litt er an den Folgen dieses Anfalls. In etwa zehn Tagen hoffte er Körner den ausgedruckten Wallenstein senden zu können. Von Wallensteins Tod hatte er IV, 1. 2 am 20. Januar durch Goethe an Vulpius gegeben, der eine Probe des Dramas für seine Zeitschrift Janus sich erbeten hatte. Die Piccolomini hatten wieder ihre beiden letzten Akte an Wallensteins Tod abtreten müssen, und in beiden Stücken war jetzt die frühere Abgrenzung der Akte zurückgeführt. Durch jene beiden letzten Akte hatte das Stück nicht allein eine übermäßige Länge erhalten, sondern auch seine Einheit verloren. Was den Dichter früher bestimmt hatte, die beiden Akte noch zu den Piccolomini

zu schlagen, war der Mangel einer entschiedenen Handlung; da er aber auch dadurch dem Stücke nicht das erwünschte Interesse hatte geben können, so suchte er jetzt die Sprache desselben noch an manchen Stellen zu heben, ein Bestreben, das ihn vielleicht zuweilen das Maß überschreiten ließ. Die früher mit Rücksicht auf die theatralische Darstellung gestrichenen 400 Jamben der *Piccolomini* blieben auch jetzt weg.*) *Wallensteins Tod* wurde im einzelnen viel weniger verändert. Schon bei der Wiederholung der drei Stücke, am 12., 14. und 17. Februar waren die beiden letzten Akte der *Piccolomini* dem letzten Stücke zugetheilt worden. Die Vollendung des Druckes verzögerte sich. Erst am 23. Juni konnte Schiller ein Exemplar an Körner senden. *Wallenstein* erschien in zwei Theilen in drei verschiedenen Ausgaben, die zusammen 4000 Exemplare stark waren. Im *Lager* I, 8, 142 war der Vers „Hat aber u. s. w." ausgefallen, der erst

---

*) Die zum Druck verwendete Handschrift des *Lagers* und der *Piccolomini* (in der frühern Ausdehnung, wo sie noch die beiden ersten Akte von *Wallensteins Tod* enthielten) ist besonders werthvoll, weil sie noch die ältere Gestalt enthält, die zahlreiche Ausstreichungen und Aenderungen erlitt. Sie war früher im Besitze des Stadtpfarrers Rues in Ulm; jetzt befindet sie sich auf der königlichen Bibliothek zu Stuttgart. Es ist dieselbe, der wir oben S. 95* gedachten. Sie schließt mit dem zweiten Verse von *Wallensteins Tod*. Die Theaterhandschriften scheinen nach ihr gemacht zu sein. Sie besteht aus vier in Größe und Farbe des Papiers abweichenden Theilen, Akt I und II, III, IV, 1—5 und dem Schlusse. Wir verdanken W. Vollmer die sorgfältigste Vergleichung, die in der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers Werken sich findet, in welcher H. Oesterley den *Wallenstein* herausgegeben hat. Diese Ausgabe bringt auch die Abweichungen der für das stuttgarter Theater bestimmten Handschrift (vgl. S. 115 f.). Im Jahre 1880 hat der uns zu früh entrissene Vollmer einen vorzüglichen Text *Wallensteins* mit den verschiedenen Lesarten gegeben, worin manche Nachlässigkeiten Oesterleys verbessert sind.

in neuester Zeit hergestellt wurde. Leider war der Vortheil, den Schiller von den Bühnen gehofft hatte, äußerst gering gewesen, nur Berlin zahlte seine 60 Friedrichsdor, in Wien und Stuttgart war die Aufführung verboten, in Leipzig und Magdeburg schreckte man vor dem Honorar zurück, und so wartete man bis zur Zeit, wo man das Stück im Buchhandel kaufen konnte.

Ende Mai hatte ein Philolog, Professor Süvern in Berlin, dem Dichter seine Schrift: „Ueber Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie" zugesandt, worin er Wallenstein als erste Spur des Zusammentreffens einer geläuterten Philosophie mit den Vorbildern der Alten bezeichnete, deren Höhe aber Schiller noch nicht erreicht habe. Eine große, ungeheure That werde hier durch die Verkettung des Schicksals herbeigeführt, dessen Zorn der Held selbst herausgefordert, nicht durch ein niedriges, schlechtes Herz, sondern durch ein Uebermaß der Kraft und das Zusammengreifen der Umstände zu einer Handlung gedrängt, welche sein ganzes Haus und alle, die an ihn gebunden sind, Schuldige und Unschuldige, in ihre Folgen verstricke. In dieser Darstellung der eisernen Gewalt des alles zermalmenden Schicksals stehe Wallenstein der alten griechischen Tragödie gleich, aber es fehle ihm, was diese vollende, die Hindeutung auf die Kraft, den Schicksalsmächten zu widerstehn. Die Schuld liege im Stoffe, den der Dichter vortrefflich behandelt habe; nur lasse er seinen Helden zu viel über das Schicksal räsonniren. Auch verbreitete sich Süvern über die kunstmäßige trilogische Form der alten Tragödie, worin jedes Stück eine abgeschlossene Handlung darstelle, was bei Wallenstein nicht der Fall sei, dessen erstes Stück ganz zufällig da stehe, das zweite sei nur vorbereitend und werde erst durch das dritte bedeutend und

fruchtbar. Endlich vermißte er an Wallenstein, im Gegensatz zur attischen Tragödie, die Erhebung des Patriotismus; es werde nur auf Dichter ankommen, auch die deutsche Geschichte dichterischer und fruchtbarer zu machen. Schiller konnte diesen auf den dichterischen Werth und das dramatische Verdienst wenig eingehenden, den ideellen Mittelpunkt und die darauf gegründete kunstvolle Komposition verkennenden Versuch nicht für bedeutend halten. Erst am 26. Juli erwiderte er auf die von einem freundlichen Briefe begleitete Sendung. Er freue sich, schrieb er, daß die Tragödie der Griechen einen so geistreichen Verfechter, sein Stück aber einen so freundschaftlichen Beurtheiler gefunden habe. Anfangs habe er beabsichtigt, sich weitläufiger auszulassen und einige Behauptungen, mit denen er nicht übereinstimmen könne, zu bestreiten, aber er müsse sich wegen seines neuen Stückes den Wallenstein aus dem Sinne schlagen. Aus der gedruckten Ausgabe werde er übrigens ersehn, daß verschiedenen seiner Erinnerungen schon in der ersten Anlage des Stückes begegnet gewesen; nur die spätere Idee, es auf die Bühne zu bringen, sei Schuld gewesen, daß er gewisse Forderungen der Kunst dem Bedürfniß des Theaters geopfert habe. Die sophokleische Tragödie sei eine Erscheinung ihrer Zeit gewesen; das lebendige Produkt einer individuellen, bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, heiße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehn und wirken müsse, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie habe mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, und müsse also Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen.

An demselben Tage, wo er Süvern antwortete, überschickte er Goethe das ihm von dem jungen Klingemann in Braunschweig mit einem sehr bescheiden lautenden Briefe gesandte erste Heft einer neuen Zeitschrift Memnon, das unter anderm auch den Anfang von Briefen über Wallenstein enthielt. Der Freund werde hier, schrieb er, zu seiner Verwunderung den Einfluß schlegelscher Ideen auf die neuesten Kunsturtheile ersehn. „Es ist nicht abzusehn, was aus diesem Wesen werden soll, aber weder für die Hervorbringung selbst noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen. Sie werden erstaunen, darin zu lesen, daß das wahre Hervorbringen in Künsten ganz bewußtlos sein muß, und daß man es besonders Ihrem Genius zum großen Vorzug anrechnet, ganz ohne Bewußtsein zu handeln.“ Da konnte denn Schiller am wenigsten Lust fühlen, Klingemanns Wunsch zu erfüllen, ihm „über diejenigen Stellen, wo seine Ansichten mangelhaft sein sollten, seine Meinung mitzutheilen“.

Unterdessen war in England eine Uebersetzung von Schillers Drama von Coleridge erschienen nach der an Bell gesandten Handschrift, welche dieser ohne Wissen des Dichters an die Buchhandlung von Longman und Rees verkauft hatte. Die Zahlung des Honorars von Bell erfolgte nur spät und allmählich. Die vom Grafen Louis Narbonne-Lara beabsichtigte französische Uebersetzung kam gar nicht zu Stande. Schiller hatte früher, wo er von dem Wunsche des jungen Johann Georg Schweighäuser in Paris und zweier andern gehört, den Wallenstein ins Französische zu übertragen, ernstlich gezweifelt, ob dieser sich das französische Joch auflegen lassen werde.

In Deutschland fand Wallenstein so raschen Absatz, daß

Cotta schon am 26. August an eine zweite Auflage denken konnte, obgleich zwei Nachdrucker, Goebhard in Bamberg und Doll in Wien, sich des Stückes bemächtigt hatten; dem letztern war sogar ein kaiserliches Privilegium darauf zu Theil geworden. Um diesen entgegenzuarbeiten, veranstaltete Cotta auch eine wohlfeilere Ausgabe, deren Druck bereits am 22. September begann, aber wegen Mangels an Papier wurden nur 1500 Exemplare, zum Theil auf Druck-, zum Theil auf Velinpapier, gedruckt. Ein dritter Abdruck erschien 1802 in starker Auflage, ein vierter erst 1805.

Unterdessen waren auch, wie bei Schillers frühern Stücken, zwei von Schauspielern gemachte Theaterbearbeitungen ohne Wissen und Willen des Dichters erschienen, die eine zu Mannheim von Wilhelm Vogel, die andere zu Königsberg von Karl Friedrich Wilhelm Fleischer. Da Vogel unvernünftig abgekürzt hatte, so versuchte Körner mit Zugrundelegung der vogelschen eine andere Bearbeitung, nach welcher das Stück, mit einigen Aenderungen, in Dresden aufgeführt wurde.

Für die Sammlung seiner Dramen, die als Theater von Schiller schon zu Lebzeiten des Dichters vorbereitet wurde, sollten alle einzelnen Dramen neu durchgesehen werden, aber beim Tode des Dichters waren erst die beiden Stücke des ersten Bandes, die Huldigung der Künste und die Jungfrau von Orleans, durchgesehen. Wallenstein erschien demnach ganz unverändert, nur durch den unglücklichen, ein halbes Jahrhundert fortgepflanzten Ausfall des Verses: „Ich kann auch Unmensch sein wie er" (Wallensteins Tod III, 18, 38), und manche Versehen oder willkürliche Aenderungen entstellt, im

dritten Bande des Theaters.*) Dem deutschen Theater war in Wallensteins Tod ein künstlerisch gedachtes, dichterisch bedeutendes und wirkungsvolles Stück geboten, der deutschen Lesewelt in dem großen dramatischen Gedichte eine gehaltvolle, Geist und Gemüth erhebende Dichtung zu Theil geworden; der Dichter selbst aber hatte im Ringen mit dem ungefügen Stoffe seine dramatische Gestaltungskraft zum erstenmal seit seiner reinern Ansicht und seiner reifern Erfassung der Forderungen der Kunst aufs glänzendste erprobt, wenn auch das Ganze den strengen Gesetzen der Kunstform nicht durchaus entsprach. Es war ihm ein Werk ohne Gleichen gelungen, das auch heute noch vielen als die bedeutendste Gabe seiner dramatischen Kraft gilt. Freilich konnte kaum ein anderes Drama der beschränkten französischen Kunstansicht stärker widerstreiten. Als Benjamin Constant, der Freund der Frau von Staël, im Jahre 1809 Schillers Drama nach französischem Geschmack zu seiner Bearbeitung beschnitten und seine Ausstellungen in einer ausführlichen Vorrede vorgetragen hatte, schrieb Goethe an Schillers Gattin als Beurtheilung von Constants Wallstein Tragédie en cinq Actes die Spottverse:

> Der du des Lobs dich billig freuen solltest,
> O guter Constant, bleibe still!
> Der Deutsche dankt dir nicht, er weiß wohl, was es will;
> Der Franke weiß nicht, was du wolltest.

Viel ehrenvoller urtheilte freilich Schillers Wittwe, welcher, wie

) Später hat Körner in der Gesammtausgabe Schillers einzelnes, wohl ohne handschriftliche Grundlage, geändert; nur einmal führt er ein „früheres Manuskript“ an, aus dem er zwei Verse einfügte. Vgl. oben S. 116. Die spätern Ausgaben, besonders die von 1835, haben sich viele willkürliche Abweichungen gestattet, deren Beseitigung wir dem um Schiller hoch verdienten, leider zu früh hingeschiedenen Joachim Meyer verdanken.

II. Stoff.

Geschichte des dreißigjährigen Krieges
hatte Schiller von Wallensteins mächtigem Ein=
seinem Abfalle und Tod eine ausführliche Dar=
n. Dort führt er ihn zuerst ein, wie er „im Besitz
ichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt,
auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf
e Berechnung der Zeitumstände", sich erbot auf
r Freunde Kosten ein Heer auszurüsten, und es,
f 50,000 Mann bringen dürfe, selbst zu erhalten;
m erstenmal in diesem Kriege eine kaiserliche Armee
freilich in wohlhabende, vom Kriege bisher ver=
ne deutsche Länder führen mußte. Zuletzt stieg sein
)0 Mann, wodurch er auch den mächtigsten einzelnen
Furcht setzen und alle Gewaltthätigkeiten im Namen
usüben konnte. „Je mehr man das Heer ver=
eniger durfte man um den Unterhalt desselben be=
denn desto mehr brachte es die widersetzlichen
ittern: je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto
nnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte
atten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue

konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. . . . Obersten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendungen an seine Kreaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden), unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten — alles dieses ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschatzungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Länder, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. . . . Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwollen an, indem alle Länder welkten, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klagegeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlachen." Als Wallensteins überlegten Grundsatz bezeichnet Schiller die Absicht, „die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen und das Ansehen des letztern über alle Vergleichung zu erhöhen". Sein Oberherr sollte in ganz Deutschland keinen Menschen zu fürchten haben als ihn allein, dem er diese Allmacht verdankte.

Wie Wallenstein auf Unkosten zweier Reichsfürsten zum Herzoge von Friedland erhoben wurde, wie er sich das eroberte Mecklenburg zum Unterpfande der dem Kaiser für das Heer gemachten Geldvorschüsse nahm, wie er, der sich jetzt Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande nannte, bis zur Ostsee vordrang, um, dort festen Fuß fassend, den Grundstein zu einer längst von seiner Ehrsucht erstrebten Macht zu legen, die ihn in den Stand setze, seinen Herrn zu entbehren, wie er deshalb Stralsund trotz Neutralität und Privilegien angriff, wie er den abenteuerlichen Plan durchführen wollte, diesen vortrefflich befestigten Seeplatz zu erobern, ohne den Hafen einzuschließen, wie er den Mangel gründlicher Mittel durch prahlerische Drohungen zu ersetzen suchte, den Befehl des Kaisers, von der sich ihm scheinbar unterwerfenden und einige annehmliche Erbietungen machenden Stadt abzuziehen, nicht achtete, sie aber doch, nachdem er sie in die Hände der Schweden getrieben und dadurch Gustav Adolf in die deutschen Angelegenheiten gezogen, endlich aufgeben mußte — dies alles wird von Schiller in hergebrachter Weise ausführlich berichtet. Zu Regensburg wurde Wallensteins Absetzung ausgesprochen. Schiller hebt dabei den Einfluß des französischen Kapuzinerpaters Joseph hervor. „Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe 100,000 Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Offiziere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war sein Ehrgeiz, unbeugsam sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterstürzen. Eine solche Sentenz

gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es gekostet hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von Wallensteins genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Botschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte. Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen zu gehorchen. Dieser Urteilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeihungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist gleich einem Knaben am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sei, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. . . . . ‚Der Kaiser ist verrathen!‘ antwortete Wallenstein den Gesandten: ‚ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des [Kurfürsten von] Baiern dominirt. Zwar thut mirs wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.‘ . . . Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Offiziere trat sogleich aus dem

kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.“ Nachdem Schiller des königlichen Pompes ausführlich gedacht, welcher ihn in seiner Zurückgezogenheit umgab, fährt er fort: „Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Finster, verschlossen, unergründlich sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals und den Verführungen der Sinne wiederstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufsätze schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schar seiner Diener festhalten.“

Nach einer Schilderung der entsetzlichen Noth des Kaisers in Folge des unaufhaltsamen Vorrückens der Schweden und Sachsen fährt Schiller fort: „Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene

he von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abda
Oesterreich hereinstürmte, dem Kaiser selbst das Gest
issen, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm
en worden sei. . . . Entfernt von der Kriegesbühne u
folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine N
er auf dem Felde des Ruhms sich Lorbern sammelten,
stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter
nheit zugesehen und im schimmernden Gepränge eines Th
en die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes
en. Von einer glühenden Leidenschaft aufgerieben, wä
eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigung log, br
ill die schreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrsuch
e, und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Er
alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kais
ben war; nur was er für den Kaiser gethan hatte, stan
enden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem
ichen Durst nach Größe und Macht war der Undan
ers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen u
Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden
ündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Ent
r Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergelt
jedem andern Kopfe, bemerkt Schiller, hätte nur der
die jetzt unbegrenzten Entwürfe von Wallensteins
ngskraft erzeugen können. Nachdem er das Gewic
tzes der höchsten Gewalt schmerzhaft erfahren, habe er
Hände darnach ausgestreckt; der an ihm selbst verübte
ihn zum Räuber gemacht. Hätte ihn keine Belei
igt, so würde er sorgsam seine Bahn um die Majest
ones beschrieben haben, zufrieden mit dem Ruhm

glänzendste seiner Trabanten zu sein; „erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne."

Zunächst wird des ersten Versuches Wallensteins gedacht, sich durch den vertriebenen Grafen von Thurn mit dem siegreichen Schwedenkönige in Verbindung zu setzen, um gemeinsam mit ihm gegen Oesterreich zu kämpfen. Der König sollte ihm 15,000 Mann geben; mit diesen und den von ihm selbst geworbenen Truppen wollte er Böhmen und Mähren erobern, bis Wien vordringen und den Kaiser nach Italien verjagen. Mißtraute der König auch diesen übertriebenen Versprechungen, so hütete er sich doch, einen so wichtigen Freund entschieden zurückzuweisen. Als Wallenstein nach der breitenfelder Schlacht auf eine bestimmte Erklärung drang, entschuldigte er sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zuge in das Reich durch eine so große Verminderung leiden würde, „und verscherzte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das schnellste zu endigen". Aber die Verschiedenheit der Charaktere machte eine dauernde Verbindung unmöglich, und Gustav Adolf würde sich nie dazu verstanden haben, seinen Verrath mit der böhmischen Krone zu belohnen. Nachdem dieser erste Racheversuch fehlgeschlagen, arbeitete Wallenstein durch seinen alten Freund Arnheim [Arnim] an einer Verbindung mit dem Kurfürsten von Sachsen; doch um im Verein mit diesem seine Pläne durchzusetzen, bedurfte er einer Armee, die er nur im Namen und mit Genehmigung des Kaisers werben konnte. Um diesen zu zwingen, ihm von neuem den Oberbefehl zu übertragen, hatte er die Fortschritte des Feindes zu befördern gesucht. „Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die

Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und sich nach Böhmen wandten und dieses unvertheidigt ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen selben waren nicht weniger sein Werk. Durch den den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Wider überlieferte die Hauptstadt durch seinen voreiligen Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Ver gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Verabredung."

Jetzt drangen endlich Wallensteins freiwillige und wiener Anhänger durch. Der Kaiser beauftragte dessen seine Gesinnungen zu erforschen. Aber Wallenstein, sein einziger Wunsch sei Ruhe. Eine Einladung lehnte er ab, doch ging er nach Znaim in Mähren, um die Unterhandlungen zu erleichtern. Seine alten Questenberg und von Werdenberg wurden an ihn gesandt, auch der ihm gleichfalls standhaft anhängende Minister von Eggenberg. Nur mit Widerstreben schien er nachzugeben, doch übernahm er den Oberbefehl zunächst auf Monate, da er bloß eine Armee schaffen wolle; war überzeugt, daß man ihn nicht entlassen, sondern ihn weitgehendsten Bewilligungen zu halten suchen würde. wunderbarer Schnelligkeit brachte er eine neue Armee auf die er von seinem eigenen Vermögen 200,000 wandte: aber was war die Armee ohne ihn! Durch das mittel seines Rücktritts wußte er dem Kaiser die über Bedingungen abzuzwingen. Wallenstein, ganz vom

der Empörung beherrscht, hatte alles gefordert, was er zur Förderung derselben bedurfte; vor allem den unumschränkten Oberbefehl über alle deutschen Armeen des österreichischen und spanischen Hauses mit der unbegrenzten Vollmacht zu strafen und zu belohnen. Weder der König von Ungarn noch der Kaiser selbst dürfe bei der Armee erscheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität dabei ausüben, weder eine Stelle vergeben noch eine Belohnung verleihen; jeder Gnadenbrief sollte nur mit Wallensteins Genehmigung gültig sein, er allein mit Ausschluß aller kaiserlichen und Reichsgerichte über alles, was im Reiche konfiszirt und erobert wurde, zu verfügen haben. Ein kaiserliches Erbland und ein im Reiche erobertes Land waren zum Lohn seiner Dienste bestimmt. Jede österreichische Provinz mußte ihm im Nothfalle geöffnet werden. Sein Herzogthum Mecklenburg verlangte er bei künftigem Frieden gesichert. Zu seiner Entlassung vom Oberbefehl sollte es einer frühzeitigen und förmlichen Kündigung bedürfen. So hatte er sich auf alle Fälle vorgesehen. „Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm alles, was er verlangte."

Aber Wallenstein war so weit entfernt, die auf ihn gesetzten Erwartungen sofort zu erfüllen, daß er die Armee ganz ruhen ließ: statt die Sachsen zu besiegen, trat er mit ihnen in Unterhandlung, um sie vom Schwedenkönige zu trennen; erst als dies

mißlang, griff er sie an, wo er sie denn rasch aus Böhmen vertrieb. Die Bitten des Kaisers und seines verhaßtesten Gegners, des Kurfürsten von Baiern, ihm gegen die Schweden beizustehn, überhörte er lange, bis er endlich beschloß, sich zu Eger mit der ligistischen Armee unter dem Kurfürsten zu vereinigen. Dieser mußte sich gefallen lassen, den Oberbefehl über die vereinigten Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, an Wallenstein abzutreten; nur das Recht der Strafe und Belohnung bei seinen eigenen Truppen behielt er und ihren freien Gebrauch, sobald sie nicht mit den kaiserlichen vereinigt waren. Die nach der Verbindung an 60,000 Mann starke Armee wandte sich gegen die Schweden, die sich dann auf Nürnberg zurückzogen, wohin ihnen Wallenstein folgte. Doch als sie nach einem vergeblichen Sturm auf Wallensteins Lager mit den ungeheuersten Verlusten das ausgehungerte Nürnberg verließen, verfolgte er sie nicht, sondern trennte sich vom Kurfürsten und wandte sich nach Sachsen, wo er Leipzig zur Uebergabe zwang. Die Schweden eilten dem bedrängten Sachsen zu Hülfe. Bei Lützen kam es zur blutigen Entscheidung. Den Feinden blieb die Ehre eines schwer erkauften Sieges, wenn man auch in allen österreichischen und spanischen Landen Gott für den dem Kaiser verliehenen Sieg dankte; freilich war Gustav Adolf auf der Wahlstatt geblieben. Wallenstein zog sich, indem er auf die Winterquartiere in Sachsen verzichtete, nach Böhmen zurück, wo er jetzt statt der feindlichen die kaiserlichen Lande aussog.

„Anstatt aber mit einer wohlgepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erschien, und auch jetzt

war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.“ Mit einem Heere von 40,000 Mann rückte er in Schlesien ein, wo die drei verbündeten, aufeinander eifersüchtigen Armeen der Sachsen, Brandenburger und Schweden nur 24,000 Mann ihm entgegenzustellen hatten. Trotzdem griff Wallenstein sie nicht an, sondern schlug einen sechswöchentlichen Waffenstillstand vor, ja er sprach von einem ewigen Frieden mit den Schweden und den Reichsfürsten, dem er auch dem Kaiser zum Trotz Anerkennung verschaffen wolle; dafür sollte ihm Böhmen anheimfallen, dem er vollkommenste Religionsfreiheit verhieß. Doch da die Verbündeten seinen Anerbietungen um so weniger trauten, als er es von seiner Seite nicht an Widersprüchen fehlen ließ, führten die Unterhandlungen zu keinem Ergebnisse. Erst als die steigende Unzufriedenheit des Hofes keinen längern Aufschub gestattete, schloß er die durch List von den Sachsen getrennten Schweden unter dem Grafen von Thurn bei Steinau ein, und zwang sie zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Dem Grafen selbst, dem zu Wien verhaßten Urheber des böhmischen Aufstandes, dessen Ankunft man dort mit blutdürstiger Grausamkeit erwartete, gab er die Freiheit. Dies konnte man ihm am Hofe nie verzeihen. Gleich darauf nahm er Liegnitz, Großglogau und Frankfurt an der Oder, drang dann in die Lausitz, wo er Görlitz und Bautzen in seine Gewalt brachte; aber dabei setzte er die auf die Begründung seiner eigenen Macht gerichteten Unterhandlungen mit Brandenburg und Sachsen fort. Endlich konnte er doch nicht länger anstehn, sich nach dem auf das äußerste bedrängten Baiern zu wenden, dessen Rettung er bisher mit offenbarer Verhöhnung der Befehle des Kaisers versäumt hatte. Zwar hatte er auf wiederholtes Bitten dem Grafen von Alt-

ringen (richtiger Aldringen) oder, wie er gewöhnlich heißt, Altringer, der den Lech und die Donau vertheidigen sollte, einige Regimenter aus Böhmen geschickt, aber ihnen unter Androhung des Todes verboten, über die nothwendigste Vertheidigung hinauszugehn. So oft der Kaiser und der Kurfürst ihn um Hülfe anflehten, hatte er sie an diesen gewiesen, dem er unbeschränkte Vollmacht ertheilt habe. Als Bernhard von Weimar Regensburg bedrohte, hatte er Anstalt gemacht, als ob er den General Gallas mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken wollte, aber, da er dies unterließ, waren auch Regensburg, Straubing und Cham verloren gegangen. Jetzt, wo er unmöglich länger dem ernstlichen Drängen des Hofes widerstehn konnte, bewegte er sich möglichst langsam nach der baierischen Grenze und berannte Cham. Doch auf das bloße Gerücht eines Einfalles der Sachsen in Böhmen kehrte er unter dem Vorgeben, er müsse vor allem die kaiserlichen Erblande beschützen, dorthin zurück. Sein Hauptquartier nahm er zu Pilsen. Vergebens mahnte ihn der Kaiser auf das dringendste, gegen die Donau zu rücken, um die Niederlassung des Herzogs von Weimar an der österreichischen Grenze zu verhindern: er ließ seine Truppen in dem erschöpften Böhmen Winterquartiere beziehen. Jetzt erst entschloß sich der Kaiser, da der Kurfürst von Baiern und der spanische Gesandte die Entfernung des Oberfeldherrn, der seiner Befehle spotte und auf eigene Hand zum Schaden des Reiches handle, dringend forderten, Wallensteins Eigenmächtigkeit entgegenzutreten. Er befahl dem General de Suys in Oesterreich zum Kurfürsten von Baiern zu stoßen, und forderte Wallenstein gebieterisch auf, den Kardinal-Infanten Don Fernando, der früher von Mailand aus mit der spanischen Armee dem Vertrage zuwider in Deutschland

eingerückt war, weiter durch einige Regimenter zu verstärken; denn Wallenstein hatte schon Altringer zu ihm stoßen lassen.

„Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung seines Planes gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Konstellationen fehlten oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verstattete nicht mehr, die Gunst der Sterne zu erwarten. Das erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern, und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terzky [richtiger Terzka, eigentlich Trezka] und Illo [richtiger Ilow], waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden erstern durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überschwänglicher Belohnungen verband sie aufs engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren." Der erste, dessen Treue er jetzt auf die Probe stellte, war Graf Piccolomini, der sich bei Lützen durch beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte; auf diesen, den er, weil unter gleicher Konstellation mit ihm geboren, vor allen bevorzugt und ihm die glänzendsten Belohnungen ertheilt hatte, rechnete er besonders. Da derselbe seine Bestürzung über einen solchen Plan unter der Hinweisung auf die Gefahr zu verbergen suchte, rief Wallenstein aus: „Bei solchen Wagestücken ist nur der Anfang schwer! Die Sterne sind mir gewogen; die Gelegenheit ist, wie man sie nur immer verlangen kann; auch dem Glücke muß man etwas vertrauen. Mein Entschluß steht fest, und ich

werde, wenn es nicht anders geschehn kann, an der Spitze von tausend Pferden mein Heil versuchen." Piccolomini widersprach nicht weiter; sofort berichtete er die Sache nach Wien. Vergebens hatte Terzky Wallenstein vor diesem falschen Freunde gewarnt.

Im Januar 1634 beschied Wallenstein die Befehlshaber seiner Armee nach Pilsen; aber gerade die wichtigsten, Gallas, Coloredo und Altringer, blieben aus. „Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verstärkung des Kardinal-Infanten um 6000 Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden." Bei dieser Gelegenheit äußert Schiller: „Geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen, lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er (das gewöhnliche Los starker und kühner Seelen) die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesetzgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allge-

walt huldigte, in den Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügellose Soldateska sich erlaubte und die wilde Lizenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Berauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Scharen behauptete, schrieb er alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte."

Feldmarschall von Illo übernahm es, die versammelten Befehlshaber für Wallenstein zu gewinnen, indem er sie mit dessen Entschluß bekannt machte, bei der ihm jetzt drohenden schimpflichen Entsetzung freiwillig seine Stellung niederzulegen; er wußte sie zur Bitte an Wallenstein zu bestimmen, doch die Armee nicht zu verlassen. Aber erst bei der zweiten an ihn gerichteten Gesandtschaft sagte er ihnen zu, nicht ohne ihr Wissen und Willen aus dem Dienste zu treten, wogegen diese sich verpflichten sollten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen

und für ihn den letzten Blutstropfen hinzugeben, so lange er die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen werde. Unmittelbar vor einem bei Illo stattfindenden Gastmahle wurde diese Erklärung verlesen; nach demselben sollte sie unterschrieben werden. Da man stark getrunken hatte, so setzten die meisten unter das ihnen vorgelegte Blatt ungelesen ihren Namen; einige aber entdeckten bei näherer Ansicht, daß Illo eine andere Erklärung untergeschoben hatte, worauf die Bestimmung, „so lange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen wird“, weggelassen war. Deshalb verweigerten viele die Unterschrift, unter ihnen Piccolomini, der in der Trunkenheit so weit ging, die Gesundheit des Kaisers auszubringen. Da aber Terzky die für meineidige Schelme erklärte, welche zurücktreten würden, und Illo alle Bedenklichkeiten beredt zurückwies, so unterschrieben sie sämmtlich, nur waren manche Namen so unleserlich gekritzelt, daß man dies für absichtlich halten mußte. Am nächsten Morgen erklärte Wallenstein den bei ihm versammelten Befehlshabern, daß er in Folge ihrer gestrigen Weigerung sein Versprechen zurücknehme; doch nach gepflogener Berathung erboten sie sich unter Entschuldigung ihres gestrigen Betragens zu einer neuen Unterschrift. Jetzt säumte Wallenstein keinen Augenblick, die ausgebliebenen Befehlshaber zu sich zu berufen, um von ihnen die gleiche Erklärung zu erhalten oder sie, im Falle der Weigerung, zu verhaften. Altringer wollte dem Rufe folgen, blieb aber auf die Kunde von dem Vorgefallenen unterwegs liegen, indem er Krankheit vorschützte. Gallas kam, aber nur um dem Kaiser von der drohenden Gefahr als Augenzeuge Bericht zu erstatten. Besonders auf seine und Piccolominis Berichte, welche durch die Kunde von dem plötzlichen Wechsel der Kommandanten-

stellen in Schlesien und Oesterreich bestätigt wurden, faßte man zu Wien den Beschluß, der drohenden Gefahr zuvorzukommen. „Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch sein möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte dies aber auf so ruhigem Wege nicht zu bewirken sein, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Offizieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt sein würde, an den Generallieutenant von Gallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war." Altringers Ausbleiben bot Gallas einen erwünschten Anlaß, sich unter dem Vorwande, diesen herbeizurufen, von Pilsen zu entfernen; Piccolomini blieb zurück, um Wallensteins Schritte zu beobachten. Weit entfernt, Altringer mitzubringen, sandte Gallas diesen nach Wien und ging selbst nach Oberösterreich, wo man sich vor der Nähe Bernhards von Weimar fürchtete. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor von kaiserlichen Truppen besetzt, und man traf alle Anstalten, um Wallensteins Verrath rasch und kräftig entgegenzutreten. Hatte Gallas, der überall von seinem Patente den förderlichsten Gebrauch machte, Wallenstein getäuscht, so that es Piccolomini in noch höherm Grade;

er bat ihn um die Erlaubniß, den säumenden Gallas zurückzuholen, und „Wallenstein ließ sich zum zweitenmal überlisten".

„Diese unbegreifliche Blindheit", fährt Schiller fort, „wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehn wollte." In seinem eigenen Wagen ließ er Piccolomini nach Linz bringen, wo dieser sofort sich an die Spitze eines Heeres stellte, um mit ihm den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer unter de Suys sollte sich Prags bemächtigen. Gallas trat als kaiserlicher Generalissimus auf; überall wurde Wallenstein als vogelfrei ausgerufen, alle Soldaten von der Pflicht gegen ihn entbunden. „Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolominis Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüstet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist, endlich seine Maske abzuwerfen und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von da aus mit Blitzesschnelligkeit über Oesterreich herstürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwedischen Truppen unterstützen und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensieht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale,

die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Komplots, den eilfertigen Anmarsch Piccolominis, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von allen, denen er Gutes that, verrathen von allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt." In dieser höchsten Noth beeilten sich die Sachsen und die Schweden, ihm ihren Schutz zuzusagen; die einen wollten ihm gleich 4000, die andern 6000 Mann zuführen. Er selbst begab sich mit dem terzkyschen Regiment und seinen wenigen Treuen nach Eger, um die Verbindung mit dem Herzog Bernhard zu erleichtern. Hier erst empfing er die Kunde, daß ihn der Kaiser für vogelfrei erklärt habe.

„Indem der Herzog von Eger aus die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolch geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilsspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen sollte.*) Unter seinen Offizieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunst beehrt und

*) An einer frühern Stelle heißt es von Wallenstein: „Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man an ihm beweisen sollte." Die Aufstellung Wallensteins als eines Ungeheuers von Undankbarkeit fand Schiller schon bei den frühesten Gegnern des gewaltigen Mannes. Vgl. S. 156.

das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich (ob aus Pflichtgefühl oder aus niedrigen Antrieben, ist ungewiß)*) bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht sobald war dieser Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Kommandanten dieser Stadt, Obersten Buttler [richtiger Butler], und dem Obristlieutenant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimmen Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herreise vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache geliefert." Man beschloß, Wallenstein gefangen zu nehmen. Dieser aber war unvorsichtig genug, Leßlie nicht allein seine Absicht zu verrathen, Eger und Elnbogen als Pässe des Königreichs dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, sondern auch die eben durch einen Eilboten erhaltene Kunde von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard sofort mitzutheilen. Da blieb denn nichts übrig als ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden. Die That sollte auf dem Schlosse bei einem von Buttler gegebenen

---

*) Die Parenthese fiel später weg.

Mahle vollzogen werden; da aber Wallenstein selbst die Einladung ablehnte, so mußte man seinetwegen sich anders entschließen. „In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obersten Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Offizier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Komplot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs buttlerische Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallensteins, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souveränen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee dastehn werde, dergleichen Wallenstein niemals angeführt habe. Ja, fiel Neumann ein, und dann hoffe er seine Hände in der Oesterreicher Blut zu waschen. Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf einmal füllt sich der Speisesal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzten. Bestürzt und mit einer üblen Ahnung springen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Ver-

wirrung in den Hof zu entwischen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheidigen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahingestreckt, sank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. . . . Nun wurden hundert buttlerische Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Verräthers im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum friedländischen Schlosse, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen noch Hülfe von außen erhalten konnte. Bevor man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschworenen auf der Burg noch eine lange Berathschlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagenen Genossen, schauderten diese wilden Seelen zurück vor der Missethat, ein so merkwürdiges, großes*) Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erstickt die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Regung.

*) Später fehlt „großes" (aber vgl. S. 147. 150), statt „Missethat" steht „Greuelthat".

Man erinnert sich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgestoßen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl. Während daß jene drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Seni [sein eigentlicher Name war Giovanni Battista Zeno], es in den Sternen zu lesen. ‚Die Gefahr ist noch nicht vorüber‘, sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. ‚Sie ist es‘, sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesetzt haben. ‚Aber daß du mit nächstem wirst in den Kerker geworfen werden‘, fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort, ‚das, Freund Seni, steht in den Sternen geschrieben.‘ Der Astrolog hatte sich beurlaubt, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit sechs Hellebardieren vor seiner Wohnung erschien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehn zu sehn, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstochen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüssel zu demselben soeben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet sie der erschrockene Sklav, keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sei. ‚Freund‘, ruft Deveroux ihn an, ‚jetzt ist es Zeit zu lärmen!‘ Unter diesen Worten rennt er gegen die Thüre, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt

sie mit einem Fußtritte. Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem ersten Schlafe aufgepocht worden und ans Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfalle nachzudenken, stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch in bloßem Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. ‚Bist du der Schelm', schreit Deveroux ihn an, ‚der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majestät die Krone vom Haupte herunterreißen will? Jetzt mußt du sterben.' Er hält einige Augenblicke stille, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trotz verschließen Wallensteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustoßen. . . . Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne und ließ für die Ermordeten zu Wien 3000 Seelmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen."

Schiller schließt mit einer allgemeinen Schilderung Wallensteins und einem kritischen Nachworte. „So endigte Wallenstein", bemerkt er, „in einem Alter von fünfzig Jahren sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helden, Klugheit, Ge-

rechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanftern Tugenden des Menschen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu sein wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Feldherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und lohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einsmals ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundesland hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war jedem gedroht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: ‚Laß die Bestie hängen!‘ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und

beweist seine Unschuld, aber die unwiderrufliche Sentenz ist heraus. ‚So hänge man dich unschuldig,' sagte der Unmensch= liche; ‚desto gewisser wird der Schuldige zittern.' Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifelten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wüthend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Vorsatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. ‚Jetzt laßt ihn laufen,' sagte der Herzog; ‚es wird Schrecken genug erregen.' Seine Frei= gebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterstützt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuren Summen nicht gerechnet, die er unter den Namen von Brand= schatzungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahr= hunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah. Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Kommando= stab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr als beides, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich [wirklich] muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehn, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben, daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng be= wiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns

die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen sein. Viele seiner getadeltsten Schritte beweisen bloß eine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Baiern von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwiesen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dieses dem Urtheil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein nicht, weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb."

Seltsam ist es, wie Schiller hier seiner eigenen Darstellung Wallensteins und besonders seiner Schuld die Zuverlässigkeit abspricht, und der Parteilichkeit seiner Quellen die Unsicherheit zuschreibt. Aber auch aus den damals geöffneten Quellen hätte eine wahrheitsgetreuere Darstellung des merkwürdigen Mannes gewonnen werden können, wenn man die Entstehung der in den gangbarsten Werken gegebenen Erzählung näher verfolgt hätte, was freilich auch die Schiller gleichzeitigen Geschichtschreiber vom Fach, wie Galletti in seiner „Geschichte Deutschlands" (der betreffende Band erschien 1791), der von Schiller fleißig benutzte M. J. Schmidt in seiner „Geschichte der Deutschen" (die hierher

gehörenden Bände, der neunte und zehnte, erschienen 1789 und 1791), Herchenhahn in der „Geschichte Wallensteins“ (1790), welcher er vielfach folgt, und sein jenaischer Amtsgenosse Heinrich, versäumten. Ja schon waren für Wallenstein B. P. Chemnitz in seiner Darstellung des „Königlich Schwedischen in Deutschland geführten Krieges“, S. Pufendorf in den Commentarii de rebus Suecicis VI, 18 und Murr in den „Beyträgen zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges“ S. 350 ff. aufgetreten, deren begründete Behauptung, Wallenstein habe die Absicht gehabt, einen ehrlichen, aufrichtigen Frieden im Reich zu stiften, Schiller, obgleich er sie kannte, in seiner geschichtlichen Darstellung fast gar nicht berücksichtigte.*) In dieser hielt er sich zumeist an die Annales Ferdinandei von Johann Christof von Khevenhiller, der bei Wallensteins Sturz Mitglied des geheimen Rathes in Wien, dem kaiserlichen Hause von ganzer Seele ergeben und an die vom Hofe, wenn auch nicht befohlenen, doch gebilligten Darstellungen der wallensteinischen Verschwörung gebunden war, so daß er manches verschweigen mußte, was er aus eigener Kunde zu Gunsten des Gefallenen wußte. Schon vor Khevenhiller waren die betreffenden drei ersten Bände des Theatrum Europaeum in der ersten Auflage erschienen, die Schiller gleichfalls zur Hand hatte. Allen Darstellungen von Wallensteins Verrath liegt die nach einer Abschrift schon bei Murr S. 133—202 gedruckte Schrift Alberti Fridlandi perduellionis chaos ingrati animi abyssus, cum licentia superiorum anno MDCXXXIV (mense Martio) zu Grunde, deren Verfasser mit Slavata, dem nächsten Verwandten und bittersten Feinde Wallensteins, auch

*) Vgl. Vorberger „Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, in Gosches Archiv II, 159—178.

mit den Spaniern, welche die Haupttriebfeder zu Wallensteins Wegräumung waren, in naher Verbindung stand und demnach den Berichten von Wallensteins Feinden folgt. Vorgeblich will er nur sich als Privatmann darstellen, melden, was er als solcher gesehen, erfahren und gehört habe, da der Kaiser es für rathsam halte, das Geheimere noch nicht mittheilen zu lassen. Der dritte Abschnitt dieser Schrift, unter der Ueberschrift: Fridlandus, ultimus Machiavelli partus, läßt Wallenstein in den letzten Jahren lauter Verrath spinnen und stellt ihn als „größten Betrüger des Menschengeschlechts“ dar. Er habe durch ein Bündniß mit Gustav Adolf diesen nach Deutschland gezogen, und dadurch bewirkt; daß ihm zum zweitenmal der Oberbefehl mit diktatorischer Gewalt übertragen worden; alles, was er im Kriege gethan, selbst bei Nürnberg, Lützen, Steinau, sei nur Spiegelfechterei gewesen, um den Kaiser zu täuschen. Vieles, was der Verfasser berichtet, ist nachweislich falsch. So stimmt er in der Darstellung von Wallensteins Ermordung in mehrern Punkten nicht mit der unzweifelhaft genauen Mittheilung, welche die dabei betheiligten Obersten unmittelbar nach der That unter dem Titel „Apologia und Verantwortungsschrift“*) veröffentlichten. Den Gegensatz dazu bildet die Schrift: „Eigentliche Abbildung des egerischen Pankets, was von denen zu halten, welche ihre mörderische Hand an ihren General gelegt“, worin die Ermordung als eine Schandthat dargestellt wird, davor sich Sonne und Mond entsetzt. Auf dem von feindseligem Hasse eingegebenen, in den meisten Punkten unzuverlässigen Chaos fußt die im folgenden Jahre zu Wien

*) Neuerdings abgedruckt in der Schrift von Vincenz Prökl „Waldsteins, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre und Tod zu Eger. Nach Urkunden und den neuesten Forschungen“ (1876) S. 79 ff.

und Hamburg erschienene, von Murr S. 203—296 nach einer Abschrift mitgetheilte Darstellung: „Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesten Friedländischen und seiner Adhaerenten abscheulichen Prodition, was es damit für eine eigentliche Beschaffenheit gehabt und was für boshaftige Anschläge allbereit gemacht worden ꝛc. alles aus denen einkommenden glaubwürdigen Relationibus, Originalschreiben und andern brieflichen Urkunden, wie auch der diesfalls Verhaften gethanen gütlichen Aussagen.“ Dies ist die amtliche Schrift zur Widerlegung aller Vorwürfe, welche selbst viele frühere Feinde Wallensteins gegen die gewaltsame, des Rechts spottende Ermordung des Gefallenen erhoben. Sie hatte vor ihrer Veröffentlichung dem Könige von Ungarn vorgelegen, auf dessen Veranlassung aller Wahrscheinlichkeit nach in den Befehl des Kaisers zu Wallensteins Verhaftung der später allgemein als echt geltende Satz eingeschoben wurde, man solle sich seiner lebendig oder todt bemächtigen. Was die „glaubwürdigen Relationes, Originalschreiben und andern brieflichen Urkunden“ betrifft, auf welche der Verfasser sich im Titel beruft, so ist außer dem Chaos besonders der „Discours über des Friedlands Actiones und gegebene ungleiche Ordonanzen anno 1632 und 1633“ benutzt, der von dem Wallenstein feindlichen Baiern zu Wien eingegangen war. Sonstige Kenntniß verräth der „ausführliche und gründliche Bericht“ kaum irgendwo. Und diese durchaus parteiische Erzählung bildet die Grundlage der Darstellung im Theatrum Europaeum und bei Khevenhiller. Bei letzterm ist der „ausführliche und gründliche Bericht“ nicht einmal überall genau benutzt, so daß manche Stellen erst nach Vergleichung dieser Quelle den richtigen Sinn erhalten. Einzelnes Khevenhiller Eigenthümliche steht mit Thatsachen, die

ihm bekannt waren, in so entschiedenem Widerspruch, daß es, da eine Absicht der Fälschung dabei nicht obwalten kann, durch die Gehülfen, deren er sich bei seiner Arbeit bediente, hereingekommen sein muß.

Wichtige Quellen wurden erst lange nach Schillers Tod eröffnet. Fr. Förster hat aus wiener Archiven, in welche Wallensteins Papiere übergegangen waren, werthvolle Mittheilungen gemacht.*) Aus münchener Archiven schöpfte Aretin (Wallenstein, 1846), aus sächsischen Helbig (Wallenstein und Arnim 1632—1634, 1850. Der Kaiser Ferdinand und Friedland, 1852), aus schwedischen Dudik (Forschungen für Mährens Geschichte, 1852). 1869 hat Ranke aus diesen, wie aus den in Brüssel befindlichen werthvollen Mittheilungen der spanischen Bevollmächtigten, dann auch aus römischen und venezianischen Berichten in seiner Geschichte Wallensteins (1869) den wirklichen Thatbestand zu begründen gesucht.**)

---

*) Er gab zunächst „Wallensteins Prozeß" in drei Bänden 1828 und 1829 heraus, dann 1834 eine „Biographie Wallensteins" und acht Jahre später „Albrechts von Wallenstein ungedruckte eigenhändige vertrauliche Briefe und amtliche Schreiben".

**) Die neuerdings gemachten urkundlichen Mittheilungen über sein Verhalten in Mecklenburg treffen den Hauptpunkt nicht, bestätigen nur, was wir sonst von seinem Charakter wissen. Das Programm von Tschepke „Albrecht Wallenstein, Herzog zu Friedland" (Lissa 1861) stellt Wallenstein in einseitigster Weise dar, da es ihm nicht allein Geist, Muth und Thatkraft zur Ausführung seines Unternehmens abspricht, sondern auch sein ganzes Leben aus schnödestem Eigennutz herleitet. Freilich ist dem Verfasser das gar nicht eingefallen, was man aus seiner Abhandlung herausgelesen hat, Wallenstein sei „der rohe Czeche", dürfe nicht als Deutscher beurtheilt werden. Das Gewaltsame und Verschlossene seines Charakters gehört nicht dem Volksstamme, sondern seiner eigenthümlichen Natur an, welche durch die wilden Zeiten genährt worden war, mochte er auch in seinen Gesichtszügen den Czechen nicht verleugnen können.

Stellen wir die sichern Hauptergebnisse hier zusammen, obgleich für die Beurtheilung des Dramas nur der geschichtliche Stoff, wie er dem Dichter vorlag, maßgebend ist.

Bei der großen europäischen Verbindung gegen das Haus Oesterreich-Spanien im Jahre 1624 erschien Wallenstein als einziger Helfer in der Noth, da er sich erbot, eine Armee von 15,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter auf seine Kosten ins Feld zu stellen, um sie überall hinzuführen, wohin man wolle, nach Ungarn oder Italien oder ins deutsche Reich. Er wurde zunächst nach Niedersachsen gesandt, wo man ohne Waffengewalt den Frieden herzustellen hoffte. Der Feldhauptmann Wallenstein erhielt das Recht, nach seinem Ermessen, jedoch mit Zuziehung von Tilly, die Bedingungen eines Friedens festzusetzen. Die Armee sollte ohne Kosten des Kaisers erhalten und nach dem Friedensschlusse abgedankt werden. Als das rasch zusammengeraffte Heer in Niedersachsen einrückte, war es keineswegs schlagfertig, und es beging mancherlei Grausamkeiten. Aber Wallenstein suchte strenge Mannszucht zu halten; er wollte, daß das Land nicht ausgesogen würde, sondern Bauern und Bürger neben den Soldaten bestehn könnten. Die Verhandlungen beider Generale mit dem Kreistage zu Braunschweig führten zu keiner Verständigung, obgleich man von kaiserlicher Seite die Bestätigung des Religionsfriedens in sichere Aussicht stellte. Im Frühjahr 1626 kam es zum Kampfe, wobei Wallenstein erfolgreich eingriff; ein Theil seiner Truppen nahm am glücklichen Kriege gegen Christian von Dänemark Theil, er selbst verhütete durch sein Vordringen in Ungarn einen neuen Umsturz in den österreichischen Erblanden und zwang Bethlen Gabor zum Waffenstillstand. Aber bald kam es zwischen der die kurfürstliche Macht vertretenden

Liga und dem kaiserlichen Heerführer zu Reibungen, da die Gebiete der Fürsten unter dessen Werbungen und Durchzügen litten. Die Beschwerden gegen ihn hatten keinen Erfolg. In Wien stellte er vor, der Kaiser und seine Erblande seien jetzt, wo fast ganz Europa gegen ihn sich verbündet, völlig außer Stande, die zur Führung des Krieges erforderlichen Mittel aufzubringen. Zu seiner Vertheidigung müsse er im Innern Deutschlands ein zahlreiches, mächtiges Heer aufstellen, das man nie der Gefahr großer Schlachten oder langer Belagerungen preisgeben dürfe. Nur dann werde dieses zusammenbleiben, wenn er mit ihm keine Eroberungen machen wolle, da seine Obersten meist Lutheraner seien. Der Kaiser werde allen Seiten furchtbar bleiben, wenn man das Reich in Frieden zu setzen und zu erhalten suche. Als im Anfange des Jahres 1627 die Klagen über Wallenstein sich erneuerten, versprach dieser, keine Truppen auf das Gebiet der Kurfürsten und der Liga zu legen, dagegen verlangte er, daß deren Kriegsvolk ihm nicht die kaiserlichen Quartiere verenge; der Kaiser möge ihren gerechten Wünschen nachgeben, aber sich nichts Unbilliges zumuthen lassen. Diese aber fühlten sich durch die selbstständige Waffenmacht des Kaisers beengt, die sie loswerden oder unter sich bringen wollten, während Wallenstein dem Kaiser durch das Heer eine Selbständigkeit zu geben suchte, die wider das Herkommen verstieß. Die Versuche der Liga auf dem Tage zu Mühlhausen führten zu keinem bedeutenden Ergebnisse; man begnügte sich dem kaiserlichen, aber auch dem ligistischen General möglichste Schonung der deutschen Lande anzuempfehlen. Wallensteins glänzende Erfolge gegen Christian von Dänemark befestigten sein Ansehen am Hofe wie beim Heere, was ihn zum Plan ermuthigte, den Kaiser zum Herrn der abendländischen

Christenheit zu machen und ihm selbst Konstantinopel zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wurden dem Könige Gustav Adolf Anerbietungen mit Vorwissen des Kaisers gemacht, der durch Verbindung mit diesem freie Hand und Unterstützung gewinnen sollte. Selbst der Papst ließ sich auf diesen Plan einer spanisch-österreichischen Weltmacht ein, bei dem freilich auch Wallensteins Ehrgeiz nicht leer ausgegangen sein würde. Schon war sein durch Kauf erworbenes Fürstenthum zu einem erblichen Herzogthum erhoben und mit Rechten ausgestattet worden, wie sie kein anderes böhmisches Land besaß. Nach den glücklichen Erfolgen in Schlesien hatte man ihm auch das Herzogthum Sagan übertragen; aber auch das Herzogthum Mecklenburg, das die Herzoge wegen ihrer Theilnahme am Kriege gegen ihren Kaiser verwirkt haben sollten, wagte er jetzt zu fordern. In Wien scheute man dem Wunsch des Generals entgegenzutreten, der, wie man sagte, den Kaiser vom adriatischen bis zum deutschen Meere zum Herrn gemacht, ja man dachte einige Zeit daran, ihn zum Könige von Dänemark zu erheben, was er aber als einen zu unsichern Besitz ablehnte. Mecklenburg wurde ihm zunächst als Unterpfand für seine Geldforderungen übertragen und ihm die Regierung des Landes überwiesen. Ein besonderes Zeichen seines Vertrauens gab ihm der Kaiser durch die Ernennung zum General des baltischen und des oceanischen Meeres. Wallenstein gedachte den Krieg mit Dänemark zunächst durch rasche Unterwerfung von Stralsund zu beenden, um dann seine weitern Entwürfe auszuführen. Nachdem er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg zu verständigen gesucht, rückte er Ende Juni 1628 mit einem Heere von 12,000 Mann und trefflichem Geschütz, das ihm aus den brandenburgischen und pommerschen Zeughäusern geliefert

worden war, vor die Stadt. Den ersten Angriff schlug diese durch dänische und schwedische Hülfsvölker zurück, aber das Vorrücken der Belagerungsarbeiten erschreckte den Rath so gewaltig, daß er sich bereit erklärte, eine herzogliche Besatzung aufzunehmen. Da ein Theil der Bürgerschaft sich widersetzte, zwang ihn die in nächster Aussicht stehende Ankunft einer dänischen und einer schwedischen Flotte zum sofortigen Aufheben der Belagerung. Die Dänen landeten in Usedom und nahmen das Schloß Wolgast. Wallenstein nöthigte sie durch einen glücklichen Schlag zum Rückzuge. Seinen geschickten Unterhandlungen gelang es, im Frieden zu Lübeck Dänemark von Schweden zu trennen. Unmittelbar darauf entsetzte der Kaiser die Herzoge von Mecklenburg und übertrug dem Herzoge von Friedland wegen der Dienste, die er „mit heroischer Kraft“ ihm geleistet habe und noch zu leisten vermöge, das Herzogthum Mecklenburg mit allen Hoheiten, Ehren, Rechten und Gerechtigkeiten, erklärte ihn und seine Erben durch feierliche Belehnung zu Vasallen des heiligen römischen Reichs und Herzogen zu Mecklenburg. Da er keine männliche Nachfolge hatte, so wurden sein Vetter Maximilian, dem er schon seine übrigen Besitzungen zugewandt hatte, und dessen Abkommenschaft zu Erben der mecklenburgischen Lande bestimmt.

Das Wallensteins entschiedenem Widerstande zum Trotz beschlossene Restitutionsedikt erregte unter den deutschen Protestanten die tiefste Gährung und rief das Ausland von neuem gegen Oesterreich ins Feld. Der König von Schweden machte mit Polen Frieden, um in Deutschland sich als Vertreter der protestantischen Freiheit einzuführen und die Schmach der Zurückweisung seiner Gesandten zu Lübeck zu rächen. Niemand erkannte die gefährliche Lage Oesterreichs und des Reiches lebhafter als Wallen-

stein, der, um den äußern Feinden gewachsen zu sein, sein Heer durch neue Werbungen vermehrte, wie er die innere Aufregung nach allen Seiten zu beruhigen bestrebt war. Aber die Feindseligkeit der Liga zeigte sich gerade in diesem verhängnißvollen Augenblick erbitterter gegen ihn als je. Auf dem Tage zu Regensburg wußte sie dem Kaiser, der die Wahl seines Sohnes zum römischen König durchzusetzen gedachte, die Entlassung des Generals zu entreißen, der allein im Stande gewesen wäre, Kaiser und Reich gegen die eindringenden Fremden zu schützen; auch seine reichsfürstliche Würde zu Mecklenburg ward als nicht zu Recht bestehend erklärt. Die ihm in den ehrenvollsten Ausdrücken durch besondere Gesandte angemeldete Entlassung ließ er sich ruhig gefallen, nur Mecklenburg wollte er als Reichsfürst gegen die Schweden vertheidigen; doch die Gesandten mußten ihn darauf hinweisen, daß sein Recht auf dieses Herzogthum von den Kurfürsten bestritten werde. Wallenstein stellte dem Kaiser schriftlich vor, wie viel er durch die beschlossene neue Einrichtung seiner Armee verliere; aber zu seiner bittersten Kränkung wurde er nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Der Unmuth entriß ihm das Wort, dem Hause Oesterreich werde er nicht weiter dienen. Seiner durch die wichtigsten Dienste erworbenen reichsfürstlichen Würde sammt dem Herzogthum Mecklenburg treulos beraubt, zog er sich nach seiner böhmischen Besitzung Gitschin zurück.

Bald sollte die Stunde schlagen, wo das Haus Oesterreich seiner Dienste wieder bedurfte. Aber Wallenstein hatte sich unterdessen mit dem Könige von Schweden in Verbindung gesetzt. Den eingehendsten Bericht darüber verdanken wir den 1635 darüber gemachten Aussagen des dabei gebrauchten Zwischen-

trägers Jaroslav Sesyma*) Raschin von Riesenburg, einer terzkaschen Besitzung in Böhmen, der bei den ersten böhmischen Verfolgungen nach Sachsen geflohen war. Nach dem prager Frieden erlangte er seine Begnadigung unter der Bedingung, daß er bekenne, was er im Dienste Terzkas und Wallensteins über deren Verbindung mit den Feinden erfahren habe. Seinen zum Theil durch bestimmte Fragen der Regierung veranlaßten Bericht hatte er böhmisch abgefaßt, die deutsche Uebersetzung desselben aber selbst durchgesehen und an einigen Stellen verändert. Khevenhiller hat diesen Bericht bei seiner Erzählung benutzt, aber durch Aenderungen und Weglassungen zu Wallensteins Ungunsten entstellt. Eine lateinische Uebersetzung desselben gab Murr, eine deutsche Herchenhahn; in der ursprünglichen böhmischen Gestalt hat ihn 1867 Dworsky in der Sammlung Historické doklady k zámerum Albrechta z Valdstyna mitgetheilt. Man hat die Zuverlässigkeit des Berichtes verdächtigen wollen, aber die Uebereinstimmung in vielen Einzelheiten mit manchen erst nach seiner Erstattung bekannt gewordenen urkundlichen Nachrichten läßt es nicht bezweifeln, daß vieles aus der Zeit, wo er selbst bei den Verhandlungen thätig war, wenigstens nicht ganz erfunden ist, wenn auch Ranke nicht alles für unzweifelhaft wahr halten durfte; wußte ja der Verräther, daß er in Wien sich um so beliebter machte und um so größere Geschenke erhalten werde, je schwerer seine Aussagen den Ermordeten trafen.**) Indessen müssen wir zunächst Sesymas Bericht folgen.

---

*) Gewöhnlich heißt er Sesyna, was Scheschina gesprochen wird.

**) Neuerdings hält auch Arnold Gädeke „Wallensteins Verhandlungen mit den Schweden und Sachsen 1631—1634“ (1885) Sesymas Bericht für wesentlich wahr, nur einmal möchte Slavata einen verschärfenden Zusatz gemacht haben.

Die von dem alten Grafen Terzka und dessen Gattin, einer Dame von großem Verstande und Willenskraft, eingeleiteten Verhandlungen wurden durch den Grafen Matthias von Thurn betrieben. Der König äußerte sich bereit, für Wallenstein, dem zunächst die Wiedererlangung von Mecklenburg am Herzen lag, im Falle seines Uebertritts alles zu thun. Dieser erbot sich, wenn Zeit und Gelegenheit es erlaubten, zum Könige zu stehn, und erhielt die bestimmte Zusicherung des Schutzes. Sodann wiederholte der Herzog von Friedland nachdrücklich den Entschluß seines Abfalls. Der König möge sich mit dem Kurfürsten von Sachsen vergleichen und auf Tilly losgehn; kämen ihm dann 12,000 Schweden unter Graf Thurn zu, so solle er sehn, was sie thun würden. Nach dem breitenfelder Siege äußerte er, so berichtet Sesyma, gegen Terzka die Absicht, in Verbindung mit dem Könige die Ruhe herzustellen und das Haus Oesterreich-Spanien zu Grunde zu richten; gebe der König ihm 12,000 Mann mit 12 Geschützen und mache ihn zum Vizekönig von Böhmen, so wolle er in eigenem Namen den Krieg in den österreichischen Landen durchführen. Da aber Gustav Adolf ihn an die Sachsen verwies, so bot Wallenstein dem Kurfürsten die Hand zur Einnahme Prags. Vergebens versuchte der Kaiser in seiner dringenden Noth zur Schützung seiner Erblande neue Werbungen; sie hatten keinen Erfolg. Da mußte sich denn sein Blick auf den Mann richten, der allein eine neue Armee zu schaffen im Stande schien. Wallensteins wiener Freunde wußten diese Stimmung wohl zu benutzen, ja selbst die Spanier sahen in diesem Oesterreichs einzigen Retter. Ende November 1631 fand auf dem Schlosse Kaunitz zwischen Wallenstein und dem sächsischen Feldmarschall Arnim eine Zusammenkunft statt, bei

welcher auch die Rede von einem Bündnisse des Kurfürsten mit dem Kaiser gewesen zu sein scheint; denn Wallenstein, der sich verschworen hatte, diesem nie mehr zu dienen, selbst wenn er seine Seele aus dem Abgrund der Hölle retten könne, erklärte sich jetzt wieder zur Uebernahme des Oberbefehls bereit. Im Dezember kam derselbe mit Eggenberg, seinem alten Freunde, als kaiserlichem Minister, zu Znaym zusammen; er versprach, in drei Monaten eine neue Armee zu schaffen. Als Vorbedingung verlangte er wahrscheinlich die Aufhebung des unheilvollen Restitutionsediktes, um Sachsen zu gewinnen. Der Kaiser verhieß, weder durch seinen Beichtvater noch durch irgend einen andern solle der General wieder in seinem Dienste und in seinen Handlungen gestört und gehindert werden; würde ihm je von Widerwärtigen etwas Schlimmes zugefügt, so brauche er sich nur an ihn selbst zu wenden, und er werde ihm Genugthuung verschaffen. Dagegen verband sich Wallenstein, mit den katholischen Fürsten in gutem Vernehmen zu bleiben, namentlich dem Kurfürsten von Baiern den ihm gebührenden Respekt zu beweisen; galt es ja die Liga nicht ganz auf Frankreichs Seite zu treiben. Mit Hülfe spanischer Gelder war bald eine neue Armee errichtet; ihre Obersten selbst einzusetzen und die höhern Befehlshaber dem Kaiser vorzuschlagen hatte Wallenstein sich vorbehalten, die Heerführung, sowie die Leitung der Friedensverhandlung ganz für sich in Anspruch genommen. Nach Ablauf der drei Monate bedurfte es neuer Verhandlungen, ehe er zu der vom Kaiser und vom Könige von Ungarn dringend gewünschten Beibehaltung des Oberbefehls bewogen werden konnte. Der Kaiser mußte zunächst sein Recht auf Mecklenburg bestätigen, und ihm einstweilen für dieses, das eben von Feinden besetzt war, das Fürstenthum

Glogau anweisen, später ein Reichsfürstenthum mit gleichem Einkommen versprechen; auch übernahm er 400,000 Thaler, die Wallenstein noch an die böhmische Kammer für erkaufte Güter schuldete. Was von seinen weitern bewilligten Forderungen erzählt wird, scheint sehr übertrieben, sicher ist nur, daß er keinen unabhängigen Heerführer im Reiche neben sich zu dulden brauche, er die eroberten Länder nach seinem Gutdünken behandeln solle, ihm das Recht der Konfiskation und die Befugniß, den beiden Reichsfürsten annehmbare Friedensbedingungen zu machen, zuerkannt und die für seine Bemühungen versprochene Belohnung ihm auch für den Fall zugesichert wurde, wenn er bloß einen guten Vertrag schließe. Wallenstein hatte im allgemeinen nur eine in den österreichischen Erblanden ihm zu schaffende Belohnung und die Ueberlassung eines der Regale in den Reichslanden (man hat an nutzbare Rechte, wie das Salz- und Bergregal, zu denken) für sich gefordert. Die Erwählung zum Generalissimus der beiden Linien des Hauses Oesterreich auf Lebenszeit wurde nicht zugestanden; doch auch ohne diese glaubte Wallenstein sicher genug zu sein, da er auf die Anhänglichkeit des Heeres vertraute. Dem mit dem Hof verabredeten Plane, zuerst Böhmen wieder zu gewinnen, dann nach Sachsen vorzudringen, um den König von Schweden zu nöthigen, diesem zu Hülfe zu kommen und den Kurfürsten zum Frieden mit dem Kaiser zu zwingen, blieb er getreu, ließ er es auch an gleichzeitigen Friedensverhandlungen nicht fehlen, zu denen er ja bevollmächtigt war. Alle deshalb gegen ihn erhobenen Verdächtigungen erweisen sich als haltlos. Nach der Eroberung Prags vereinigte er sich mit dem ligistischen Heere und wies einen Angriff der Schweden bei Burgstall entschieden zurück. Daß Gustav

Adolf ihm darauf durch einen böhmischen Emigranten die Krone Böhmens angeboten habe, ist nicht erwiesen. Da der König wegen des Friedens mit ihm verhandeln wollte, wandte sich Wallenstein, auf den Rath des Kurfürsten von Baiern, wegen der dazu nöthigen Erlaubniß, leider vergeblich, nach Wien. Sofort eilte er ohne das ligistische Heer nach Sachsen, zu dessen Schutz der König von Schweden mit unerwarteter Schnelligkeit heranzog. Das kaiserliche Heer nahm eine starke Stellung bei Lützen ein, wo es zum mörderischen Kampfe kam. Der König fiel, aber die Schweden behielten die Oberhand, wenn sie auch nach Weißenfels zurückgehn mußten. Wallenstein hatte so wenig eine Niederlage erlitten, daß er Siegesberichte nach Wien sandte: aber bei der feindseligen Stimmung des Landes fühlte er sich nicht stark genug, seine Stellung dort zu behaupten. Ohne von dem Feinde verfolgt zu werden, zog er sich in aller Ruhe nach Böhmen zurück, wo er sein Heer für den nächsten Frühling herstellen wollte. Doch bat er, obgleich er die stärksten Vorbereitungen zum Kriege machte, den Kaiser, auf Frieden zu denken und die Menschen, die Zwietracht säten, von sich zu entfernen, wogegen er sich bereit erklärte, seine persönlichen Forderungen zu ermäßigen. So wünschte er denn gegen seinen eigenen Vortheil ernstlich Herstellung des Friedens.

Auch als er im nächsten Frühjahr nach Schlesien aufbrach, wollte er noch unterhandeln; sein Vorschlag ging auf Religionsfreiheit, Herstellung der Vertriebenen und Freundschaft mit den Schweden, die einige befestigte Seeplätze und einen Hafen in Deutschland erhalten sollten. Aber gegen diese Bedingungen erhob sich in Wien die geistliche Partei, und besonders war es Lamormain, der Beichtvater des Kaisers, der wieder seinen Ein-

fluß geltend machte, obgleich der Kaiser Wallenstein versprochen hatte, auf diesen nicht mehr zu hören. Da war es nicht zu verwundern, daß Wallenstein in seinem ihn oft hinreißenden Eifer meinte: sollte der Kaiser keinen Frieden machen oder ihn nicht halten wollen, so werde er an der Spitze der Armee ihn dazu zwingen. Solche leidenschaftlichen augenblicklichen Aeußerungen sind bei seiner natürlichen Reizbarkeit nicht hoch anzuschlagen. Mit Recht empörte es ihn, daß der Kaiser, der ihm so viel verdankte, sein Versprechen nicht hielt.

Bald kam es zu Reibungen mit den Spaniern, die bisher auf Wallensteins Seite gestanden hatten. In Italien hatten diese unter dem Herzog von Feria ein Heer gebildet, das dem Kardinal-Infanten den Weg nach den Niederlanden bahnen sollte. Dies widersprach dem ihm gemachten Versprechen, daß außer ihm kein von ihm unabhängiger Heerführer im Reiche sein sollte. Wallenstein gerieth darüber in gerechte Aufregung und brach die Verhandlungen ab. Dazu kam noch ein anderer Zwiespalt. Wallenstein hoffte für Mecklenburg mit der Pfalz entschädigt zu werden, um dann nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern die Kurwürde zu erhalten. Aber den Spaniern, die selbst in der Pfalz festen Fuß fassen wollten, schien es ein Greuel, daß ein Unterthan solche Ansprüche erhebe, wogegen Wallenstein sie nicht allein für begründet hielt, sondern darin auch eine Förderung der Ruhe Deutschlands erblickte, die durch einen vierten entschieden katholischen Kurfürsten gefährdet werde. Zum offenen Streite kam es indessen nicht, da Feria sich Wallensteins Anordnungen zuletzt fügte und die Entscheidung wegen der Pfalz noch in der Ferne lag.

Die Franzosen hatten versucht, Wallenstein durch das

Anerbieten der Krone von Böhmen für sich zu gewinnen. Der Antrag wurde ihm durch den Grafen Kinsky, Terzkas Schwager, gemacht, blieb aber während des Jahres 1633 unbeantwortet. Im Mai verhandelte Wallenstein mit Schweden; er versprach, die ausgewanderten Böhmen in ihr Vaterland zurückzuführen und dem Lande seine Freiheit wieder zu verschaffen; von der Krone Böhmens mochte er einstweilen nichts wissen. Dabei unterließ er nicht, dem Hofe zu erklären, daß ihm von feindlicher Seite die höchsten Würden angetragen würden, gegen die ihn aber die Pflicht seines Dienstes und sein Gewissen wappneten. Wie er die volle Freiheit seiner Truppen gegen den Kaiser wahrte, so war er auch eifersüchtig auf die Erhaltung seiner Stellung als unabhängiger kaiserlicher Generalissimus; sein Stolz trug sich mit der Hoffnung, durch seine Verhandlungen den Frieden herzustellen. Und wirklich boten die Verabredungen mit Sachsen gute Aussicht. Damals scheint Wallenstein geäußert zu haben, er werde den Kaiser zum Frieden zwingen, wenn die Gegenpartei ihn von dem abzuhalten wagen sollte, was er für nothwendig hielt. Aber der schwedische Kanzler Oxenstierna, dessen Zustimmung Sachsen bedurfte, wollte nicht an Wallensteins Ernst glauben, diesem erst dann beistehn, wenn er zur Ausführung seiner Absichten schreite: und doch hatte Wallenstein keineswegs seinen Abfall vom Kaiser in Aussicht gestellt, bloß für den Fall, daß der Kaiser den zum allgemeinen Vortheil geschlossenen Frieden verwerfen sollte, dessen gewaltsame Durchführung auf seine Ehre zugesagt.

Da Schweden sich zurückhielt, sah er die einzige Möglichkeit des Friedens in einer Verbindung Sachsens und Brandenburgs mit Oesterreich zur Vertreibung der Fremden. Doch diese miß-

trauten ihm, und so mußte er den Krieg endlich wieder aufnehmen. Bei Steinau ließ er die Schweden seine Macht fühlen; dann bemächtigte er sich der von ihnen besetzten Plätze und drang nach der Lausitz vor. Nach ihrer Vertreibung unterhandelte er wieder mit den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg; durfte er ja die frühern Zustände des Reiches und die religiöse Freiheit den Ausländern zum Trotze herzustellen hoffen.

Leider wurde die glückliche Aussicht bald durch die unerwarteten Erfolge Bernhards von Weimar getrübt. Wallenstein selbst zog diesem mit einem Theile des Heeres entgegen, einen andern sandte er dem bedrängten Herzog von Baiern. Doch sein Vertrauen war geschwunden, da er wohl erkannte, in welche Noth eine einzige Schlappe den Kaiser setzen würde. Straubing zu retten, kam er zu spät, und mit einer Belagerung des unbedeutenden Cham wollte er beim leidenden Zustande seiner Armee um so weniger die Zeit verlieren, als er Bernhard dadurch herangezogen und das Glück einer Schlacht mit ihm hätte versuchen müssen. Es galt ihm Böhmen gegen die Sachsen zu schützen und während neuer Unterhandlungen sein Heer in den Winterquartieren zu stärken. Dieses in der Sachlage durchaus begründete Verhalten legte man als Folge seines Widerwillens gegen den Kurfürsten von Baiern aus. Mit dem Hofkriegsrathpräsidenten Grafen von Schlick kam Wallenstein wegen der Wahl der Winterquartiere und wegen des Angriffes auf den Herzog Bernhard in Streit; beide Forderungen legte er seinen Obersten vor, die sich mit dem größten Eifer dagegen erklärten. Daß der Oberst de Suys, statt dem Befehle des Hofes, den Anordnungen Wallensteins folgte, zog diesem ein sehr ungnädiges Schreiben des Kaisers zu.

Die Wallenstein feindliche Hofpartei ward immer mächtiger, da die Spanier sich mit dem Beichtvater des Kaisers, dem Kurfürsten von Baiern und dem Hofkriegsrathe gegen ihn verbanden. Man sprach schon wieder von Wallensteins Absetzung, mit dessen Friedensverhandlungen man ebensowenig zufrieden war als mit seiner Kriegsführung; die vom Kaiser ihm feierlich verbürgte Freiheit des Handelns war den Gegnern ein Dorn im Auge. Am 5. Januar 1634 traf Pater Quiroga, Beichtvater der Königin von Ungarn, in Pilsen mit der Forderung ein, Wallenstein solle eine starke Abtheilung leichter Reiterei nach dem Elsaß senden, um den Kardinal-Infanten den Rhein abwärts zu geleiten, oder eine solche ihm von Böhmen, wohin er kommen werde, nach Köln mitgeben. Auf diese Forderung, wozu freilich die Spanier gedrängt wurden, wollte er aus triftigen Gründen nicht eingehn. Quiroga beklagte sich bitter, daß er für alle Wünsche seines Königs nur eine abschlägige Antwort habe; dagegen erklärte Wallenstein, da man die ihm zugesagte Freiheit nicht achte, sich zur Abdankung bereit, falls man den Obersten die unter seiner Bürgschaft gemachten Vorschüsse erstatte, oder diese vermöge, ihn seines Versprechens zu entbinden. Damals soll er in seiner aufbrausenden Weise geäußert haben: wenn er nur mit 1000 Reitern auf eigene Hand sich ins Feld werfe, könne er große Dinge ausrichten; die Gestirne seien ihm günstig, er könne noch einmal sein Glück versuchen. Seine Erbitterung war natürlich, da er, und mit ihm der größte Theil der Armee, in Wien eine starke Partei gegen sich und die Rechte des Heeres verschworen sah. Ilow äußerte damals gegen einen der Obersten: „Der Herr ist einer der ältesten Obersten. Was meint der Herr zu den scharfen Schreiben, die der Herzog vom Hof erhalten hat?“

Einer Versammlung der Obersten wurden am 12. Januar die Anträge des Hofes vorgelegt, und einstimmig als verderblich für das Heer abgelehnt. Ilow äußerte: lege Wallenstein, wie er beabsichtige, das Kommando nieder, so wären sie alle ruinirt, da sie, im Vertrauen auf sein Wort, große Summen auf die Regimenter verwandt hatten. Mit Ilow wurden drei Oberste abgeordnet, ihn von der Abdankung abzuhalten; seines gegebenen Wortes ihn zu entlassen, weigerten sie sich entschieden. Erst nach mehrmaligem Ansuchen versprach er, seine Abdankung noch aufzuschieben und nicht ohne ihr Vorwissen auszuscheiden, wogegen sie sich verpflichten sollten, standhaft bei ihm auszuhalten, damit ihm nicht ein Schimpf widerfahre. Die Obersten und der General nahmen dadurch eine entschiedene Stellung gegen die ihnen feindliche Hofpartei, nicht gegen den Kaiser ein. Was Schiller von der Unterschrift des Reverses berichtet (vgl. S. 143 f.), ist in der Hauptsache richtig; nur daß alle Obersten erst nach dem Banket unterschrieben und Ilow eine früher im Revers gestandene Clausel in einer untergeschobenen Abschrift weggelassen, ist eine durch das Chaos perduellionis aufgebrachte, später allgemein angenommene Fälschung. Der Verfasser des Chaos bringt die Erzählung vom Banket und von der Verwechslung der Formeln erst im dritten Theile seiner Schrift, während er im ersten, bei der ausführlichen Darstellung der Verhandlungen in Pilsen, wohl des Widerspruchs gedenkt, der sich bei der Unterschrift erhoben, weil eine Beschränkung der Verpflichtung auf die Dauer von Wallensteins Kommando fehle, aber nicht des Bankets und der Unterschiebung. Zuerst unterschrieb Herzog Heinrich Julius, wenn auch nicht ohne Zögern, nachdem Terzka und Ilow sein Bedenken, ob dies nicht als gegen den Kaiser gerichtet angesehen

werden könne, durch die Hinweisung auf Gallas beruhigt hatten, der auch damit einverstanden sei; andere folgten, die übrigen unterschrieben erst beim Banket. Auch die Erzählung des spanischen Botschafters, ursprünglich habe eine solche Klausel im Revers gestanden, sei aber von Wallenstein, ehe man sie den Obersten vorgelegt, gestrichen worden, dürfte auf leerer Verdächtigung beruhen. Wer den Revers entwarf, konnte an eine solche, seine Wirksamkeit aufhebende Bedingung gar nicht denken. In Wallensteins Rede vor der Bestätigung des ausgestellten Reverses zeigte er sich über die Dinge, die man ihm nachsage, ebenso aufgeregt als über die Zumuthung, seine Kavallerie bei der bittern Kälte in weite Ferne zu schicken, wo sie zu Grunde gehn würde. Seine durch achtundzwanzig Kriegsjahre rühmlich bewährte Treue gerathe dadurch in Gefahr; lieber wolle er todt sein als so leben. Wider den Dienst des Kaisers oder die katholische Religion habe er nichts im Sinne, und wolle er allem Widerspruch zum Trotz den Frieden mit den beiden Kurfürsten zu Stande bringen. Nachdem er sein Versprechen, für die Zahlung zu stehn, wiederholt hatte, entließ er die Obersten. Schiller hat diese Rede, die sich schon im gründlichen Bericht (bei Murr) und bei Khevenhiller findet, nicht genau wiedergegeben, ja das Wesentlichste daraus weggelassen. In Wien wurde man durch den Marchese Guicciardini, der in Folge dieses Vorfalls mit den zwei toskanischen Prinzen, die er begleitete, die Armee verließ, von der Sache in Kenntniß gesetzt: aber dieser so wenig wie der spanische Einfluß vermochte den Kaiser zu ernstlichen Schritten zu veranlassen, da er darin bloß einen freilich bedenklichen Versuch Wallensteins sah, seine Entlassung zu hintertreiben.

Unterdessen wurden die Verhandlungen mit den beiden

Kurfürsten, nicht ohne Vorwissen des Hofes, eifrig fortgesetzt. Daß der General wegen der gemachten Vorwürfe sehr verstimmt gegen den Hof war und sich an seinen Feinden rächen zu wollen erklärte, war der Unterhandlung mit Sachsen förderlich, das sich über die Hauptpunkte bald mit dem Kurfürsten von Brandenburg verständigte. Die Verhandlungen, welche Graf Kinsky zu derselben Zeit wieder mit Frankreich wegen Wallensteins versuchte, geschahen wohl ohne dessen Vorwissen. Die Hauptgenerale, auf die sich Wallenstein verließ, Gallas, Piccolomini und Aldringer, waren auch nach der Uebereinkunft von Pilsen keineswegs gegen diesen, sie warteten nur, wie er sich entscheiden werde. Glaubte ja Piccolomini einmal, Gallas, der seit dem 24. Januar mehrere Wochen bei Wallenstein in Pilsen war, habe diesen ins rechte Gleis gebracht, und erklärte sich bereit, wenn der Herzog dessen Rath folge, so werde er herbeieilen; dann würden sie die Feinde schlagen und den Herzog groß machen.

Dem spanischen Gesandten gelang es endlich, durch Mittheilungen über die Verhandlungen mit Frankreich wegen der Herstellung eines Königreichs Böhmen unter Wallenstein den Kaiser aufzuschrecken. Daß die vertriebenen Böhmen darauf hofften, lag deutlich vor, nur nicht Wallensteins Betheiligung: aber die drohende politische Gefahr schien zu schleuniger Hülfe aufzufordern; leider suchte man diese nicht da, wo sie zunächst lag, in rascher Verständigung mit den beiden Kurfürsten, deren Bedingungen Spanien verhaßt waren. Nun meldete gar der spanische Gesandte in Baiern, der Kurfürst würde zu den Franzosen übergehn, wenn man Wallensteins Eigenmächtigkeiten nicht durch dessen Entfernung vom Oberbefehl ein Ende mache.

Der zur Betreibung der wallensteinischen Angelegenheit ein=

gesetzte Ausschuß des geheimen Rathes, der keineswegs aus Feinden Wallensteins bestand (es waren Graf Eggenberg, Graf von Trautmannsdorf und Klesel, Bischof von Wien), wollte sich mit einer Beschränkung der Vollmacht des Generals begnügen, aber der Beichtvater des Kaisers und Graf Schlick sprachen entschieden dagegen; auch liefen von außen dringende Klagen und Warnungen ein. Besonders von geistlicher Seite bestürmte man den Kaiser: dem Staate und der Religion stehe das ärgste Unheil bevor, wenn man nicht Wallenstein, den Grund alles Uebels, entferne. Das Patent, wodurch der Kaiser die Befehlshaber von jeder Verpflichtung gegen Wallenstein freisprach und sie zunächst an Gallas verwies, aber allen bei der Verschwörung Betheiligten, mit Ausnahme von Wallenstein und den zwei Rädelsführern, Vergebung und Vergessen zusagte, trägt das Datum des 24. Januar, ist aber wahrscheinlich zurückdatirt. Wallenstein ahnte davon so wenig als von dem Auftrage Piccolominis und Aldringers, ihn bei der von ihm berufenen zweiten Versammlung der Obersten in Pilsen gefangen zu nehmen. Der Kaiser ging in seiner Verstellung so weit, daß er nicht unterließ die freundlichsten und vertraulichsten Briefe an Wallenstein zu schreiben, wahre Judasbriefe. Als Piccolomini nach Pilsen kam, fand er seinen Auftrag unausführbar, da man die Garnison daselbst verändert hatte. Wallenstein lebte ganz in seinem Plane, den Frieden mit den beiden Kurfürsten durchzuführen, wofür er seine Obersten zu gewinnen hoffte. Diesen theilte er am 19. Februar mit, daß er nicht daran denke, etwas gegen den Kaiser zu versuchen oder seine Religion zu ändern; er wolle nur den Frieden, der freilich nicht von allen am Hofe gern gesehen werde, und doch einzig zum Besten des Kaisers gereiche. Die Bedingungen

desselben werde er ihnen vorlegen, müsse aber wissen, was er von ihnen zu erwarten habe, da er fürchte, man wolle ihm einen Schimpf anthun. Versagten die Obersten ihm ihren Beistand, so hätten sie besser bei der vorigen Versammlung sich seiner Abdankung nicht widersetzt. Wegen der Erstattung der von ihnen geleisteten, jetzt noch gestiegenen Vorschüsse hätten sich Schwierigkeiten bei den Landständen in Oberösterreich und Steiermark gezeigt, die man deshalb in Anspruch genommen habe; doch halte er sich dadurch nicht von seinem Versprechen entbunden. Die Obersten kamen darauf am 20. bei Ilow zusammen, wo sie alle sich bereit erklärten, ihre Verpflichtungen gegen den General zu erfüllen. Im Gespräche bemerkte Terzka, vielleicht könne es doch beim kaiserlichen Dienste nicht sein Verbleiben haben, worauf Ilow ausrief: „Ein Schelm, wer dem Herzog eine Verachtung widerfahren läßt!“ Alle erklärten in einem neuen Reverse: verspreche der General zu ihrem Besten bei der Armee zu bleiben, so wollten sie, wozu sie sich bereits verpflichtet hatten, bis auf den letzten Blutstropfen bei ihm aushalten. Wallenstein entließ sie ihrer Verpflichtung, sollte er wirklich je, was ihm nie in den Sinn gekommen, etwas wider den Dienst und die Hoheit des Kaisers und die Religion unternehmen, aber zugleich erinnerte er sie, daß sie ihm persönlich verpflichtet seien, da er sich nur gegen die Machinationen seiner Feinde sichern wolle. Er dachte sein Lager auf dem weißen Berge bei Prag aufzuschlagen, wozu bereits die Befehle ausgefertigt waren; davon hatte er auch mit den Obersten gesprochen und die Berathung beschleunigt, damit sie zu ihren Regimentern sofort zurückkehren und sie ihm zuführen könnten. Einige der Obersten hielt er bei [illegible] um die Friedensbedingungen mit ihnen zu besprechen,

unter ihnen auch zwei Katholiken. Nach Prag war auch der sächsische Feldmarschall Arnim beschieden; hier sollten wahrscheinlich die Friedensbedingungen verkündet werden, und Wallenstein war entschlossen, falls der Einfluß der Geistlichen und der Spanier den Kaiser an der Genehmigung des Friedens hinderte, diese an der Spitze der Armee zu erzwingen; der Kaiser werde, hoffte er, ihm zu widerstehn nicht wagen. So glaubte er zum Vortheil des Kaisers und des Reiches zu handeln, und zugleich das Recht der Obersten und die ihm selbst versprochene Belohnung durchsetzen zu können. Von einem Verrathe an Kaiser und Reich wußte er sich frei.

Nach Wien hatte Wallenstein den Obersten Mohr von Waldt geschickt, um den Inhalt des Reverses mitzutheilen und sich mit Eggenberg nochmals zu verständigen, da er nicht zweifelte, man werde weiter mit ihm verhandeln. Aber dort drängte man zur Entscheidung; war man ja mehrerer Obersten sicher, und durfte hoffen, die andern von Wallenstein abzuziehen, wenn man ihre Geldforderungen befriedige. Piccolomini hatte sich zeitig von Pilsen entfernt. Gallas war zu dem wegen vorgeschützter Krankheit zurückgebliebenen Aldringer gegangen, angeblich um ihn mit nach Pilsen zu bringen; statt dieses zu thun, hatte er sich mit Gallas verständigt, und auch Maradas, Colloredo u. a. waren ihm beigetreten. In einem schon am 18. Februar, zwei Tage vor der Unterschrift des Reverses erlassenen Patente wurde Wallenstein der Verschwörung, sich der Erblande, der Krone und des Szepters des Kaisers zu bemächtigen, schuldig erklärt, und demnach alle hohen Offiziere vom Kaiser als oberstem Feldherrn aufgefordert, dem gewesenen Feldhauptmann und dessen Anhängern, namentlich Ilow und Terzka, keinen weitern

gekommen; Bernhard möge seine Reiter und Dragoner nach Eger vorrücken lassen, um sich im Nothfall mit ihm zu verbinden. Und dieser, obgleich er noch immer ein Schelmstück von Wallenstein fürchtete, setzte sich nach Eger in Bewegung. Arnim verließ eben Dresden, um mit Wallenstein in Eger den Vertrag abzuschließen, dessen Durchsetzung er durch die Sachsen und Schweden zu erzwingen hoffte; ja es schien Wallenstein nicht unmöglich, wenigstens ließ er sich zu einer leidenschaftlichen Aeußerung der Art hinreißen, daß er sich zu einer selbständigen Macht dem gestürzten Oesterreich gegenüber emporschwinge. Und trotz aller Vorkehrungen fürchtete man zu Wien noch immer für den Fall, daß ein großer Theil des Heeres ihm folge.

Am Nachmittag des 24. Februar zog Wallenstein krank und leidend, wie er schon lange war, mit seinen nächsten Vertrauten in Eger ein, wo ein terzkasches Regiment stand, und zwei schottische Protestanten, Oberstlieutenant Gordon und Oberwachtmeister Leßley, den Oberbefehl führten. Der erstere hatte ihm sein ganzes Glück zu danken; eben erst war er in Pilsen gewesen, wo Wallenstein ihm ein zittauer Regiment zugetheilt hatte. Dennoch hing er fest am Kaiser. Deodati hatte ihn angewiesen, Wallenstein in Eger aufzunehmen. Noch immer glaubte dieser an die glückliche Ausführung seiner Pläne, worin ihn der Ausspruch Senis bestärkte, der in den Sternen gelesen hatte, er werde eine große ihm drohende Gefahr bestehn und zu glänzendem Glück emporsteigen. Mit Wallenstein war der irländische Oberst Walter Butler in die Stadt eingezogen, der einst gerade bei Eger durch einen Reiterangriff sein Vertrauen erworben hatte; aber dieser war so wenig für Wallensteins Auf-

lehnung, daß er „eher hundert Leben verlieren“ als sein Schwert gegen den Kaiser ziehen wollte. Durch ein zufälliges Begegnen ward er von Wallenstein veranlaßt, ihm nach Eger zu folgen: den abgefallenen Generalen ließ Butler sagen, Gott führe ihn vielleicht nur deswegen diesen Weg damit er eine heroische That ausführe und, wie er gegen Gallas äußerte, bei drohender Gefahr den Generalissimus gefangen nehme oder tödte. Seinen Beichtvater schickte Butler zur Versicherung seiner Treue an Piccolomini, der sich Pilsens bemächtigt hatte; dessen Auftrag, Wallenstein todt oder lebendig zu schaffen, konnte der Beichtvater ihm nicht mehr ausrichten. Piccolomini berief sich auf ein durch den spanischen Gesandten ihm zugegangenes, von ihm wohl frei ausgelegtes Wort des Kaisers. Am Abend hatte Wallenstein eine Unterredung mit Leßley, den er für einen seiner Getreuesten hielt. Diesem vertraute er rückhaltlos seine Verbindung mit Bernhard, Sachsen und Brandenburg, auch daß er erstern in Eger und Elnbogen aufzunehmen gedenke. Leßleys Aussagen darüber sind mit Vorsicht aufzunehmen. Am andern Morgen wurde er mit Gordon und Butler zu Ilow geladen und in Gegenwart von Terzka aufgefordert, sich unbedingt für Wallenstein zu erklären, nur von diesem und den Seinen Befehle anzunehmen. Aber diese wollten sich hierzu nicht ohne weiteres verstehn; man schied, ohne sich zu vereinigen. Ilow und Terzka schöpften so wenig Verdacht, daß sie sich auf den Abend (es war der Abend vor Fastnacht) bei Gordon auf der Burg einluden. Die Stunde der Entscheidung hatte geschlagen. Gordon und Leßley wollten, wie sie schon früher vorgehabt, im Kampfe streitender Pflichten von Eger fliehen, aber Butler mochte davon nichts wissen, da in diesem Falle die

Schrift: „Die Lösung der Wallensteinfrage“ (1881), sich entschieden für die Unschuld des „großen und bei manchen Fehlern und Schwächen auch guten und edlen Mannes“ ausgesprochen. Er sieht in Slavata den bösen Dämon, der durch seine Verdächtigungen den Glauben an Wallensteins Verrath mit teuflischer Arglist verbreitet, und nicht geruht, bis er den Verhaßten dem schmachvollen Verräthertod überliefert, den er dann auch durch gefälschte Schriftstücke als ein Scheusal des Undanks vor der Mit- und Nachwelt gebrandmarkt habe.

Gegen diese Versuche, Wallenstein von dem Verrathe freizusprechen, trat 1883 der Archivar Dr. Emil Hildebrand in Stockholm in der „Historisk tidskrift“ auf, in welcher er 18 ungedruckte Urkunden aus Oxenstiernas Nachlaß herausgab. 1885 hat Gädeke in der S. 165* angeführten Schrift die sämmtlichen für die Wallensteinfrage bedeutenden Aktenstücke des königlichen Hauptarchivs in Dresden vollständig mitgetheilt, unter denen sich manche bisher ganz unbekannte befinden, und ihnen einige Schreiben Arnims an den Kurfürsten Johann Georg aus dem friesenschen Hausarchiv zu Rötha hinzugefügt. Mit Benutzung dieser und der von Hildebrand herausgegebenen Aktenstücke, die manche Lücken unserer Kenntniß ausfüllen, auch einzelnes in bisher bezweifelten Berichten bestätigen, hat Gädeke einen Ueberblick der Geschichte Wallensteins in den Jahren 1632 bis 1634 versucht, dessen Ergebniß darin besteht, daß Wallenstein nicht als unschuldiges Opfer der kaiserlichen Politik und der eigensüchtigen Bestrebungen seiner böhmischen Verwandten gefallen, sondern als Verräther seines Kaisers, dessen Willen er hätte ehren und, wenn er diesem entgegenzuhandeln sich gedrungen gefühlt, den Oberbefehl niederlegen müssen. Weder

aus deutscher Gesinnung noch aus Liebe zu dem Protestantismus sei er für einen allgemeinen und gerechten Frieden gewesen, sondern weil dieser mit seinen eigenen Interessen zusammengefallen, die ihm das Höchste gewesen; es sei ihm in erster Stelle nur um eine ausreichende Entschädigung für Mecklenburg und seine übrigen persönlichen Forderungen zu thun gewesen, die böhmische Krone möge mehr ein Wunsch seiner Umgebung als das Ziel seines Strebens gewesen sein, aber zurückgewiesen habe er sie nicht, und bis zuletzt seien alle Protestanten davon überzeugt gewesen, daß er sie annehmen werde. Seine Ansicht von Wallensteins Gemüth ist die allerungünstigste; er glaubt ihn einzig von kalter Ehrsucht beherrscht, nur warm, wenn es seine Rache und die Bewahrung seiner Macht gegolten. Dabei beachtet er nicht die ihm entgegenwirkenden bösen Mächte, die Geistlichkeit und die Spanier, denen der Kaiser verfallen war. Der Zweifel, daß diesen gegenüber sein Haß nicht patriotisch gewesen, ist unberechtigt; auch die Schweden waren ihm zuwider und er benutzte sie nur zu seinem Zwecke, wie auch später die Franzosen; er wollte, daß Deutschland ganz deutsch sei, nicht in den Händen der Feinde und der vaterlandslosen Geistlichkeit. In diesem Sinne war sein Unternehmen, wie es Boxberger in Schnorrs Archiv VI, 265 mit Recht hervorhebt, echt vaterländisch, und Deutschlands Schicksal würde viel glücklicher gewesen sein, wenn Wallenstein damit durchgedrungen wäre. Daß er treulos gegen den Kaiser, wie dieser gegen ihn gehandelt, kann nicht geleugnet werden, und gerade darum, weil er keinen Glauben an Treue hatte, als wo ihm die Sterne diese zu verbürgen schienen, ist er untergegangen und an dem leichtfertigen Spiel, das er mit allen zu seinem Zwecke getrieben; denn mit

Recht bemerkt Gädeke, auch nach dem Abfalle des Heeres wäre er nicht verloren gewesen, hätte er das Vertrauen seiner Verbündeten besessen, deren Zaudern ihm den Untergang bereitete. Wenn derselbe äußert: „Durch Schillers geniale Behandlung der Schuldfrage ist die große Masse, durch Wallensteins Friedensbestrebungen auf Grundlage religiöser Freiheit und Toleranz ist der Gebildete leicht geneigt, über der gewaltigen Persönlichkeit des Friedländers, welche der Kriegsfurie in Deutschland Einhalt gebieten wollte, den Verräther, welcher die Heere seines kaiserlichen Herrn ihrem Eide abspenstig machen und gegen seinen Fürsten führen wollte, zu vergessen“, so ist Schiller gewiß daran unschuldig, der das Verbrecherische seines Abfalls und die ihn deshalb ereilende Nemesis stark hervorhebt, aber freilich auch zeigt, wie ein Mann von Wallensteins Macht und Thatkraft dazu gekommen, ja man wird das vom Dichter aufgestellte Bild wesentlich mit Gädekes Darstellung in Einklang, nur feiner und allseitig ausgeführt, und deshalb gerechter finden. Jedenfalls ist Schillers Auffassung von Wallensteins Ende richtiger als Gädekes beschränkte Zurückführung des ganzen Verhaltens des thatkräftigen Feldherrn, dem das Eingreifen der Spanier, der Schweden und Franzosen in Deutschland verhaßt war, auf Ehr- und Rachsucht. Der Kaiser war seinem Worte untreu geworden, er hatte sich durch die Geistlichkeit, die Spanier, seine Schmeichler, Wallensteins Gegner und Neider gegen ihn aufhetzen lassen, alle seine freilich bedenklich scheinenden Schritte, mit denen es ihm als einem auf Täuschung gestellten Diplomaten gar nicht oder nur halb ernst war, möglichst schlimm gedeutet. Zum wirklichen Verrath wurde Wallenstein gerade durch die Schwäche und Wortbrüchigkeit des Kaisers gedrängt.

Die Frage, ob der unselige Ferdinand II. oder Wallenstein vaterländischer, echt deutscher gesinnt gewesen, wird man kaum zu Gunsten des Kaisers entscheiden können, welcher die Mörder gegen seinen größten Feldhern, der ihn aus der Noth gerettet, aufrief und sie wie Helden belohnte, und als er drei Jahre nach Wallenstein starb, seinem Nachfolger den von ihm angefachten schauerlichen Krieg, an dem sich jetzt auch die Franzosen betheiligt hatten, als traurige Erbschaft hinterließ.

Auch was der neueste Ankläger Anton Gindely aus den nicht unparteiischen Berichten der in Wien weilenden auswärtigen Gesandten gegen Wallenstein vorgebracht hat, kann das besonders durch Ranke und Hallwich festgestellte Urtheil der Geschichte nicht umstoßen, mögen auch noch manche an Wallensteins Verrath glauben. Des schwachen, den Verführern sein Ohr und seine Hand leihenden Kaisers Treubruch reizte ganz zuletzt den Mann, dessen Geist die ungeheure Heeresmacht geschaffen hatte, zum Verrath, für dessen Rache sich verrätherische Hände unter den Kleinen genug fanden. Die zwischen Gindely und Hallwich gewechselten Streitschriften haben einzelne unwesentliche Punkte geklärt, zur Entscheidung der Hauptfrage keinen neuen wesentlichen Beitrag geliefert.

III. Dramatische Gestaltung und Ausführung.

Was Wallensteins Person dem Dichter so anziehend machte, war sein heldenhaftes Verhalten nach dem Abfalle Piccolominis und der prager Garnison; in so vereinzelten Lagen, bemerkte er, erproben sich große Charaktere. Deshalb kam ihm der Gedanke, aus seinem Untergange ein Drama zu bilden, dessen Kern darin liegen sollte, daß der Held, weil er mit dem Gedanken an Verrath gespielt, durch die äußern Umstände dazu gezwungen und so seinem Verderben entgegengetrieben wird. Die Hauptidee, äußerte er einmal, sei auch die Aufforderung zum Stücke gewesen. Als er aber auf die dramatische Gestaltung des geschichtlichen Stoffes näher einging, ergaben sich ihm ungeheure Schwierigkeiten bei den höhern Anforderungen, die er nach seiner vertrauten Bekanntschaft mit den dramatischen Meisterwerken der Griechen, nach seinen theoretischen Betrachtungen und der Einwirkung von Goethes Umgang an eine Tragödie stellen mußte. Als Gesetz des Dramas hatte er das „intensive und rastlose Fortschreiten und Bewegen" erkannt, als seinen Haupthebel das Schicksal, das den Menschen ergreift und mit unentfliehbarer Nothwendigkeit in sein Verderben treibt, als dramatischen Fortschritt das Zusammenwirken von äußern, gewaltsam

eingreifenden und nothwendig bestimmenden Umständen, als höchste Schönheit der Entwicklung anschauliche Einfachheit. Allen diesen Anforderungen schienen das verworrene Hin- und Herziehen und Wallensteins unklares Schwanken inmitten eines wilden, Deutschland durchflutenden Kriegslebens und der verschlungenen, auch andere europäische Staaten ins Spiel um unser armes Vaterland ziehenden Händel, endlich die rastlos geschäftigen Intriguen an dem von einer pfiffigen Geistlichkeit und den Spaniern beherrschten Kaiserhofe zu widersprechen. Zunächst mußte zum Zwecke des Dramas der Verrath im letzten Augenblicke als entschieden gedacht werden, und zwar der an den äußern Reichsfeind, die Schweden; daneben durften die Verhandlungen mit Sachsen nicht als ernstlich gemeint hervortreten, obgleich Schiller sie da erwähnt, wo sie zu seinem Zwecke dienen, indem er sie, gleich den frühern Verhandlungen mit Schweden, als bloßes Spiel von Wallensteins seiner Macht sich freuenden Laune darstellt und als Beweis seines Verrathes bei den Gegnern verwerthet. Hierdurch tritt er wissentlich mit der Geschichte in entschiedenen Widerspruch, da nach dieser Wallenstein die Absicht hegte, durch den Frieden mit dem Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg dem verderblichen Kriege im Vaterlande ein Ende zu machen. Er, der noch vor elf Jahren Goethes Egmont die Abweichungen von der Wirklichkeit in persönlichen Verhältnissen nicht verzeihen wollte, verließ hier in einem Hauptpunkte mit Bewußtsein die geschichtliche Wahrheit. Zwar äußert auch sein Wallenstein einmal, die Fremden sollten keine Wurzel im Reiche fassen, keinen Theil desselben erhaschen, aber die Herstellung des Friedens tritt nicht als Herzenssache, als Hauptziel hervor, er

wiegt sich nur in reizenden Träumen seiner Macht und der als Lohn ihm winkenden reichsfürstlichen Würde. Schiller selbst nennt im Prolog Wallensteins Versuch ein Unternehmen kühnen Uebermuths. Zum wirklichen Anschluß an Schweden, mit dem er so lange nur gespielt, mußte er durch ein ihn überraschendes Ereigniß gezwungen werden. Dazu bedurfte es einer dichterischen Erfindung. Schiller läßt den Sesina (so oder Sesin nennt er den Sesyma Raschin, vgl. S. 165) mit Aufträgen an die Schweden auf dem Wege nach Regensburg im Böhmerwalde gefangen nehmen.*) Und nicht allein hierin weicht er von der Geschichte ab, nach welcher Sesyma seine Aussagen freiwillig, um begnadigt zu werden, erst nach Wallensteins Tod machte, sondern er läßt auch Wallenstein selbst mündlich mit ihm verhandeln, während in Wirklichkeit die Verhandlungen mit den Schweden durch Terzka vermittelt wurden: aber dieser mündlichen Aufträge an Sesyma selbst bedurfte er, damit dessen Gefangennehmung jeden Gedanken Wallensteins an Versöhnung mit dem Hofe abschneide. Auch vermittelte Sesyma nicht die Verhandlungen mit dem schwedischen Heerführer in Regensburg, sondern mit dem Kanzler Oxenstierna in Halberstadt, was der Dichter eben nicht gebrauchen konnte. Daß er Sesina auf dem Wege nach Regensburg Terzkas „ganz Packet an Kinsky, Matthes Thurn, an Oxenstirn, an Arnheim“ bei sich führen läßt, erhöht freilich die Gefährlichkeit seiner Gefangennehmung, ist aber

*) Veranlaßt wurde er dazu wohl durch die im ausführlichen Bericht (S. 264) erwähnte Gefangennehmung des mit wichtigen Depeschen an Schaffgotsch gesandten Antonius Schlieff in Prag. Kurz vorher gedenkt derselbe Bericht der Absendung von Wenzel Rabenhaupt an Oxenstierna und Feuquières in Frankfurt.

äußerst unwahrscheinlich. Wenn Schiller zu diesen Abweichungen von der Geschichte durch die angelegte dramatische Handlung bestimmt wurde, so gestattete er sich eine andere aus Rücksicht auf den weimarischen Hof, indem er den Herzog Bernhard von Weimar nicht als Führer der Schweden bei der beabsichtigten Verbindung mit dem Verräther Wallenstein darstellen mochte, wenn er auch in seiner Geschichte des Krieges es begeistert gerühmt hatte, daß die ernestinischen Fürsten „fremde Donner" gegen Habsburgs Geschlecht gerichtet, „fremde Fahnen" gegen dieses zum Siege geführt, daß sie als die „tapfersten Soldaten der Freiheit" gefallen. Das Drama nennt statt seiner den am Oberrhein gebliebenen Rheingrafen Otto Ludwig von Salm.*) Bernhards aber gedenkt Buttler ehrenvoll als eines aufstrebenden Feldherrntalents, bemerkt auch, daß er sich mit Kraft rüste, am Main ein mächtig Fürstenthum zu gründen.

Eine andere bedeutende Schwierigkeit des Stoffes lag darin, daß Wallensteins Plan durch eigene Ungeschicklichkeit scheitert, wie Schiller selbst gegen Körner äußert. Hier galt es durch die Darstellung seines Charakters und der Verhältnisse sein Handeln weniger auffallend zu machen. Schillers Wallenstein ist von der Anhänglichkeit der von ihm geschaffenen Armee an seine Person fest überzeugt; hierauf beruht sein Streben, sich zu einer höhern Würde emporzuschwingen, ja die Krone Böhmens auf sein Haupt zu setzen, was, der geschichtlichen Wahrheit zuwider, als seine Absicht hervortritt. Er *spielt* aber nur mit dem Abfall und dem Anschluß an den ausländischen Reichsfeind, scheut sich vor

*) Auffallen muß es, daß Schiller statt seiner nicht den Pfalzgrafen von Birkenfeld nennt, da dieser nach dem *ausführlichen Bericht* (S. 273) ihm ganz nahe stand und Wallenstein wirklich zu ihm schickte. Vgl. S. 148.

dem wirklichen Verrathe: daher sein verhängnißvolles Zaudern, den günstigen Augenblick zu ergreifen; erst nachdem dieser verschwunden, sieht er sich zum Handeln gedrängt. Aber nicht allein die Scheu vor dem Verrath hält ihn zurück, auch sein Glaube an die Astrologie, von welcher er die Bestimmung der Zeit des Handelns erwartet. So ist es denn der Planetenaspekt, der am Anfange von Wallensteins Tod, wie Schiller selbst sagt, seinen Abfall einleitet und einen muthvollen Glauben an das Glück seiner Unternehmung erweckt. Auch an Oktavio Piccolomini bindet ihn der Aberglaube seines Herzens; ist er ja nicht bloß unter demselben Horoskop mit diesem geboren, sein Vertrauen zu seinem unzertrennlichen Jugendfreunde*) ist durch einen Traum und die glückliche Rettung in Folge seiner Warnung felsenfest geworden. Der letztere Zug ist eine von Schillers glücklichsten Erfindungen. Oktavio gerade ist es, der das Netz des Verrathes um ihn zieht. Diesem Verräther vertraut er alle seine geheimsten Absichten, wie sehr ihn auch seine ergebensten Freunde vor ihm warnen; ihm überliefert er sich selbst, da dieser fast unter seinen Augen die bedeutendsten Führer der Armee

*) Der wirkliche Oktavio Piccolomini war sechzehn Jahre jünger als Wallenstein, stand mit siebzehn Jahren in Italien in spanischen Diensten, kam mit Dampierre über die Alpen, war 1618 bei der Belagerung von Breda Oberstwachtmeister, dann Oberstlieutenant, in Italien Oberst. 1629 ward er Hauptmann von Wallensteins Leibgarde, erhielt dann ein Kommando in Pommern. Erst als er 1631 aus Italien, wo er zwei Regimenter vor Mantua mit Ruhm befehligt hatte, nach Deutschland zurückkehrte, zog Wallenstein ihn in seine Nähe. Bei Lützen zeichnete er sich durch glänzende Tapferkeit aus. Wallenstein erhob ihn zum General zu Roß und zu Fuß und machte ihn, nachdem er den schwedischen General Taubadel gefangen genommen, zum Befehlshaber der gesammten Kavallerie.

von ihm abzieht, auf deren Treue er mit unzweifelhafter Gewißheit rechnet. Unter ihnen ist Buttler dazu bestimmt, das Rächeramt an ihm zu vollziehen. Um dessen Abfall und leidenschaftliche Rache zu begründen, bedient sich der Dichter einer an sich glücklichen Erfindung: Wallenstein hat mit Buttler, um ihn zum ewigen Hasse gegen das Haus Oesterreich zu entflammen, ein schlechtes Spiel getrieben, er hat ihn veranlaßt, sich in Wien um den Grafenstand zu bewerben, aber dem Minister gerathen, das Gesuch abzulehnen und seinen Dünkel durch verächtliche Hindeutung auf seine niedrige Herkunft zu strafen. Aber wie viel wir auch dem Einfluß des Stolzes und der Ehrsucht Wallensteins zutrauen, diese Niederträchtigkeit macht ihn uns geradezu widerwärtig, da Schiller, wenn er ihn auch als nur verwegen und furchtbar, nicht aber als ein Bild des Edelmuthes schildern wollte, ihn doch, wie es im Prolog heißt, uns menschlich näher bringen mußte. Dazu widerspricht dieses unedle, treulose Verfahren dem stolzen Vertrauen, das Wallenstein sonst in seine Beurtheilung der Menschen setzt, und der Ueberzeugung von der Treue derjenigen, welche er durch Wohlthaten sich verbunden hat, so daß er gar nicht daran denken konnte, Buttler erst durch ein so freventliches Spiel an sich zu schließen.*) Schiller

*) Jetzt hebt auch Fielitz S. 110 hervor, daß dieser schlechte Streich dem Ideenschwunge widerspreche, den Schiller seinem Helden gebe, besonders seiner rührend kindlichen Aeußerung über Oktavios Verrath, er sei gegen solche Waffen nur ein Kind. Aber sehr irrt dieser, wenn er hierin einen recht klaren Beweis findet, daß dem Dichter der Charakter seines Helden von Anfang nicht als eine klar geschaute Einheit vorgeschwebt. Dies ist ein harter, unberechtigter Vorwurf. Schiller ließ sich zu dieser hier so mächtig wirkenden Erfindung unglücklich hinreißen, obgleich sie zu Wallensteins Charakter nicht paßt, und gerade in einem so bedeutenden Augenblicke, wo des Helden Bild am wenigsten getrübt werden

scheint das Bedenkliche dieser Erdichtung selbst gefühlt zu haben; denn er gedenkt dieser Geschichte nur an der Stelle, wo Piccolomini derselben zur Gewinnung Buttlers bedarf, nicht an andern, wo die Erwähnung derselben sehr nahe lag, während er sonst solche Züge früher einzuleiten sucht.

Die ganze Leitung der Maßregeln gegen Wallenstein legt der Dichter zur nothwendigen Vereinfachung der Handlung, im Widerspruch mit der Geschichte, in Oktavio Piccolominis Hand. Dieselbe Vereinfachung forderte auch das Zusammenrücken der in der Wirklichkeit vom 12. Januar bis zum 15. Februar sich erstreckenden Handlung in die Zeit von wenigen Tagen. Die zwei von Wallenstein nach Pilsen berufenen Versammlungen sind in eine zusammengezogen. Questenberg, der Abgesandte des Hofes, hat Oktavio gleich die Aechtung Wallensteins überbracht, diesem, nicht Gallas, ist vorläufig der Oberbefehl über die ganze Armee übergeben, und zwar bis zu dem Augenblicke, wo der König von Ungarn bei ihr erscheinen werde. Die zweite Versammlung der Obersten fällt ganz aus. Piccolomini wird gleich am andern Tage durch Wallenstein von seinem Plane, die Armee zu den Schweden hinüberzuführen, unterrichtet und mit dem Auftrage betraut, Altringer und Gallas zu verhaften und selbst die spanischen Regimenter zu übernehmen, worauf dieser denn, noch ehe er mit den von Wallenstein ihm geliehenen Pferden sich entfernt, die meisten Führer zum sofortigen Abfall

---

durfte, ein schlechtes Licht auf diesen wirft. Wenn Goldbeck, der klugweise Beurtheiler der ersten Ausgabe (in Herrigs Archiv XLVII, 457), meinen deutlich sprechenden Worten nicht entnehmen konnte, daß diese Niederträchtigkeit Wallensteins bei Schiller hervortretendem Charakter widerspreche, so zeugt dies eben, wie so manches andere, von seiner eigenen Befähigung.

beredet. Buttler bleibt nach seinem Wunsche als böser Dämon bei Wallenstein zurück. Gleich nach dessen Abreise erfährt Wallenstein, daß auch alle seine Regimenter in den böhmischen Städten abgefallen und er nebst Kinsky, Terzky und Illo (den ersten hat Schiller hinzugefügt) geächtet ist. So empfängt hier Wallenstein gleich am Tage nach der ersten Versammlung zu Pilsen die Kunde vom Verluste Prags, die mehr als einen Monat später erfolgte. Bei der Aechtung schwebt das Patent des Gallas nach der unrichtigen Fassung des ausführlichen Berichts (S. 257 f.) vor. Sehr auffallend ist der Widerspruch, den sich Schiller hier zu Schulden kommen läßt, aber freilich fand er ihn schon in seinen Quellen. Denn der Bericht bemerkt zur Vertheidigung der eigenmächtigen Ermordung Wallensteins (S. 207), daß, „wo die Rei zum Stand Rechtens nicht leichtlich zu bringen oder sonsten wegen des Verzugs das allgemeine Wesen in Gefahr stehn müßte, einen andern Prozeß oder Sentenz als allein die Exekution selbst, quae hic instar Sententiae est, nicht erfordern". Dieser Vertheidigung bedürfte es gar nicht, wäre die Aechtung gegen Wallenstein ausgesprochen gewesen. Ganz so erwidert Buttler bei Schiller (IV, 6) auf Gordons Frage, ob er Wallenstein ohne Urtheil tödten wolle: „Die Vollstreckung ist statt Urtheils", und gleich darnach beruft er sich auf des Kaisers Befehl. Gegen Deveroux gedenkt er (V, 2) des Ausspruchs des Manifestes: „Lebend oder todt." Ja schon Max Piccolomini sagt V, 1, nachdem er den kaiserlichen Brief gesehen: „Der Fürst verurtheilt und geächtet!"

Als belebende Idee der Handlung dachte sich der Dichter die Rache des Treubruches, weshalb er auch von Meyer als Titelbild zu seinem Wallenstein eine Nemesis gewünscht hatte.

Wallenstein hat mit dem Gedanken, die Treue dem Kaiser zu brechen, in ehrsüchtigem Stolze gespielt, er hat die Treue der Regimenter gegen den Kaiser, dem zu dienen sie geschworen haben, für ein Wort ohne Inhalt genommen, aber gerade an dieser, für nichts gehaltenen Treue geht er zu Grunde. Dem Oktavio wird es leicht, die Obersten sammt den Regimentern durch den Beweis, daß Wallenstein sie zu den Reichsfeinden hinüberführen wolle, von ihm zu trennen. Buttler bezeichnet es gleich bei seiner Ankunft zu Eger als einen Sühne fordernden Frevel, daß Wallenstein nicht zurückgeschreckt sei vor dem Gedanken, den Krieg in des Kaisers Lande zu tragen, den heiligen Herd der Laren umzustürzen. Und wie konnte Wallenstein, der doch selbst auf Oktavios und anderer Treue gegen ihn fest baut, die Treue gegen den Kaiser so leicht aufgeben! Er, der die Treue gegen den Kaiser frevelhaft zu verletzen sich nicht scheut, geht gerade dadurch zu Grunde, daß er blindes Vertrauen auf Oktavio setzt, dessen Treubruch er selbst später als eine unnatürliche Ruchlosigkeit betrachtet (W. T. II, 9). Freilich meint er (W. T. III, 18), nie hätte er Ferdinand Krieg anzukündigen vermocht, wäre dieser ihm gewesen, was er dem Oktavio; der Kaiser habe sich nie seiner Treue anvertraut, er sei schon argwöhnisch gewesen, als er den Feldherrnstab in seine Hände gelegt: aber seine Leidenschaft übersieht die Treue, welche er ihm nicht als Freund, sondern als Kaiser schuldete, der den Schutz seiner Länder und des Reiches ihm anvertraut hatte. Daß er aber die Treue gegen diesen so leicht aufgeben konnte, findet seine Erklärung in dem Hasse, welchen er seit seiner Entlassung vom Kommando auf den Kaiser geworfen, der freilich nur an wenigen Stellen hervorbricht, wie überhaupt jenes ganze erste Kommando und die Ansprüche, welche

er aus jener Zeit noch gegen den Hof zu erheben hat, absichtlich sehr zurücktreten. Daß aber Rache den Wallenstein zu seinem Abfalle verleitet, spricht Buttler selbst am Schlusse des angeführten Monologs aus:

> Nimm dich in Acht! Dich treibt der böse Geist
> Der Rache! Daß dich Rache nicht verderbe!

Ja, es ist ein eigenes Spiel der Nemesis, daß Wallenstein, der sich am Kaiser rächen will, durch die Hand desjenigen fällt, dessen Rache er selbst in der Absicht, ihn auf Tod und Leben mit sich zu verbinden, durch einen niederträchtigen Versuch, ihn gegen den Hof zu erbittern, gegen sich aufgerufen hatte. Vgl. oben S. 195. Schiller bezeichnet einmal gegen Körner Rach- und Ehrsucht als Wallensteins Leidenschaften. Wie Buttler die eine hervorhebt, so deutet auf die andere der gutherzige, gemüthvolle Gordon hin (W. T. IV, 1), der seine Größe und Macht, seine „dunkelschwankende Gewalt", als einen Fallstrick und das Verbrechen des Verrathes, vor dem er selbst zurückscheut, als Folge der unnatürlichen, ganz neuen Kriegsgewalt bezeichnet, wodurch der Kaiser ihn sich selbst gleichgestellt habe. Gordon, der die beschränkte Beurtheilung theilnehmender Gutmüthigkeit ausspricht, betrachtet Illo und Terzky als die fluchwürdigen Verführer, die den Samen böser Leidenschaft in dessen Brust gelegt. Man hat daran Anstoß genommen, daß Wallenstein so oft des Schicksals gedenkt, dessen Gewalt die Menschen nicht zu widerstehn vermögen, aber der Glaube an ein dunkel waltendes, den Menschen treibendes Schicksal liegt tief in seiner Seele, hängt innigst mit seinem astrologischen Wahne und der Ueberzeugung zusammen, daß er zu Hohem bestimmt sei. Und pflegen nicht die Menschen ungeheure Thaten, zu denen sie sich getrieben fühlen, von sich

gleichsam abzuwälzen, indem sie die Schuld dem Schicksal zumessen? So thut es auch Buttler, wo er den Mord Wallensteins vor sich selbst entschuldigen möchte. Dagegen durchdringt die Idee des jeden Frevel rächenden Schicksals, das von jenem düstern Schicksalszwange durchaus verschieden ist, unsere ganze Dichtung, worin der Frevel des Treubruchs durch den gewaltsamen Tod des mächtigen Helden gesühnt wird, der eine Welt in Waffen mit kühnem Selbstvertrauen zu seinem und des Reiches Dienste hervorgerufen und geleitet hat. Freilich zieht er auch sein ganzes Haus und selbst den Max in sein Verderben hinein: aber es gibt etwas Höheres als das irdische Dasein, und dem Heldentode des jungen Helden, der dem Schönsten, was das Leben bietet, entsagt, um sich die Treue zu erhalten, entsprießt unverwelklicher Lorber, während Wallensteins trauriges Ende uns mit Bedauern über den schmachvollen Verrath eines solchen Mannes erfüllt. Dieses spricht sich in Gordon, von dem man mit Recht gesagt hat, daß er zum Theil die Rolle des griechischen Chores vertrete, auch persönlich aus. Wallenstein ist den düstern Mächten der Rach- und Ehrsucht zum Opfer gefallen, weil er die Treue verrathen.

Zu der Dichtung des Max (denn Piccolomini hatte damals keinen Sohn, ja er verheiratete sich erst nach Wallensteins Tode*))

*) Davon, daß Oktavio Piccolomini sich eines Neffen Joseph Silvio von Piccolomini annahm, der mit der Bezeichnung „genannt Max" erscheint, daß er diesen nach Wallensteins Tod zum Erben einsetzte, aber dessen jammervollen Tod in einer Schlacht gegen die Schweden zu betrauern hatte, davon wußte Schiller nicht das geringste; sein Max ist ein bloßes Dichterbild trotz der 1870 zu Pilsen erschienenen, die ersten Mittheilungen über jenen Neffen bringenden Schrift: „Die historische Persönlichkeit des Max Piccolomini im schillerschen Wallenstein und dessen Ende in der Schlacht bei Jankau am 6. März 1665.

wurde der Dichter wohl zunächst durch den Wunsch veranlaßt, „die dürre Staatsaktion möglichst in eine menschliche Handlung umzuwandeln". Freilich hatte er dies schon dadurch zu erreichen gesucht, daß er sie, so viel er vermochte, von der politischen Umhüllung löste, er die Handlung in die Brust des Helden legte, der von unersättlicher Ehr- und Rachsucht anfgeregt wird, aber den endlichen Entschluß von den äußern Umständen abhängig machte (das Schicksal sollte möglichst viel, die Fehler des Helden möglichst wenig wirken): doch es trieb ihn, neben dem düstern Helden noch ein reines Jugendbild der Liebe und Treue darzustellen, wodurch er eine innigere Rührung hervorzubringen hoffte, welcher er nicht entsagen mochte, ja er wollte sich dadurch gleichsam für das gewaltige Ringen mit dem ungefügen, nicht zum Herzen sprechenden Stoff entschädigen. Mit der Einführung des Max waren seine Liebe zu Wallensteins Tochter (dessen wirkliche, damals zehnjährige Tochter, Maria Elisabeth, heiratete später den Grafen Rudolf von Kaunitz, der 1689 starb), und ihre und ihrer Mutter Anwesenheit im Lager (der Geschichte nach hielten sich beide während des traurigen Ereignisses zu Brück in Unterösterreich auf), so wie der Gegensatz zu seinem Vater gegeben, von dessen Verrath sich der edle Jüngling zuerst mit Abscheu abwendet. Aber diese freie Erdichtung war für die reine Kunstform verhängnißvoll, da dadurch die Exposition eine übermäßige

---

Eine geschichtliche Quellenstudie aus dem Schloßarchive zu Nachod von Arnold Freiherrn von Weihe-Eimke." Es ist das Zusammentreffen derselben Art, wie beim Gange zum Eisenhammer; denn auch eine Gräfin Kunigunde von Savern, von der Schiller nichts wußte, ist neuerdings nachgewiesen worden. Noch weniger darf man mit Schebeck in Wallensteins Vetter Max von Waldstein (vgl. S. 163) das Vorbild von Max Piccolomini sehn. Beide Maxe haben mit dem schillerschen unr zufällig den Namen gemein.

Breite erhielt, welche auf die übrige Gestaltung des Dramas ihren Einfluß übte. Denn jetzt mußte auch die ganze Geschichte des Banketts und Questenbergs Audienz in ihrer vollen Ausdehnung erscheinen, und so wurde die knappe Form des Dramas gesprengt; denn es ergab sich eben ein Drama von zehn Akten sammt einem Vorspiele, noch um ein Drittel länger als Karlos. Daß es dem Dichter gefiel, die zehn Akte auf zwei Dramen zu vertheilen, bessert die Sache nicht; denn die fünf ersten Akte gehen nicht über die Exposition der Handlung hinaus, von der sie nicht getrennt werden können, und bestehen auch die fünf oder die drei letzten Akte nothdürftig als selbständiges Drama, so sind sie doch, künstlerisch betrachtet, ein solches nicht, da sie die vorhergehenden Akte zum Theil voraussetzen, wenn auch freilich der Dichter die drei letzten mit der bestimmten Aussicht ausarbeitete, daß sie als selbständiges Stück gegeben werden sollten, wonach sie schon bei der ersten Vorstellung als Tragödie Wallenstein, ohne Andeutung, daß sie der zweite Theil zu den zwei Tage vorher aufgeführten Piccolomini seien, auf dem Theaterzettel bezeichnet wurden. Auch hat unser Dichter in den Liebesszenen zu sehr seinem Herzen nachgegeben, und die Einheit durch die ausgeführten Familienszenen gebrochen, welche die Haupthandlung zu stark überwuchern. Die Frauen gehören überhaupt nicht hinein, doch hat Schiller die Gestalt der Gräfin Terzky glücklich benutzt, die, in einer entfernt an Lady Macbeth erinnernden Weise, den letzten Anstoß zur Verbindung mit den Schweden gibt und sich überhaupt als eine für Wallensteins Ehrgeiz verhängnißvolle Macht darstellt. Die wirkliche Gräfin Terzky, die Schwester von Wallensteins Gattin, Maximiliane von Harrach, war freilich in Pilsen und Eger, aber sie hielt sich von der Politik

durchaus fern; dagegen war die gleichfalls in Pilsen und Eger anwesende Gattin des Grafen Kinsky von Wchinitz, Terzky's Schwester, mit Wallensteins Plänen bekannt, wie Murr S. 338 bemerkt. Schiller konnte eben Wallensteins Schwägerin besser gebrauchen, die er seinem Zwecke gemäß einmal mit Terzkys Mutter verwechselt (W. T. II, 7, 5). Zur Exposition gehörte auch die Darstellung des Heeres im jetzigen Vorspiele. Schiller glaubte sie nicht entbehren zu können, weil Wallensteins ganzes Unternehmen auf dem Heere ruhe, dessen Abfall seinen eigenen Sturz herbeiführe. Aber einer weitern Ausführung des Lagerlebens bedurfte es nicht; es würde genügt haben, hätte der Dichter auf andere Weise uns den Geist des Lagerlebens gelegentlich veranschaulicht. Freilich Gleims Behauptung: „Zwei Wachtmeister wie Paul Werner (in Lessings *Minna*) konnten die Stimmung für ihren General eine Million mal besser dem Zuschauer bekannt machen!“ ist geradezu kindisch übertrieben. Von einer *trilogischen Kunstform* unseres Dramas kann demnach nicht die Rede sein, da die Trennung in drei Stücke sich hier rein zufällig ergeben hat, auf keinem innern Grunde ruht.*)

*) Goethe erkannte, als er im Jahre 1819 durch eine Abhandlung des großen Philologen G. Hermann über die tragischen Tetralogien der Alten nachzudenken veranlaßt war, in der Trilogie *Wallenstein*, in welche dem wirkenden und schaffenden Geiste des Dichters der Stoff gegen seinen Willen zerfallen sei, eine dreifache Steigerung desselben Gegenstandes, wie man sich früher die alten Trilogien gedacht habe. „Der Empfindungsweise neuer Tage gemäß bringt er das lustige, heitere Satyrstück *Wallensteins Lager* voraus. In den *Piccolomini* ehren wir die fortschreitende Handlung: sie ist noch durch Pedanterie, Irrthum, wüste Leidenschaft niedergehalten, indeß zarte, himmlische Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu besänftigen, das Strenge zu lösen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Versuche der Vermittelung; man muß es im tiefsten Sinne hochtragisch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Ge-

Eine ganz neue Auffassung des Wallenstein hat Fielitz a. a. O. S. 7 ff. versucht. Er stützt sich auf einzelne Aeußerungen Schillers, wogegen er dessen auf seinen dichterischen Plan Licht werfende Abweichungen von der Geschichte nicht beachtet. Da Schiller einmal als punctum saliens des Dramas diejenige dramatische That bezeichnet, „auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird", so geht Fielitz auch im Wallenstein auf diese aus. Er findet sie darin, daß Max, der allein Wallenstein von seinem verhängnißvollen Schritte hätte abhalten können, mit seiner Mahnung leider zu spät komme. Aber wäre dieser auch früher gekommen, den Wallenstein vom Abfalle abzuhalten hätte er nicht vermocht, da dessen ganzer Charakter und alle Umstände ihn dazu treiben und es seiner Ehrsucht unmöglich war, ihren ausschweifenden Plänen zu entsagen, alle Früchte eines langen Lebens zu vernichten und sich selbst dem allgemeinen Spotte auszusetzen, wie es Schillers Wallenstein in den Worten: „Doch eh' ich sinke in die Nichtigkeit ꝛc." (W. T. I, 7) so bezeichnend ausspricht. Fielitz hat eben aus seinem einseitigen Standpunkte das ganze große Drama angesehen, wodurch er auf die wunderlichsten Behauptungen gerathen ist. Max ist nichts weniger als Wallensteins Schutzgeist, der nur zu spät kommt, sein Zuspätkommen ist keineswegs „die That, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird". Max erscheint nur als Liebling Wallensteins, durch dessen Verlust seine Seele ihren höchsten Reiz verloren hat; das von Fielitz gesuchte punctum saliens ist der Augenblick, wo Sesinas Gefangen-

---

fühl hierauf nichts weiter folgen könne." Dies ist aber nur eine willkürliche Zurechtlegung, welche den künstlerischen Mangel des Wallenstein als Trilogie nicht bedecken kann.

nehmung Wallenstein zum Entschlusse zwingt. Wenn Goethe in dem von Schiller gebilligten Theaterbericht als Objekt des ganzen Gedichtes „die Darstellung einer phantastischen Existenz“ bezeichnet, „welche durch ein außerordentliches Individuum und unter Vergünstigung eines außerordentlichen Zeitmoments unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtlichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht“, so darf man nicht mit Fielitz S. 100 die Bedeutung jenes Berichtes durch Schillers Aeußerung gegen Körner schwächen wollen, er habe ihn mit Goethe „etwas eilfertig“ gemacht; denn die Eilfertigkeit der Abfassung schließt keineswegs die Richtigkeit aus. Der Dichter wollte dramatisch begründen, wie Wallenstein durch die Zeitumstände und seinen Charakter zum Treubruch verleitet worden und, weil er die sittliche Macht im Menschen verkannt, habe zu Grunde gehn müssen: keineswegs sollte die ganze Tragik an dem Haare des zu späten Erscheinens von Max hängen.

Sehen wir von dem bezeichneten Mangel der dramatischen Form, der zuweilen eintretenden epischen Breite der Darstellung, einzelnen zu ausgedehnten Schilderungen und kleinen störenden Widersprüchen ab, so wirken bei der Gliederung und Ausführung Wallensteins künstlerische Besonnenheit und Berechnung, reiche Gestaltungskraft, dramatische Lebendigkeit und frische Anschaulichkeit zu ergreifender Wirkung auf das glücklichste zusammen, so daß uns ein großartiges, mächtig anziehendes, die mannigfachsten Empfindungen aufregendes Bild des noch im Untergange seine mächtige Geisteskraft und unerschütterliche Willensstärke bewährenden Helden vor die Seele tritt, wir uns von echt

IV. Erläuterung.

Prolog.

Der Vorredner, der bei der Aufführung im Kostüm des Max Piccolomini erschien, spricht zuerst im Namen der Schauspieler, die sich auch im neu hergestellten und ausgeschmückten Theater die Gunst des so feinfühlenden Publikums von Weimar und Jena erbitten, dann für den Dichter selbst zur Einleitung seines Wallenstein und zunächst des folgenden Vorspiels, womit er etwas auf der deutschen Bühne ganz Neues gewagt habe. Der Bau des zugleich für die Redouten bestimmten Gebäudes war 1779 begonnen, das Theater im nächsten Frühjahr eröffnet, seit 1784 an einen Theaterunternehmer verpachtet, seit dem Mai 1791, wo Goethe die Direktion in Weimar übernahm, für das Hoftheater benutzt, jetzt unter des stuttgarter Malers und Baumeisters Nik. Friedr. Thouret Leitung in würdiger Weise umgestaltet worden. Unter einem Säulenkreise dorischer Ordnung auf elliptisch gestellten, das Parterre einschließenden Pfeilern befanden sich hinter einer Balustrade die Logensitze. Als der berühmte Schauspieler und Theaterdirektor Schröder im Juni 1800 das Theater gesehen, schrieb er, es sei sehr hübsch eingerichtet und mache Goethes Angaben alle Ehre.*)

*) Dieser Kreis (24) ist nicht die Bühne, sondern der Zuschauerraum, wie die Mehrheit Zeugen (25) zeigt, wonach man freilich auch stehen statt

Der Wiedereröffnung des neuhergestellten Theaters und der Hoffnung der Schauspieler sind die drei ersten Absätze des Prologs *) bis V. 31 gewidmet. Der edle Meister (15) ist Iffland, der 1796 und 1798 eine Reihe bedeutender Gastrollen zu Weimar gegeben hatte. Bei der lang gehegten Hoffnung (20) schwebt Schröder vor. Hierüber, sowie über die von Goethe eingeschobenen Verse vgl. oben S. 56 f. 72 f.

Nach einer schönen Ausführung, wie flüchtig die Gebilde des Schauspielers vorüberrauschen (V. 32—49)**), wendet sich der Prolog zu dem neuen, des Ernstes der Gegenwart würdigen Unternehmen des Dichters (V. 50—69)***), welches den Blick auf die Zeit zurücklenkt, die durch den westfälischen Frieden glücklich geendet worden (V. 70—78). England hatte sich mit Rußland, Oesterreich, der Pforte, Neapel und Portugal gegen den von mehr als wallensteinischer Ehrsucht getriebenen Mann verbunden, der eben im Lande der Pyramiden kämpfte. Gegen Frankreich,

---

stehe erwarten sollte. Vier Verse später geht Kreis auf die Zuschauer. Aber Zeugen scheint bloß Druckfehler statt Zeuge. Vgl. die nächste Anmerkung.

*) Den ersten, einzig maßgebenden Abdruck des Prologs hat der Musenalmanach auf 1799, wo er am 7. Oktober gedruckt wurde. Erst am folgenden Tag sandte ihn Goethe an die allgemeine Zeitung. Die Abweichungen derselben (V. 14 wahrem statt warmem, 19 unsere statt unsre, 24 Zeuge statt Zeugen, 32 die mim'sche statt des Mimen, 64 Um statt Und, 83 ferne statt fern) sind wohl meist Druck- oder Schreibfehler.

**) Zu 48 f. hat man die Stelle des späten griechischen Lebensbeschreibers des Thucydides verglichen: „Wer von den Besten gelobt worden und anerkannten Ruhm erlangt hat, besitzt eine auf die Zukunft verbürgte Ehre, die nicht zu fürchten braucht durch spätere Entscheidung ausgelöscht zu werden."

***) Die Schattenbühne (67), insofern sie dichterische Gestalten vorführt. So heißt es am Ende des Gedichtes Melancholie an Laura: „Fli [illegible] Schatten." Aehnlich steht 114 Schattenbild.

das die Herrschaft der Welt in Anspruch nahm, kämpften jetzt England und seine Verbündeten um ihre Freiheit. Vgl. Schillers Gedicht der Antritt des neuen Jahrhunderts (vom Juni 1801.) Den westfälischen Frieden faßte man damals, wo der vaterländische Standpunkt den meisten Deutschen noch in weiter Ferne lag, als ein für Deutschland erfreuliches Ereigniß auf, ohne seiner unseligen Folgen zu achten. Schiller selbst hatte in seiner Geschichte des Krieges geäußert, die Hand des Fleißes habe unvermerkt alle verderblichen Folgen des Krieges wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen seien geblieben, die allgemeine Staatensympathie, welche den Frieden beschütze. Wie morsch der von Fremden vorgeschriebene Bau gewesen, sollte er nur zu bald erfahren, aber auch jetzt noch pries er jenen Frieden, weil er Deutschland so lange Ruhe, Sicherheit und Glück gebracht. Die Auflösung des deutschen Reiches lag, obgleich nicht ausgesprochen, thatsächlich vor, das linke Rheinufer war für Deutschland verloren. Aber obgleich die alte feste Form Europas zerschlagen ist, sollen die Zuschauer ruhig in die Zukunft sehn, da sie ja des Friedens sich erfreuen*), und so darf er ihnen jene Schreckenszeit in lebendigem Bilde vorführen.

Mit V. 79 geht der Dichter zur Schilderung der düstern Zeit am Anfange des Jahres 1634 über, mit welchem sein Wallenstein beginnt. Der Charakter und das Unternehmen seines Helden werden bezeichnet, dessen Namen er nicht nennt, da er allen Zuschauern durch die Anzeige der heutigen Vorstellung

*) Zum diesjährigen Geburtstage der Herzogin hatte Goethe einen Aufzug des Friedens angeordnet gehabt. Seine vier dazu gedichteten Stanzen, welche das Glück des endlich im vorigen Jahre erlangten Friedens feierten, erschienen in demselben Almanach mit unserm Prolog.

längst bekannt ist. Etwas erkältend wirkt die Bemerkung, die Geschichte habe kein unparteiisches Bild von ihm überliefert, im Spiegel der Kunst wolle er den geschichtlichen Helden zeigen, ihn dem Herzen der Zuschauer menschlich näher bringen. Daß sein Uebermuth, seine Verwegenheit (92 f.) ihn zum Verbrechen (118) verführt habe, spricht er aus, entschuldigt ihn aber mit der menschlichen Schwäche und der Gewalt des Schicksals; denn nur von diesem können die unglückseligen Gestirne (110) verstanden werden, denen der größte Theil*) der Schuld zugeschrieben wird, nicht von dem Aberglauben an die Astrologie.**)

V. 119 leitet zur heutigen Vorstellung über, welche den Halt vorführen soll, den die Armee dem Helden geboten, dessen übermüthigen Abfall dieser allein erklären könne. Das Unternehmen selbst will er bald auf dieser Bühne in einer „Reihe von Gemälden" vorführen, wobei man freilich an mehr als zwei Stücke denkt. Zuletzt (129) kommt er auf die ungewohnte Reimform deren Wiedereinführung auf dem Theater der Dichter mit Berufung auf das ältere deutsche Drama rechtfertigt (vgl. S. 207), dabei aber mit heiterer Laune auch daran erinnert, daß Thalia, die Vorsteherin der Bühne, zu den Musen gehöre, den Göttinnen, die des Gesanges und des Tanzes sich erfreuen. Der gebundenen metrischen Rede gedenkt er nicht, doch ist natürlich auch diese mit gemeint, wenn er von 133 an die Zuschauer mahnt, dem Dichter zu danken, wenn er nicht die Wirklichkeit, sondern ihre

---

*) Hälfte, ein Schiller beliebter Ausdruck, wie Kabale und Liebe V, 8, Karlos I, 9.

**) Später hat Schiller den Einfluß des Schicksals mehr zurücktreten lassen, als er zur Zeit, wo er das Lager und den Prolog dichtete, beabsichtigt zu haben scheint, dagegen war die Astrologie stärker betont.

künstlerische Wiederspiegelung vor ihnen erscheinen lasse und sie auch durch die Form daran erinnere, daß es nicht die platte Wirklichkeit gelte. Schillers idealer Sinn widerstrebte der Ansicht, daß die Bühne mit dem Scheine der Wirklichkeit täuschen solle. Vgl. S. 50. 62. Man denke an Gottsched, welcher die Oper für einen Unsinn erklärt hatte, weil verständige Leute in der Wirklichkeit nicht ihre Gedanken und Gefühle singend aussprächen. Es war das erstemal, daß Schiller gleichsam in Person vor das weimarische Publikum trat, was Goethe selbst bisher nicht gethan, da seine Prologe und Epiloge nur im Namen der Schauspieler dieses ansprachen, er zu keinem eigenen Stücke, mit Ausnahme des nicht auf die Bühne gebrachten „Faust", einen solchen schrieb.

Wallensteins Lager.

Unser Vorspiel sollte nicht allein die Lage und Stimmung des wallensteinischen Heeres anschaulich darstellen, sondern auch den bedeutenden Augenblick der Handlung näher bezeichnen. Die ungezwungene Art, wie die bezüglichen Handlungen eingeflochten sind, zeugt von Einsicht und Geschick. Wir erfahren gleich zu Anfange, daß eben wieder neue Truppen angekommen sind, und zwar von der Saale und dem Main (Auftritt I)*), und viele Regimenter aus fremden Landen sich hier zusammengefunden, wobei ausdrücklich Pilsen als Ort des Lagers bezeichnet wird (A. II). Als eben angekommen erscheinen A. V zwei holkische Jäger, über deren wildes Treiben und ihre bisherigen Züge wir

---

*) Zu V. 21 vgl. Luk. 22, 49. — V. 22 setzte erst das Theater (1805) widerrechtlich jauchzen statt juchzen. — V. 27. Zu Klauen vgl. 2. Mos. 10, 26. — V. 29. Vgl. den Ausdruck Jes. 9, 20. — V. 43. In dem offenbar irrigen die drei scharfe Schützen ist nicht mit Helbig die zu streichen, sondern dafür dir zu setzen, wie Hölscher (Programm von Recklinghausen 1872 S. 4) und Boxberger (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1873 II, 379) bemerkt haben. Boxberger hat es bereits aufgenommen. Der Dativ steht, wie I, 3. 16. 45. VI, 178 (wo Schiller erst im Druck euch statt auch schrieb). — 47. Vögel, nach einem schon alten Gebrauche, wie Zeisig, Kauz, besonders in Verbindung mit lustig, lose. — 48. Gewöhnlich sagt man Batzen haben.

Näheres A. VI erfahren. General von Holk war berüchtigt durch seine 1632 und 1633 verschuldeten schrecklichen Verheerungen des sächsischen Voigtlandes und Erzgebirges; er hatte Leipzig eingenommen und gebrandschatzt, sich aber von da zurückziehen müssen, und war bereits am 30. August 1633 am Typhus gestorben. Man sagte damals, die Holkischen hätten auf der leipziger Messe Pest, Elend und die Strafe Gottes sich geholt.*) Schiller läßt den zweiten Jäger außer dem Voigtland Baireuth und Westfalen als Orte nennen, die von ihnen zu erzählen wüßten. Daß aber auch die Generale und Kommandanten schon in Pilsen versammelt sind, ja sogar ein Abgeordneter des Kaisers sich eingefunden, wonach etwas besonderes im Werke sein müsse, erfahren wir schon A. II**) bei Gelegenheit der an dieser Stelle so glücklich ersonnenen heutigen doppelten Löhnung aus Anlaß der erwarteten Ankunft von Wallensteins Gattin und Tochter.

---

*) Man könnte hierauf das Wort des Jägers (A. V) beziehen, die Jäger hätten die silbernen Treffen nicht auf der leipziger Messe geholt, wenn es nicht vielmehr bloß sagen soll, die Treffen hätten sie sich erbeutet, mit Beziehung auf ihre Anwesenheit in Leipzig. Schiller gedenkt in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges der holkischen Verheerungen, aber nicht jenes Wortes von der leipziger Messe.

**) Questenberg wird nicht genannt, sondern verächtlich als alte Perücke von Wien (23 f.) bezeichnet. Die Perücke steht als Tracht des hohen Staatsbeamten. Es schwebt wohl die weißgepuderte Allongenperücke vor, die freilich erst gegen Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aufkam. — Zu 22 ff. vgl. oben S. 73. — In den Worten (26): „Das hat wieder was zu bedeuten", ließ erst der Druck wieder vor was weg. — Des Friedländers heimlich Gesicht (30) deutet auf Wallensteins ernste Verschlossenheit. Friedländer oder auch Friedland heißt Wallenstein meist im ausführlichen Bericht. — Unser Regiment und die andern vier (35). Nach dem Perduellionis Chaos hatte *Terzky* damals 5 Kürassier-, 2 Fuß- und 1 Dragonerregiment.

Der pfiffige Wachtmeister meint, man wolle heute die neuen Truppen mit Trank und Speise anziehen, was freilich sonderbar scheint. Die doppelte Löhnung steht mit der später folgenden, auch in den Piccolomini benutzten Annahme in Widerspruch, daß die Löhnung schon seit lange, seit vierzig Wochen (A. XI, 222 f.) oder seit einem Jahre (P. II, 7, 138 f.), nicht gegeben worden. Ein noch auffallenderer Widerspruch liegt darin, daß nach A. IV Regensburg eben genommen ist, was fast zwei Monate vor der ersten Versammlung in Pilsen geschah. Freilich hätte der Dichter diese Begebenheiten näher aneinander rücken können, als sie wirklich erfolgten, aber in der Rede des Kapuziners (A. VIII) und in den Piccolomini (II, 7) wird es Wallenstein Schuld gegeben, daß er Regensburg nicht schon wieder genommen. Der ganze vierte Auftritt wäre wohl zu entbehren, da er keinen bedeutenden Zug gibt; denn als einen solchen können wir die vom Wachtmeister angedeutete Feindseligkeit des Kurfürsten von Baiern kaum anerkennen. Auch die hier gemachte Bemerkung, die Feinde schwärmten schon frisch im Felde herum, ist bedenklich. Wallenstein beruft sich bei seiner Weigerung (P. II, 7, 177) auf die böse Jahreszeit.*)

Nachdem die Stimmung und Lage des Heeres anschaulich geschildert ist, bringt A. XI ein Kürassier die aus dem Munde seines Obersten empfangene Nachricht, man fordere zu Wien, achttausend Mann Kürassiere, Jäger und reitende Schützen sollten den Kardinal-Infanten**) nach den Niederlanden begleiten. Nach der Geschichte brachte diese Forderung nicht, wie bei Schiller,

) 7. Ein Eilbot. Vgl. oben S. 78. — 8. Eingenommen. Vgl. S. 208. — 11. Unfreund (feindlich) schrieb Schiller beim Drucke für unfreundlich.

**) 48 heißt er „der hispanische rothe Hut“.

Sie drücken sich gleich, als es sich um eine männliche Erklärung für Wallenstein handelt. Daß sie sehr genügsam, zeigt die Erwiderung der Marketenderin, bei der sie wenig verzehrt haben.*) Von andern Truppen finden wir im Vorspiele: die Küraſſiere, von denen der eine von einem jetzt unter Max Piccolomini stehenden wallonischen Regiment, dessen früherer Führer Graf Pappenheim bei Lützen den Heldentod gestorben, der andere von einem lombardischen ist (der erstere zeigt sich sehr tüchtig und ehrenhaft, wie die Führer des Regiments)**), dann buttlerische Dragoner aus Irland, von kecker Entschlossenheit, Isolanis Kroaten, als raubgierig berüchtigt, aber dabei etwas einfältig und stark gläubig (sie verschwinden mit dem von ihnen vertheidigten Kapuziner), Scharfschützen, meist lustige Tyroler (I, 43 ff.), die an ihrem Landesherrn hängen (der Scharfschütz aus Lothringen A. XI, 363 ist wohl derjenige, der den Kroaten A. III geprellt hat***), auch Uhlanen, die im Anfange mit den Kroaten am Kohlenfeuer sitzen (nur A. II spricht ein gutmüthig Derber ein Wort). Den Hauptstamm bilden die fünf terschkaschen Regi-

„wüsten Jünglingen, welche dem Glücke nachstreben und nur in der Losgebundenheit ihr Dasein fühlen", als „Repräsentanten des rechtlichen und pflichtliebenden Theils der Armee".

) Der Trompeter spottet: „Aber das denkt wie Seifensieder." Das, nach der gewöhnlichen, verächtlichen Bezeichnung einer Person. Vgl. V, 45. Der Seifensieder steht als Mann der Ruhe um jeden Preis, wohl mit Erinnerung an den in Goethes Egmont II, 1 (vgl. Erläuterung S. 71) auftretenden.

**) Goethe sieht in dem wallonischen Küraſſier „eine kühnere und zugleich gebildetere Klasse von Menschen". Später bemerkt er, seine gebildetere Natur zeige heroisch menschliche Gesinnungen. In Wallensteins Tod III, 15 hören wir, daß einer von Piccolominis Regiment aus Brüggen, ein anderer aus Köln ist.

***) *III,* 3 las man seit dem Theater irrig ein (statt das) Paar.

menter (Terschka*) wird das böhmische Trczka ausgesprochen, wie Murr S. 348 bemerkt), von denen eines, bei dem unser Wachtmeister, Trompeter und Constabler (Artillerist) stehen, Wallensteins Regiment ist. Es sind Böhmen, die gar viel sich einbilden, sich für den Bauer gar zu vornehm halten. Wie arg diese es getrieben, tritt uns gleich im ersten Auftritte entgegen, wo der Bauer klagt, daß sie in den letzten acht Monaten**) schlimmer als die Sachsen gehaust, die unter Arnim 1631 nach der leipziger Schlacht in Böhmen eingefallen waren und das Land gebrandschatzt hatten, bis sie Wallenstein vertrieb.***) In Folge dieser Noth wurden denn die Bauern zur Verzweiflung getrieben und zu schlechten Mitteln verleitet, wie uns der am Anfange auftretende zeigt, der mit falschen Würfeln die Soldaten zu betrügen sucht.†) Durch das spätere Aufgreifen des falschen Spielers in A. X††) kommt in die Darstellung ein bewegtes Leben†††), wie vorher von anderer Seite durch die Kapuziner-

---

*) Dies dürfte sich geschichtlich kaum rechtfertigen lassen, da die Zeit des Lagers in den Februar 1634 fällt.

**) Terschka nennt ihn der Bauer I, 37, aber auch der Wachtmeister II, 36, der dagegen A. XI, 365 Terzka braucht. In den beiden Dramen steht Terzky.

***) Herchenhahn (III, 67) sagt, von den Sachsen sei das Volk in Böhmen nicht so stark geplagt worden wie von den wallensteinischen Truppen.

†) Goethe hat, wie oben S. 76 bemerkt ist, die beiden motivirenden Verse eingeschoben, wonach der Bauer die Würfel sich angeeignet hat, als ein Hauptmann, der sich derselben bedient hatte, von einem andern Hauptmanne im Zorne erstochen worden. Daß falsches Spiel häufig vorkam, ergibt sich aus dem nach X, 2 kürzlich ergangenen Mandate.

††) Der Arkebusier schiebt die Schuld dort mit Recht auf die Noth, die „Desperation".

†††) X, 6 fehlten ursprünglich die Worte denn seht!

predigt*) und durch das Eintreten des Rekruten. Der Auftritt mit diesem (A. VII)**) zeigt uns nicht bloß, wie die Lust nach dem freien, lustigen Soldatenleben in den Bürgerstand eingedrungen, sondern auch die Verhöhnung aller bürgerlichen Tugenden und alles Bürgerglückes durch diese rohen Kriegshorden allgemein geworden.

Die innige Verbindung der Soldaten mit Wallenstein, wie ihr Pochen auf Freiheit und Gewalt tritt vor allem lebhaft hervor. Wallenstein hat ein Reich von Soldaten gegründet, wie es der erste Jäger ausspricht (A. VI, 154)***), das nicht auf die Herstellung des Friedens geht, sondern seinen Zweck in sich trägt, nur Krieg und immer Krieg will. Das Heer soll eine Macht für sich bilden, die ganz allein von Wallenstein abhängt, der, wie

---

*) Man vergleiche dazu die Rede des Paters in den Räubern, mit unsern Erläuterungen S. 180 ff.

**) Der Wachtmeister bedient sich bei der gravitätischen Aufnahme desselben (36 f.) der biblischen Redensart vom Anziehen eines neuen Menschen (Eph. 4, 24). — In dem darauf folgenden vierfüßigen, freilich etwas harten Verse: „Mit dem Helm da und Wehrgehäng“ ließ das Theater da aus, wie das Er in dem weiter unten folgenden Verse (92): „Kamerad, laß Er das unterwegen!“ — Zum Schiffe der Fortuna (42) vgl. XI, 53. W. T. V, 2, 17. Wallenstein heißt der Fortuna Kind P. IV, 4, 54. Das Bild vom Schiffe braucht Schiller auch sonst. In der Braut von Messina spricht der Chor 1, 8 von dem Kriege als dem ewigen Beweger des Menschengeschicks, wobei er sich des Bildes von der „steigenden, fallenden Woge des Glücks“ bedient. — Ist (statt War) ein Stock (55) änderte Schiller erst beim Drucke.

***) „Des Friedländers wilde Jagd“, nach der bekannten, von Bürger behandelten Sage vom wilden Jäger. Theodor Körner nannte nach unserer Stelle die lützowischen Jäger, bei denen er eingetreten war, „Lützows wilde Jagd“. „Wir wissen, daß der dritte Mann muß verloren sein“, schrieb er mit Beziehung auf das Wort des ersten Jägers A. VI, 72, und in seinem Korps sang man ·· *Champagner* das Schlußlied des Lagers.

es der Mund des großsprecherischen Wachtmeisters verräth (VII, 76 f.), es auch wohl zu eigener Machterhöhung anwenden dürfte. Nach dem Vertrage, den er mit dem Kaiser bei der zweiten Uebernahme des Kommandos geschlossen (vgl. S. 135), steht er frei und unabhängig da (A. XI, 185 ff.), so daß ihm der Kaiser nichts anhaben kann. Der Hauptleute und Generale ist er schon durch die Vorschüsse versichert, welche diese für die Regimenter gemacht; denn bei seinem Abgang wären solche verloren (A. XI, 153 ff.). Die Soldaten aber hat Wallenstein sich dadurch unzertrennlich verbunden, daß er wie ein Vater für sie sorgt und ihnen alles gestattet, was irgend mit der nothwendigen Zucht und Ordnung vereinbar ist (A. VI, 134 ff.), sein Geist wie ein höheres Wesen sie beherrscht und sie auf sein unverbrüchliches Glück bauen (A. VI, 165 ff.)*), das man im Heere, nach der Vorstellung der Zeit, einem Bündnisse mit dem Teufel zuschreibt (A. VI, 175 ff.).**) Dieser ganz einzige „Feldhauptmann“ (XI, 117)***) ist die Seele

---

*) Kriegspanieren (169) schrieb Schiller später des Verses wegen statt Panieren. Zwölf Verse früher stand ursprünglich ein doppeltes Still!

**) Als ein Teufelsgeist ist auch das „graue Männlein“ gedacht, das nach dem Wachtmeister durch verschlossene Thüren zu ihm geht (A. VI, 195 ff.), wobei freilich der Astrolog Seni zu Grunde liegt. Ganz im Sinne der Zeit ist es erfunden, daß Wallenstein sich durch eine Zaubersalbe gefeit hat (VI, 189 f.), die durchaus nicht, wie Birlinger behauptet, dem mittelalterlichen Aberglauben widerspricht, wenn auch der Wachtmeister sie irrig für die Hexensalbe hält, wogegen „der Koller von Elenshaut“ (VI, 187 f.) überliefert ist. Murr S. 36: „Er ist in seinem Kollet [auf dem Porträt] dargestellt, das er gewöhnlich im Felde, nach damaliger Mode, von Elendleder trug.“ Schiller braucht hier Koller, dagegen im Reime die Mehrheit Kolletter XI, 80. Ursprünglich hatte er das Goller statt der Koller geschrieben.

***) Es war dies der gangbare Ausdruck für den höchsten Befehlshaber, wogegen die Hauptleute auch Feldmarschalle hießen.

der von allen Orten zusammengeströmten Massen, welche nur durch ihn und in der unwiderstehlichen Kraft ihres Zusammenhaltens im Stande sind, sich der Welt und dem Hofe mit seinen Pfaffen und Schranzen gegenüber zu erhalten, die ihren Feldhauptmann so gern beseitigen, der Soldaten Macht brechen und sich unterthänig machen möchten, wie dies der Wachtmeister und der erste Kürassier bezeichnend aussprechen (A. XI, 95 ff. 228 ff.)*). Ueber Wallenstein selbst, sein Aufkommen von einem schlichten Edelmann (A. VII, 70 ff.), die Bildung seiner ersten Armee vor acht, neun Jahren (A. XI, 88 ff.), absichtlich nicht ganz genau (vgl. S. 160)**), seine herzogliche und reichsfürstliche Würde (A. XI, 197 ff.)***) hören wir gelegentlich; selbst

*) In dem mit Wollen uns nicht beginnenden Verse (230) hatten die Theaterhandschriften noch wir vor uns, wie 252: „So gelt' ich gleich mir selbst was (statt Muß mir noch etwas gelten) mehr." Gleich darauf (256) stand noch ist vor Pflug (vgl. Jes. 2, 4), dann 272 rauben statt morden, 284 So gut als statt Wie.

**) Ursprünglich hieß es: „Ja, ja, in der Menge da sitzt die Macht! | Der Friedländer hat dies wohl erwogen, | Wie er dem Kaiser vor ein Jahrer acht | Die große Armee hat zusammengezogen". — Hier (87) stand früher eine furchtbare Meng' statt einen furchtbaren Haufen, wie vorher 41 der Soldat statt Soldaten, 74 Dorf oder Städtlein spüren, weiter unten 92 Hunger statt Hungers, 99 nun statt nur. Willkürliche Aenderungen des Theaters waren 51 hätt' statt hätte und 88 zusammengebracht.

***) Ein Freier erklärt das vorhergehende ein Unmittelbarer, und deutet auf seine herzogliche Würde hin (vgl. A. XI, 215: „Eine Durchlauchtigkeit läßt er sich nennen"), die ihm das Münzrecht gab, das er schon als Herzog von Friedland ausübte. Die von ihm geschlagenen Dukaten, Thaler, Gulden und Groschen hat Murr S. 378 ff. verzeichnet. Seine reichsfürstliche Würde als Herzog von Mecklenburg wurde freilich jetzt nicht mehr anerkannt. — Die Aufforderung zu Brandeis (XI, 200 ff.) nahm Schiller aus Khevenhiller oder *Herchenhahn*. Am 19. Januar 1628 erhob der Kaiser ihn zu einem Fürsten des

seiner Jugendabenteuer auf der nürnbergischen Universität Altorf (VII, 78 ff.)*) wird gedacht. Sein Grauen vor dem Krähen des Hahnes erwähnt der Kapuziner (A. VIII, 128. vgl. XI, 1, ff.)**), wie auch die ihm wohl fälschlich früher zugeschriebene, von Schiller in seiner Geschichte erwähnte Aeußerung, er wolle Stralsund wegnehmen, wenn es auch mit eisernen Ketten an den Himmel ge-

heiligen römischen Reiches. Wallenstein wartete ihm auf dem königlichen Schlosse zu Brandeis in Böhmen bei der Tafel auf und Ferdinand hieß ihn als einen regierenden Herzog von Mecklenburg sich das Haupt bedecken. — Für das statt wegen dem (203) wurde erst beim Drucke geschrieben. — Bei der Frage des Wachtmeisters (209): „Weß ist das Bild und das Gepräg?" schwebt die des Heilands Matth. 22, 20 vor.

*) Murr bemerkt S. 303, dies Märchen sei längst widerlegt. Er erzählt es folgendermaßen: „Wallenstein störte die Ruhe der Universität. Eben ließ damals der Rektor derselben ein neues Carcer bauen, und zum Schrecken bekannt machen, daß es den Namen desjenigen führen sollte, welcher wegen seiner Vergehungen zuerst in dasselbe würde gesetzt werden. Wallenstein hatte bald Gelegenheit, der erste zu sein, der diese Strafe des Carcers verdiente. Als ihn aber die Pedelle in dieses Gefängniß bringen wollten, blieb er, unter verschiedenem Vorwande, am Eingange etwas stehn, stieß seinen kleinen Hund ins Carcer und schloß die Thüre zu. ‚Nun,' sprach er, ‚muß das Carcer nicht Wallensteins, sondern des Hundes Namen führen.' Das Carcer hieß schon seit 1576 Stumpfel, weil in diesem Jahre Gabriel Stumpflein zuerst darin saß." Uebrigens war Hundsloch gewöhnliche Bezeichnung des Carcers. — Von andern Streichen Wallensteins an der Universität Altorf in den Jahren 1599 und 1600 berichtet Murr S. 301 f., wie auch von der Mißhandlung seines Famulus Johann Reheberger, weil dieser müßig im Fenster gelegen. Wie Professoren, so hatten auch reiche Studirende Studenten als Diener (Famuli).

**) In der spöttischen Inschrift auf ihn bei Murr S. 361 f. heißt es: „Hahnen, Hennen, Hund' er bandisirt (fängt) | Aller Orten, wo er logirt. | Doch muß er gehn des Todes Straßen, | D' Hahn krähen, d' Hund' bellen lassen." Daneben hat Schiller die Stelle der lateinischen, auf eine äsopische Fabel deutenden Grabschrift (daselbst 363) benutzt: Qui galli cantus, Libyci de more leonis, | Horruit. Daß Löwen das Krähen des Hahnes fürchten, erwähnt auch Plinius.

bunden wäre (A. VIII, 122 f.)*). Im Gegensatze zu der größern Freiheit seiner Soldaten wird die uns überlieferte strenge Zucht Gustav Adolfs hervorgehoben, die aber auch nicht erst nach seinem Tode ausartete (A. VI, 79 ff.). Die demselben zugeschriebenen Feldschulen hat Schiller, der ihrer in seiner Geschichte des Krieges ausführlich gedenkt, mit Recht auf das wallensteinische Lager übertragen (A. V, 45 ff.).

Wallenstein gestattete und beschützte in seinem Lager jeden Kultus, da er Soldaten und Obersten jeden Glaubens annahm. So hatten auch katholische Geistliche und besonders Mönche freien Zutritt. Letztere waren gegen Wallenstein, dem man, trotz seiner Ausbildung bei den Jesuiten, Unglauben Schuld gab, äußerst aufgebracht und verfluchten ihn. Sehr glücklich läßt der Dichter hier einen Kapuzinermönch auftreten, welcher, erbittert über das lustige Tanzen an dem heutigen hochheiligen Sonntage (ein solcher wird zu diesem Zwecke ohne weiteres angenommen), seine Strafpredigt losläßt.**) Daß Schiller zu dieser Predigt vorzüglich eine Sammlung des Paters Abraham a Sancta Clara

---

*) Hier war durch Versehen der auch durch den Reim geforderte Vers: „Hat aber sein Pulver umsonst verschossen," schon im ersten Drucke ausgefallen. Er hatte sich in der berliner Theaterbearbeitung erhalten und wurde auch auf andern Bühnen gesprochen. Irrig ist die Betonung von Stralsund als Jambus, da der Ton auf Stral liegt. — In Wallensteins Aeußerung ist gebunden statt des durch den Reim gebotenen geschlossen überliefert, wonach ersteres auch in Schillers Geschichte steht.

**) Die einen lustigen Walzer auffspielenden Bergknappen werden die Prager genannt, wie man in Weimar noch zu Schillers Zeit umziehende böhmische Musikanten nannte, die sonst auch wohl die Böhmischen heißen. Sie erschienen in Bergknappentracht. Schiller wollte zuerst nur einen Spielmann auftreten lassen, wie sich aus seiner Aeußerung an Goethe vom 8. Oktober 1798 ergiebt. In der Theaterhandschrift strich er die drei Schlußverse des siebenten Auftritts.

benutzte, ist S. 70 f. erwähnt.*) Der Dichter hat außer einer Stelle in dem Tractat „Soldaten-Glory“ nur „Auff, auff ihr Christen!“ benutzt. Wir geben hier die in Betracht kommenden Stellen nach der Ordnung unserer Predigt; dort stehen sie in ganz anderer Folge. Die wörtlich von Schiller benutzten Stellen sind gesperrt gedruckt; wenn sie lateinisch sind, stehen sie in Anführungszeichen.

„Lebt man doch allerseits, als hätte der Allmächtige GOtt das chiragra und könne nicht mehr darein schlagen. — Nicht stehen wie jene Faullenzer, denen Filtzweis [zum Vorwurf] ist gesagt worden: „Quid hic statis tota die otiosi?“ etc. sondern solt fein behertzhafft nach dem Degen greiffen. — Hinweg mit den jenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern als von den Musqueten hören: Fort mit den jenigen Soldaten, die lieber mit der Decken als mit dem Degen umbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als zu Preßburg in der Garnison liegen. Nichts nutz seynd die jenige Soldaten, welche lieber Lucelburg als Luxenburg belägerern! Nit zu leyden seynd die jenige Soldaten, die da lieber

*) Vgl. Boxberger „Schillers Kapuzinerpredigt“ in Gosches Archiv II, 402—430. Goethe schrieb im Berichte für die allgemeine Zeitung: „Wer erkennt nicht in dieser Redekunst die Schule, in der sich Pater Abraham a Sancta Clara gebildet, wer lacht nicht über diese barbarisch geistliche Erscheinung? Indessen ist der ernsthafte Zweck auf den Geist des Zuhörers erreicht; wir sehen schon eine lebhafte, gewaltsame Opposition gegen den Generalissimus. So würde dieser Pfaffe nicht sprechen, wenn er keinen Hinterhalt hätte; er würde jetzt nicht so sprechen, wenn nicht eben jetzt das Tempo wäre, die Armee zu sondiren und Bewegungen gegen den General hervorzubringen.“ Dies dürfte doch Schiller kaum beabsichtigt haben. Bloß die starkgläubigen Kroaten vertheidigen den Kapuziner. Vgl. S. 220.

Partiterey, als Parthey-Reitter abgeben; zu schimpffen seynd alle die jenige Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Säbel umbspringen. — Soldaten die lieber haben Krüg als Krieg, seynd nichts nutz. — Gäntzlich aber kann man es nicht widersprechen, und tröhet fürwahr der über uns erzürnte GOtt durch viel Zeichen am Himmel und auff Erden mehrmalen ein wollverdienten Ruthenstreich; der gar große und erschröckliche Comet mag woll ein Ruthen gewest seyn, die uns GOtt in diß große Fenster gesteck hat. — Vor vielen Jahren hero ist das Römische Reich schier Römisch arm worden durch stäte Krieg . . .; Elsaß ist ein Elendsaß worden durch lauter Krieg; der Rhein-Strohm ist ein Peyn-Strohm worden und andere Länder in Elender kehrt worden. — Aber wer verursacht so langwürige, klägliche, schmertzliche, schädliche Kriegs Empörungen, wer? der: Nein, sondern die, die Sünd. — Die Sünd ist der Magnet, welcher das scharpffe Eysen und Kriegs-Schwerdt in unsere Länder ziehet. — Nach dem S im ABC folgt das T, nach der Sünd folgt der Türck. — Et ubi erit victoria, „si Deus offenditur?“ Wie wird dann ein Hoffnung seyn zum Sieg und Victori wider diesen grösten Feind, wenn GOtt beleidigt wird? . . . „Ubi erit spes victoriae?“ — Das Weib in dem Evangelio hat den verlohrnen Groschen gesucht, und gefunden; der Saul hat die Esel gesucht, und gefunden; der Joseph hat seine saubere Brüder gesucht, und gefunden: der aber Zucht und Ehrbarkeit bey theils [d.i. einigen] Soldaten sucht, der wird nicht viel finden. — Under andern seynd auch etliche scrupulosi Soldaten zu ihm [dem h. Joanni] getretten, *sprechend:* Was solten dann wir thun? Worauf Joannes

geantwortet: Thut niemand Uberlast noch Gewalt: „Contenti estote stipendiis vestris", und seyet mit eurem Sold zu frieden.*) — Es ist ein Gebott, du sollest den Namen GOttes nicht eytel nennen. Wann euch solte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monath der Schedel so glat, und so er auch deß Absalons Strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopf. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolcken und von der guldenen Sonnenstrahlen ganz außgeläuttert; so muß doch bey euch Donner und Hagel allzeit einschlagen: So man zu allen Wetterern**), welche euer Fluch-Zung ausbrütet, müßte die Glocken leutten, man köndte gleichsamb nicht Meßner genug herbey schaffen. — David war auch ein Soldat . . ., doch hat dieser streittbare Kriegs-Fürst keinem viel tausend Teufel auf den Rucken geladen, ich vermeine ja nicht, daß man das Maul muß als weiter auffsperren zu diesem Spruch: GOtt helf dir, als der Teuffel holl dich. — Es ist mehrmalen ein Gebott: Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem eintzigen Strichel vermehrt, indeme sie statt deß Nit

---

*) Schiller folgt der Vulgata (Luc. 3, 14): Interogabant autem eum milites dicentes: Quid faciemus et nos? Et ait illis: Neminem concutiatis neque calumniam faciatis et contenti estote vestris stipendiis.

**) Schiller hat „für jeden Donner und Blitz" gesetzt; genauer entspräche dem zu unser bei. Aber Hölscher hat schon bemerkt, daß in diesem Falle das für ganz eigentlich steht. Für die berliner Aufführung hatte Schiller die vier Verse (81—84) „Die Glocken — Munde geht" weggelassen und 79 euch statt man gesetzt. Aber nicht des für wegen wurden die Verse getilgt, sondern zur Kürzung, wie auch schon vorher 31 f. („Und das — Arm") und 46—49 („Auf das Unrecht — ABC").

das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: ‚Du sollst Mitstehlen.' . . . Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie deswegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. — Und vor euch nicht sicher ist das Geld in der Truhen, die Truhen in dem Hauß, das Hauß in dem Dorff, das Dorff in dem Land."

Außer diesen Stellen des wiener Augustinermönches Barfüßler Ordens wie auch freier Nachahmung ähnlicher hat Schiller dem Kapuziner manche Bibelausdrücke und bildliche Redensarten des Volksmundes geliehen.*) Die Bußpredigt ist mit großem Geschick entworfen, auch die Art, wie der Pater, statt

---

*) Heisa, juchheia! wie Heisa, dudeldum! bei Schubart. Ursprünglich stand juchheisa. Mit juch wird he, heia oder heisa verbunden. Goethe hat in seinem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern „Dudeldumbei". Vgl. meine Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken II, 188. Seltsam bemerkt Birlinger: „Heisa kann nur Verhöhnung der tollen Tänzer des Sonntags sein, soll zugleich das Ohr des Völkleins zuhören machen." — Die Arche der katholischen Kirche hat auch Abraham a Sancta Clara. — In Abrahams Schoß, nach Luk. 6, 23. — Ne custodias gregem meam (Beschütze meine Herde nicht!), wohl nach dem Worte an Petrus Joh. 15, 21 ff., wird als Befehl Gottes an Wallenstein gedacht. — Jerobeam, der erste und Ahab, der achte König Israels, waren Götzendiener. Bei Abraham a Sancta Clara werden als jüdische Könige Jerobeam und Ahab genannt. — Jehu übte Rache an Ahabs Sohn Ahasia und zerstörte den Baalstempel; er ward von Gott als König eingesetzt, aber er ließ nicht vom Götzendienste Jerobeams. — König Saul starb „in seiner Missethat" wider den Herrn. — Holofern ist der von Judith getödtete Feldherr Nebucadnezars. — Bei der Kriegsfuri (im ersten Drucke in der allgemeinen Zeitung stand irrig Kriegsfuria) schwebt wohl die Stelle des ausführlichen Berichts vor, „diese Stadt (Regensburg) in der Furi auch wegzunehmen". — Zeichen und Wunder, biblische Redeweise (Joh. 4, 48), wie in Goethes „Götz" II, 9.

sich irre machen zu lassen, immer hitziger auf den Wallenstein losfährt, äußerst glücklich.*)

Trefflich verwandt und ausgeführt ist die A. V mit einer vorgeblichen Nichte „aus dem Reich" (wie zu Schillers Zeit Franken und Schwaben allgemein hießen) auftretende, ganz dem wilden Kriegerleben angehörende Marketenderin, die hierher gekommen, um alte Schulden einzukassiren. Schiller nennt sie Gustel aus Blasewitz, in Erinnerung an die Tochter der Besitzerin des Schenkgutes in Blasewitz, einem 3/4 Stunden oberhalb Dresden gelegenen Dorfe an der Elbe, das er im Herbst 1785 vom gegenüberliegenden Loschwitz aus manchmal besucht hatte.**)

*) Die Stelle „So ein Teufelsbeschwörer — bist des Todes" lautete kürzer in der von Goethe an die allgemeine Zeitung geschickten Fassung: „So ein Saul und Teufelsbeschwörer, | So ein Jehu und Friedensstörer, | So ein listiger Fuchs Herodes. | Soldaten. Pfaff, halts Maul! Du bist des Todes!" Sonstige Abweichungen des Abdruckes unserer Szene in der allgemeinen Zeitung sind V. 15 hier still (still wurde in der ersten Ausgabe gestrichen), 34 Das statt Und das, 35 Könnte jetzt, 40 Sind Abteien (in den Theaterhandschriften ist nur nach Abteien eingeschoben), 41 alle gesegnete, 80 Deines Gottes, 82 des Friedländers, 104 euren Krallen, 105 und höllischen, 112 Da das Aergerniß kommt, 114 ja statt doch, 115 verschimpfen. In der berliner Handschrift fanden sich 18 die östreichischen Formen Schnaberl und Saberl (Säbel in der stuttgarter Handschrift, die auch 67 Abrams hat). Das Theater führte 69 irrig plackt statt plagt ein.

**) Johanne Justine (Gustel) Segedin war am 5. Januar 1763 zu Dresden geboren. Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Vaters, der Thorwart im Großen Garten an der Seite nach Strehlen gewesen, hatte ihre Mutter schon im Juli 1764 das sogenannte Schenkgut in Blasewitz übernommen und zwei Monate später den kurländischen Lakai Karl Friedrich Fleischer geheiratet. Durch den zu Blasewitz im Herbst wohnenden Kapellmeister Naumann waren Körner und Schiller wohl auf das Schenkgut gekommen, welches mit sieben Kindern gesegnet war, von denen vier aus zweiter Ehe stammten. Justine heiratete schon am 30. Januar 1787, also während Schiller noch in Dresden war, den dortigen Advo-

Ihr Hin- und Herziehen gibt eine lebhafte Anschauung des wilden Treibens der Zeit.*) Sie war dabei, als Wallenstein 1627 den Grafen von Mansfeld bei Dessau schlug und ihn nach Ungarn verfolgte**), befand sich auch bei der Belagerung Stralsunds 1628; darauf ging sie mit der Verstärkung (Succurs, was häufig im ausführlichen Bericht vorkommt) der kaiserlichen Soldaten vor Mantua, zog mit den Truppen, die Alvarez de Figuera Duca di Feria 1633 von Mailand nach Oberschwaben führte, und begleitete dann ein spanisches Regiment nach den Niederlanden.***) Hier wird auch die Feldschule (oben

katen und Notar Christian Friedrich Renner, der 1798 als Senator in den Stadtrath gewählt wurde. Wie Schiller dazu gekommen, sie hier aufzuführen (Reime auf „Blitz" gab es ja auch sonst, und jedenfalls hätte er den Vornamen ändern sollen), ist nicht zu sagen. An unzuverlässigen Sagen über die im allerhöchsten Alter verstorbene Dame fehlt es nicht. Mit Recht hat sie es Schiller verdacht, daß er sie in dieser Weise verewigt hat, sollte sie ihn auch einmal schnippisch abgefertigt haben. Vgl. Hermann Pilz im „leipziger Tageblatt" 1885 Nr. 258. — Der Blitz (schlage drein!) ist ein Fluch wie der Donner! Birlinger findet darin einen „Anachronismus für — den Telegraphen"!

*) Stellt sich dar (20), volksthümlich für „zeigt sich". Vgl. 1 Sam. 17, 6.

**) Daß er ihn bis Temeswar (Temesvar) in Ungarn verfolgt habe, ist freilich ungeschichtlich, aber vom Dichter angenommen, um eine sehr weite Entfernung zu bezeichnen. Heisler (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1876 II, 101) will an das Temesvar eine Meile von Gran denken, das nach dem Theatrum Europaeum I, 944 der Bassa von Ofen einnahm. Dieses wird nirgends mit Wallenstein oder mit Mansfeld in Verbindung gebracht, doch heißt es, der Herzog von Friedland habe den Bassa von Ofen von der Belagerung der Stadt Norigrad zurückgetrieben. In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sagt Schiller bloß, Wallenstein habe Mansfeld bis nach Ungarn verfolgt, aber dessen Verbindung mit Bethlen Gabor nicht verhindern können.

***) „Der lange Peter von Itzehö." Auf die Länge kam Schiller durch die außergewöhnliche Größe des Schauspielers August Leißring, der den ersten Jäger darstellte. Willkürlich hält Birlinger Leißrings Behauptung, Schiller sei durch

S. 226) glücklich eingeführt.*) Ein noch lebendigeres Bild des auf Deutschlands unglücklichem Boden wogenden Krieges erhalten wir A. VI in den Reden der beiden Jäger**), besonders in der Erzählung des ersten, der nacheinander bei Gustav Adolf***), Tilly und den Sachsen†) gedient hat, ehe er Wallensteins Werbung folgte. Auch in dem Gespräch des ersten Kürassiers mit dem den Nährstand vertretenden ersten Arkebusier (XI, 289 ff.) tritt das alles nun beherrschende soldatische Element in seiner zeitlichen Berechtigung hervor.††)

---

seine Größe, da er den ersten Jäger geben sollte, dazu gekommen, diesen als langen Peter zu bezeichnen, für unwahr. Der Dichter soll nach Birlinger dazu durch den „langen Fritz" vom Regiment Rheingraf veranlaßt worden sein, der mit Tilly kämpfte, in Schillers Geschichte nur als „schwedischer Rittmeister" genannt wird. Der lustige „lange Peter von Itzehö", früher Schreiber, der die Goldstücke seines Vaters verjubelte und durchging, dann aus einem Dienst in den andern lief, hat mit dem „langen Fritz" nur die Länge gemein. Schiller hat die Person seines ersten Jägers ganz und gar erfunden. Scherzhaft nannte man später den in Itzehoe wohnenden Romandichter Johann Gottwerth Müller mit diesem Namen. Itzehö, auf das der Reim führte, war Schiller aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt, aber die holsteinische Stadt heißt Itzehoe (ursprünglich Etzeho). Die Schweden eroberten sie ein paarmal.

*) Das Theater schrieb unnöthig 39 Leib statt des einen Hiatus bildenden Leibe, 45 den (statt der) engen Stuben, Körner daselbst fürchtet statt des volksmäßigen fürcht (d. i. fürch't). Stuben in der Einzahl entschuldigt der Reim wie Messen V, 6.

**) Statt Feindes und Freundes stand (V. 37) in der allgemeinen Zeitung Freundes und Feindes, wohl durch Versehen. Das Theater ließ V. 65 leben nach flott will ich aus; in der allgemeinen Zeitung fehlte ich.

***) Ursprünglich stand 80 Gustav Adolf (statt dem Schweden).

†) Seine Schilderung der strengen Mannszucht der Sachsen in Böhmen ist nicht ganz der Geschichte gemäß, stimmt auch nicht wohl zu A. I, 31 f. Vgl. oben S. 221***.

††) Gehudel (V. 293), wie Hudelei, Schererei. — V. 303 hieß ursprüng-

Das im Vorspiel so scharf ausgeprägte Bild der Herrschaft des Soldatenreichs unter Wallenstein lehrt, wie dieser bei seinem kühnen Unternehmen die festeste Stütze in diesem hoffen durfte, ja wir müssen es völlig unwahrscheinlich finden, daß die Armee dabei so rasch von ihm abfallen konnte, wie es die beiden folgenden Dramen darstellen; denn von der Treue an Kaiser und Reich finden sich hier nur sehr vereinzelte Spuren. Das Soldatenleben tritt mit solcher unwiderstehlichen, Bürger und Bauern verächtlich drückenden Allgewalt hervor, daß Iffland sich scheute es in dem militärischen Berlin zur Aufführung zu bringen.

Das Ganze ist von zwei Soldatenliedern eingefaßt. Das erste sollte der grausamen Zerstörung Magdeburgs mit soldatischer Lust gedenken, nach dem damals fast allgemein verbreiteten Glauben, die Stadt sei auf Tillys Befehl verbrannt worden; da aber das von Goethe dazu bestimmte, im Volkston gehaltene Gedicht*) diesem selbst nicht genügte, so trat an dessen Stelle ein allgemeines, in der Art des Räuberliedes in den Räubern gehaltenes Soldatenlied. Vgl. oben S. 66. 72. Das einen etwas höhern Ton anschlagende Schlußlied mit Chor**) ist gleichsam die Poesie des gemeinsamen Soldatenlebens, das dem herzhaften Muthe und der frischen Jugendlust vertraut, unbekümmert um

---

lich: „Aber ich brauche nicht auf mir trommeln zu lassen", wo wenigstens ich überzählig war. — V. 334 stand sachte statt erst. — Das Theater hatte V. 300 mir statt mirs, 322 ließ es weg nach Leib wohl durch Versehen aus, 336 schob es noch vor den Brodkorb ein.

*) Ein elfstrophiges Lied auf die Zerstörung Magdeburgs hat sich in Goethes Papieren erhalten; es ist von fremder Hand geschrieben, einzelne Lücken hat Goethe mit Bleistift ausgefüllt. Vgl. meine Ausgabe von Goethes Gedichten in Kürschners Nationalliteratur II, 146 f.

**) Vgl. a. a. O. 146 ff. und meine Erläuterung der lyr. Ged. I, 174 f.

das Schicksal, dem wir nie entgehn können.*) Zum Versmaße vgl. zu den lyr. Ged. I, 180. III, 126. Bei einer der spätesten Aufführungen des Lagers, die Schiller erlebte, fügte er als Schlußstrophe hinzu:

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt;
Drum froh, wer den Degen jetzt führet!
Und bleibet nur wacker zusammengefügt,
Ihr zwinget das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch.

---

*) Str. 4, 3 stand ursprünglich Philister statt Fröhner. Körner meinte, Fröhner sage nicht alles, was man sich bei Philister denke. Im Musenalmanach auf das Jahr 1798, welcher zum erstenmal das Reiterlied gab, fand sich Str. 2, 2 Herren statt Herrn, Str. 5, 5 wirdet statt wirbt, Str. 6, 6 Ruhe statt Ruh. Str. 7 wurde erst für die Aufführung gedichtet. Goethe berichtet: „Gegen das Ende schloß die ganze Versammlung einen bunten, festverketteten Halbkreis, in welchen auch die Kinder sämmtlich mit aufgenommen wurden, und der letzte [zu dem aus dem Musen-Almanach schon bekannten Reiterliede] neu hinzugekommene Vers [die Strophe „Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt"] schien auch den friedlichsten Zuschauer mit heiterm Muth zu beseelen."

Die Piccolomini.

Erster Aufzug.

Andeutung der Lage. Questenbergs öffentlicher Auftrag, welchem Wallenstein seine Abdankung entgegenstellt; sein geheimer an Oktavio Piccolomini. Der kaiserliche Gesandte will bei der bedenklichen Lage des Heeres verzweifeln, aber Oktavio hofft seinen Anschlag gegen Wallenstein glücklich auszuführen. Oktavios mit Leib und Seele Wallenstein ergebener Sohn verräth dem ihn durchschauenden Vater unwillkürlich seine Leidenschaft für dessen Tochter, welche er mit ihrer Mutter eben aus Kärnthen ins Lager gebracht hat. Mit der größten Spannung entläßt uns der erste Aufzug, der eine so vollständige Exposition gibt, daß wir des Vorspiels gar nicht bedürfen.

Erster Auftritt. Auf dem Rathhause zu Pilsen empfängt Illo die angekommenen Obersten Isolani und Buttler.*) Wir

*) Daß Buttler erst jetzt kommt, stimmt nicht wohl dazu, daß seine Dragoner schon im Vorspiel erscheinen, das doch wenigstens einen Tag früher fällt. — Ursprünglich bewillkommte Illo beide namentlich; denn Illos Rede lautete: „Gut, daß ihrs seid, daß wir euch haben! Wußt' ichs doch, | Graf Isolan bleibt nicht aus, wenn sein Chef (verändert in Feldherr) | Auf ihn gerechnet hat. — Willkommen, Oberst Buttler, | Im Böhmerlande! Euer treuer Eifer | Hat sich auch jetzt bewährt, wie immerdar." Die Aenderung wurde durch die Absicht

vernehmen, daß Wallenstein viele Truppen in Pilsen zusammengezogen, auch die Obersten aller Regimenter berufen, von denen sich schon dreißig eingefunden**), selbst Gattin und Tochter aus Kärnthen hat kommen lassen, die noch diesen Morgen mit Max Piccolomini anlangen werden, dessen Graf Isolani mit Begeisterung gedenkt. Auch Questenbergs***) Forderungen werden erwähnt, und Illo, der Vertreter des Herzogs, deutet an, daß Wallenstein mit seiner Abdankung antworten werde, welche Buttler und Isolani für das höchste Unglück erklären.†) Den gleich am Anfang als schlagfertiger Kroatenführer sich zeigenden Grafen Isolani (richtiger Freiherr von Isolani), den wir schon aus dem Lager A. XI kennen, hat Wallenstein durch die jetzt zum zweitenmal wiederholte freigebige Uebernahme seiner Schulden††), den tüchtigen, vom Reiter bei demselben Regiment

---

der Verkürzung für die Aufführung veranlaßt. Daß Buttler gleich mit Namen genannt und Böhmen als Ort der Handlung bezeichnet wurde, war sehr glücklich.

*) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 241) hatte er „unter dem Schein und Prätext eines feindlichen Einfalls" die hin und wieder in die Winterquartiere gezogenen Regimenter wieder zurückgefordert.

**) 13 begann ursprünglich „Ganz artig eingerichtet", 14 „Hilft sich"; 16 stand: „Die Obersten, die Chefs schon eingefunden."

***) Questenberger (72) statt von Questenberg, wie Altringer (21) von Altringen u. ä.

†) 73 schrieb Schiller beim Drucke kaiserlichen statt neusten, um den überzähligen Fuß wegzuschaffen; 76 war einem Druckfehler des Theaters statt seinem.

††) Im ausführlichen Bericht (S. 242) wird bemerkt, Wallenstein habe Isolani dadurch für sich gewonnen, daß er ihm weis gemacht, der Kaiser lasse durch Herrn Palfi Werbungen in Ungarn machen, und wolle ihn vom Kommando entsetzen, wogegen er erklärt habe, in diesem Falle werde er auch seine Stelle niederlegen. Auch habe man ihm ein Gut von 10,000 Thalern angeboten und einstweilen, bis ein konfiszirtes vorhanden sei, ihn eines von Terzkys

das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: ‚Du sollst Mitstehlen.‘ . . . Es stecken demnach under einer Peckelhauben viel Rauben und Klauben, und seynd sie schon der Meinung, als seyen sie deswegen Kriegs-Leuth genennt, damit sie allenthalben sollen etwas kriegen. — Und vor euch nicht sicher ist das Geld in der Truhen, die Truhen in dem Hauß, das Hauß in dem Dorff, das Dorff in dem Land.“

Außer diesen Stellen des wiener Augustinermönches Barfüßler Ordens wie auch freier Nachahmung ähnlicher hat Schiller dem Kapuziner manche Bibelausdrücke und bildliche Redensarten des Volksmundes geliehen.*) Die Bußpredigt ist mit großem Geschick entworfen, auch die Art, wie der Pater, statt

*) Heisa, juchheia! wie Heisa, dudeldum! bei Schubart. Ursprünglich stand juchheisa. Mit juch wird he, heia oder heisa verbunden. Goethe hat in seinem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern „Dudeldumdei“. Vgl. meine Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken II, 188. Seltsam bemerkt Birlinger: „Heisa kann nur Verhöhnung der tollen Tänzer des Sonntags sein, soll zugleich das Ohr des Völkleins zuhören machen.“ — Die Arche der katholischen Kirche hat auch Abraham a Sancta Clara. — In Abrahams Schoß, nach Luk. 6, 23. — Ne custodias gregem meam (Beschütze meine Herde nicht!), wohl nach dem Worte an Petrus Joh. 15, 21 ff., wird als Befehl Gottes an Wallenstein gedacht. — Jerobeam, der erste und Ahab, der achte König Israels, waren Götzendiener. Bei Abraham a Sancta Clara werden als jüdische Könige Jerobeam und Ahab genannt. — Jehu übte Rache an Ahabs Sohn Ahasia und zerstörte den Baalstempel; er ward von Gott als König eingesetzt, aber er ließ nicht vom Götzendienste Jerobeams. — König Saul starb „in seiner Missethat“ wider den Herrn. — Holofern ist der von Judith getödtete Feldherr Nebucadnezars. — Bei der Kriegsfuri (im ersten Drucke in der allgemeinen Zeitung stand irrig Kriegsfuria) schwebt wohl die Stelle des ausführlichen Berichts vor, „diese Stadt (Regensburg) in der Furi auch wegzunehmen“. — Zeichen und Wunder, biblische Redeweise (Joh. 4, 48), wie in Goethes „Götz“ II, 9.

sich irre machen zu lassen, immer hitziger auf den Wallenstein losfährt, äußerst glücklich.*)

Trefflich verwandt und ausgeführt ist die A. V mit einer vorgeblichen Nichte „aus dem Reich“ (wie zu Schillers Zeit Franken und Schwaben allgemein hießen) auftretende, ganz dem wilden Kriegerleben angehörende Marketenderin, die hierher gekommen, um alte Schulden einzukassiren. Schiller nennt sie Gustel aus Blasewitz, in Erinnerung an die Tochter der Besitzerin des Schenkgutes in Blasewitz, einem 3/4 Stunden oberhalb Dresden gelegenen Dorfe an der Elbe, das er im Herbst 1785 vom gegenüberliegenden Loschwitz aus manchmal besucht hatte.**)

---

*) Die Stelle „So ein Teufelsbeschwörer — bist des Todes“ lautete kürzer in der von Goethe an die *allgemeine Zeitung* geschickten Fassung: „So ein Saul und Teufelsbeschwörer, | So ein Jehu und Friedensstörer, | So ein listiger Fuchs Herodes. | *Soldaten.* Pfaff, halts Maul! Du bist des Todes!“ Sonstige Abweichungen des Abdruckes unserer Szene in der *allgemeinen Zeitung* sind V. 15 *hier still* (*still* wurde in der ersten Ausgabe gestrichen), 34 *Das* statt *Und das*, 35 *Könnte jetzt*, 40 *Sind Abteien* (in den Theaterhandschriften ist *nur* nach *Abteien* eingeschoben), 41 *alle gesegnete*, 80 *Deines Gottes*, 82 *des Friedländers*, 104 *euren Krallen*, 105 *und höllischen*, 112 *Da das Aergerniß kommt*, 114 *ja* statt *doch*, 115 *verschimpfen*. In der berliner Handschrift fanden sich 18 die östreichischen Formen *Schnaberl* und *Saberl* (*Säbel* in der stuttgarter Handschrift, die auch 67 *Abrams* hat). Das *Theater* führte 69 irrig *plackt* statt *plagt* ein.

**) Johanne Justine (Gustel) Segedin war am 5. Januar 1763 zu Dresden geboren. Nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode des Vaters, der Thorwart im Großen Garten an der Seite nach Strehlen gewesen, hatte ihre Mutter schon im Juli 1764 das sogenannte Schenkgut in Blasewitz übernommen u
später den kurländischen Lakai Karl Friedrich Fleischer gehei
Blasewitz im Herbst wohnenden Kapellmeister Naumann
Schiller wohl auf das Schenkgut gekommen, welches mit
war, von denen vier aus zweiter Ehe stammten. Justin
Januar 1787, also während Schiller noch in Dresden

Ihr Hin- und Herziehen gibt eine lebhafte Anschauung des wilden Treibens der Zeit.*) Sie war dabei, als Wallenstein 1627 den Grafen von Mansfeld bei Dessau schlug und ihn nach Ungarn verfolgte**), befand sich auch bei der Belagerung Stralsunds 1628; darauf ging sie mit der Verstärkung (Succurs, was häufig im ausführlichen Bericht vorkommt) der kaiserlichen Soldaten vor Mantua, zog mit den Truppen, die Alvarez de Figuera Duca di Feria 1633 von Mailand nach Oberschwaben führte, und begleitete dann ein spanisches Regiment nach den Niederlanden.***) Hier wird auch die Feldschule (oben

katen und Notar Christian Friedrich Renner, der 1798 als Senator in den Stadtrath gewählt wurde. Wie Schiller dazu gekommen, sie hier aufzuführen (Reime auf „Blitz" gab es ja auch sonst, und jedenfalls hätte er den Vornamen ändern sollen), ist nicht zu sagen. An unzuverlässigen Sagen über die im allerhöchsten Alter verstorbene Dame fehlt es nicht. Mit Recht hat sie es Schiller verdacht, daß er sie in dieser Weise verewigt hat, sollte sie ihn auch einmal schnippisch abgefertigt haben. Vgl. Hermann Pilz im „leipziger Tageblatt" 1885 Nr. 258. — Der Blitz (schlage drein!) ist ein Fluch wie der Donner! Birlinger findet darin einen „Anachronismus für — den Telegraphen"!

*) Stellt sich dar (20), volksthümlich für „zeigt sich". Vgl. 1 Sam. 17, 6.

**) Daß er ihn bis Temeswar (Temesvar) in Ungarn verfolgt habe, ist freilich ungeschichtlich, aber vom Dichter angenommen, um eine sehr weite Entfernung zu bezeichnen. Heisler (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1876 II, 101) will an das Temesvar eine Meile von Gran denken, das nach dem Theatrum Europaeum I, 944 der Bassa von Ofen einnahm. Dieses wird nirgends mit Wallenstein oder mit Mansfeld in Verbindung gebracht, doch heißt es, der Herzog von Friedland habe den Bassa von Ofen von der Belagerung der Stadt Norigrad zurückgetrieben. In der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sagt Schiller bloß, Wallenstein habe Mansfeld bis nach Ungarn verfolgt, aber dessen Verbindung mit Bethlen Gabor nicht verhindern können.

***) „Der lange Peter von Itzehö." Auf die Länge kam Schiller durch die außergewöhnliche Größe des Schauspielers August Leißring, der den ersten Jäger stellte. Willkürlich hält Birlinger Leißrings Behauptung, Schiller sei durch

S. 226) glücklich eingeführt.*) Ein noch lebendigeres Bild des auf Deutschlands unglücklichem Boden wogenden Krieges erhalten wir A. VI in den Reden der beiden Jäger**), besonders in der Erzählung des ersten, der nacheinander bei Gustav Adolf***), Tilly und den Sachsen†) gedient hat, ehe er Wallensteins Werbung folgte. Auch in dem Gespräch des ersten Kürassiers mit dem den Nährstand vertretenden ersten Arkebusier (XI, 289 ff.) tritt das alles nun beherrschende soldatische Element in seiner zeitlichen Berechtigung hervor.††)

seine Größe, da er den ersten Jäger geben sollte, dazu gekommen, diesen als langen Peter zu bezeichnen, für unwahr. Der Dichter soll nach Birlinger dazu durch den „langen Fritz" vom Regiment Rheingraf veranlaßt worden sein, der mit Tilly kämpfte, in Schillers Geschichte nur als „schwedischer Rittmeister" genannt wird. Der lustige „lange Peter von Itzehö", früher Schreiber, der die Goldstücke seines Vaters verjubelte und durchging, dann aus einem Dienst in den andern lief, hat mit dem „langen Fritz" nur die Länge gemein. Schiller hat die Person seines ersten Jägers ganz und gar erfunden. Scherzhaft nannte man später den in Itzehoe wohnenden Romandichter Johann Gotttwerth Müller mit diesem Namen. Itzehö, auf das der Reim führte, war Schiller aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges bekannt, aber die holsteinische Stadt heißt Itzehoe (ursprünglich Etzeho). Die Schweden eroberten sie ein paarmal.

*) Das Theater schrieb unnöthig 39 Leib statt des einen Hiatus bildenden Leibe, 45 den (statt der) engen Stuben, Körner daselbst fürchtet statt des volksmäßigen fürcht (d. i. fürch't). Stuben in der Einzahl entschuldigt der Reim wie Messen V, 6.

**) Statt Feindes und Freundes stand (V. 37) in der allgemeinen Zeitung Freundes und Feindes, wohl durch Versehen. Das Theater ließ V. 65 leben nach flott will ich aus; in der allgemeinen Zeitung fehlte ich.

***) Ursprünglich stand 80 Gustav Adolf (statt dem Schweden).

†) Seine Schilderung der strengen Mannszucht der Sachsen in Böhmen ist nicht ganz der Geschichte gemäß, stimmt auch nicht wohl zu A. I, 31 f. Vgl. oben S. 221***.

††) Gehubel (V. 293), wie Hubelei, Schererei. — V. 303 hieß ursprüng-

Die Piccolomini.

Erster Aufzug.

Andeutung der Lage. Questenbergs öffentlicher Auftrag, welchem Wallenstein seine Abdankung entgegenstellt; sein geheimer an Oktavio Piccolomini. Der kaiserliche Gesandte will bei der bedenklichen Lage des Heeres verzweifeln, aber Oktavio hofft seinen Anschlag gegen Wallenstein glücklich auszuführen. Oktavios mit Leib und Seele Wallenstein ergebener Sohn verräth dem ihn durchschauenden Vater unwillkürlich seine Leidenschaft für dessen Tochter, welche er mit ihrer Mutter eben aus Kärnthen ins Lager gebracht hat. Mit der größten Spannung entläßt uns der erste Aufzug, der eine so vollständige Exposition gibt, daß wir des Vorspiels gar nicht bedürfen.

Erster Auftritt. Auf dem Rathhause zu Pilsen empfängt Illo die angekommenen Obersten Isolani und Buttler.*) Wir

---

*) Daß Buttler erst jetzt kommt, stimmt nicht wohl dazu, daß seine Dragoner schon im Vorspiel erscheinen, das doch wenigstens einen Tag früher fällt. — Ursprünglich bewillkommte Illo beide namentlich; denn Illos Rede lautete: „Gut, daß ihrs seid, daß wir euch haben! Wußt' ichs doch, | Graf Isolan bleibt nicht aus, wenn sein Chef (verändert in Feldherr) | Auf ihn gerechnet hat. — Willkommen, Oberst Buttler, | Im Böhmerlande! Euer treuer Eifer | Hat *sich auch jetzt bewährt*, wie immerdar." Die Aenderung wurde durch die Absicht

vernehmen, daß Wallenstein viele Truppen in Pilsen zusammengezogen, auch die Obersten aller Regimenter berufen, von denen sich schon dreißig eingefunden**), selbst Gattin und Tochter aus Kärnthen hat kommen lassen, die noch diesen Morgen mit Max Piccolomini anlangen werden, dessen Graf Isolani mit Begeisterung gedenkt. Auch Questenbergs***) Forderungen werden erwähnt, und Illo, der Vertreter des Herzogs, deutet an, daß Wallenstein mit seiner Abdankung antworten werde, welche Buttler und Isolani für das höchste Unglück erklären.†) Den gleich am Anfang als schlagfertiger Kroatenführer sich zeigenden Grafen Isolani (richtiger Freiherr von Isolani), den wir schon aus dem Lager A. XI kennen, hat Wallenstein durch die jetzt zum zweitenmal wiederholte freigebige Uebernahme seiner Schulden††), den tüchtigen, vom Reiter bei demselben Regiment

---

der Verkürzung für die Aufführung veranlaßt. Daß Buttler gleich mit Namen genannt und Böhmen als Ort der Handlung bezeichnet wurde, war sehr glücklich.

*) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 241) hatte er „unter dem Schein und Prätext eines feindlichen Einfalls" die hin und wieder in die Winterquartiere gezogenen Regimenter wieder zurückgefordert.

**) 13 begann ursprünglich „Ganz artig eingerichtet", 14 „Hilft sich"; 16 stand: „Die Obersten, die Chefs schon eingefunden."

***) Questenberger (72) statt von Questenberg, wie Altringer (21) von Altringen u. ä.

†) 73 schrieb Schiller beim Drucke kaiserlichen statt neusten, um den überzähligen Fuß wegzuschaffen; 76 war einem Druckfehler des Theaters statt seinem.

††) Im ausführlichen Bericht (S. 242) wird bemerkt, Wallenstein habe Isolani dadurch für sich gewonnen, daß er ihm weis gemacht, der Kaiser lasse durch Herrn Palfi Werbungen in Ungarn machen, und wolle ihn vom Kommando entsetzen, wogegen er erklärt habe, in diesem Falle werde er auch seine Stelle niederlegen. Auch habe man ihm ein Gut von 10,000 Thalern angeboten und einstweilen, bis ein konfiszirtes vorhanden sei, ihn eines von Terzkas

allmählich gestiegenen Buttler*) durch die Erhebung zum Generalmajor sich unauflöslich verbunden, und welch Vertrauen Wallenstein auf Max Piccolomini setzt, dessen Heldenhaftigkeit und Liebe zum Vater Isolani bei Nennung seines Namens hervorhebt**), zeigt die ihm übertragene Sendung. Unter den von Illo namentlich angeführten Obersten finden wir auch Graf Dom Maradas (Marados), General in Böhmen, Graf Götz, früher Protestant, und Oberst Hinnersam, der mit Bredau, Mohrwald und Losy an die Obersten abgesandt wurde***), um Wallenstein zur Beibehaltung des Kommandos zu bewegen, ja auch den schon 1630 gestorbenen Colalto. Tiefenbach, Colalto, Götz und Maradas erscheinen auch im zweiten Aufzug; erwähnt werden dort (A. VI) Forgasch, Deodat (Diodati) und Carraffa, aus der Geschichte bekannte Namen. Daß aber nicht alle Obersten Wallenstein

---

Gütern sich auswählen lassen. Das erstere scheint zu Schillers Erfindung von Wallensteins Verfahren gegen Buttler (W. T. II. 6) Veranlassung gegeben zu haben. — 65 schloß ursprünglich mit Königlichgesinnte, der folgende Vers begann Vom Elend.

*) Die Fragen 46—48 („Zum Regiment u. s. w.") werden offenbar an Illo gerichtet, nicht an Buttler, wie Hölscher S. 5 behauptet. Die drei folgenden Verse sind eine allgemein gehaltene Aeußerung, dagegen wenden sich V. 54 ff. („Greif zu u. s. w.") an Buttler, wornach Hölscher Recht hat, wenn er hier beidemal Ihn statt ihn verlangt. Vgl. IV, 1, 1 ff. 7, 14 f. 18 ff. — 53 lautete früher: „Noch fehlt mir die Bestätigung vom Kaiser." Illos Erwiderung begann: „Und soll ich rathen, wartet nicht darauf. | Seid Ihr doch im Besitz; das ist das Wesen", worauf dann die Rede zuerst in Du, dann in Er überging.

**) Der bei dieser glücklichen Dichtung der heldenhaften Rettung des Vaters erwähnte Sieg über Mansfeld kam schon im Lager A. III vor. — Das Theater hat hier willkürlich Brück' statt Brücke geschrieben, um den Anapäst wegzubringen.

***) Vgl. Murr S. 328. Die gangbare Form war Hennersam. Eigentlich hieß er *Hinderson*.

anhängen, ergibt sich aus Altringers und Gallas' Wegbleiben; letzterer hat auch Buttler zurückhalten wollen.

Zweiter Auftritt. Questenberg gegenüber, mit dem Oktavio zum Rathhause kommt, sprechen Illo, Isolani und Buttler auf das schärfste ihren Widerwillen gegen die Hindernisse aus, durch welche man in Wien Wallensteins Thätigkeit lähme. Oktavio tritt vor dem entschiedenen Bruche vermittelnd ein. Bei dem eben ertönenden Zeichen der Ankunft von Wallensteins Gattin entfernen sich die drei Generale.

Questenberg muß die große Ordnung des Lagers loben*), aber daß Oktavio ihn als Ueberbringer kaiserlicher Befehle und als besondern Gönner und Patron der Soldaten vorstellt, ruft des ungestümen Illo Groll hervor. Dieser erinnert an die bedrängte Lage, aus welcher Wallenstein bei der zweiten Uebernahme des Kommandos den Kaiser gerettet habe.**) Dadurch

*) Questenbergs Rede (V. 5—10) ist ein späterer Zusatz Schillers, der das Folgende verkürzte, indem er die Erwiderung des zuerst begrüßten Isolani strich, während jetzt beide zusammen von Oktavio bewillkommt werden. An der Stelle von V. 1—14 standen neun andere, dann 15 „und Geschwindigkeit" statt „Freund und Schnelligkeit", 16 „die . . . Klugheit" statt „der . . . Rath." Der Anfang lautete: „Oktavio. Ei, ei! noch immer mehr der neuen Gäste! (zu Questenberg.) Gestehn Sie, Freund, kein Kriegeslager hat | So viele Heldenhäupter noch vereinigt. | (indem sie näher treten) Graf Isolan, willkommen! Isolani. Eben angelangt, | Herr Bruder — wär' sonst meine Pflicht gewesen — | Oktavio. Und Oberst Buttler — Mich erfreuts, mit einem | Verdienten Mann Bekanntschaft zu erneuern. | Sieh, sieh! Da hätten wir ja gleich die Summa | Des ganzen Kriegeshandwerks vor den Augen." Wir geben von jetzt an den Wortlaut der ursprünglichen Fassung nicht mehr. — Questenberg wird als kaiserlicher Abgesandter mit Sie angeredet, das sich auch sonst bei Höherstehenden und bei vornehmen Damen findet. Aus seinen spätern Dramen hat Schiller dieses höfliche Sie ganz verbannt.

**) Questenberg kam damals nach Prag, nicht nach Znaym, wo später Eggen-

Stimmung zum Bilde des tapfern jungen Kriegers sich nicht fügen will, daß über der Empfindung des von der Liebe Seligkeit umwehten Jünglings der im Kriege gereifte Heldenführer vergessen und der rauhen Zeit jenes traurigen Krieges die höhere Bildung des Endes des achtzehnten Jahrhunderts untergeschoben ist, hat man längst bemerkt. Fielitz hat die Sache dadurch nicht verbessert, daß er den Max wider den offenbaren Geist der Dichtung zum Helden des Stückes macht. Zuletzt hebt dieser Wallensteins Verlangen nach Frieden hervor, an dessen Abschluß, wie an allem, was er unternehme, nur der wiener Hof ihn hindere. Auffallend ist seine Andeutung, dieser sei in Wien deshalb verhaßt, weil er das Wohl Europas über die Vergrößerung Oesterreichs setze. Schiller denkt sich, Oesterreichs Streben und Ausdehnung seiner Macht rufe ganz Europa gegen dasselbe auf. Wie viel besser würden hier Gewissens- und Religionsfreiheit stehn! Auch der Unterhandlungen mit Sachsen, die man ihm zum Vorwurfe mache, gedenkt Max. Daß er die Einigkeit der protestantischen Fürsten mit dem Kaiser herzustellen suche, um die Fremden aus dem Lande zu jagen, würde wirksamer gewesen sein.

Fünfter Auftritt. Nach dem Abgange von Max wünscht Questenberg, Oktavio möchte diesen sofort mit dem Befehle des Kaisers bekannt machen. Aber das, was er eben von Max vernommen, hat diesen in äußerste Verlegenheit gesetzt; er sieht voraus, daß die Liebe zu Wallensteins Tochter, die ihm nicht entgehn kann, seinen Max noch fester an den begeistert geliebten Feld-

---

lassen", wobei etwa die Stelle der Odyssee XI, 448 vorschwebte, hat Schiller auch später nicht getilgt. Für die Aufführung hatte er die 125 („Der Weg durch Länder") beginnende Schilderung mit einer Zwischenrede Questenbergs von 10 *auf 3 Verse verkürzt.*

herrn knüpfen werde. Questenberg, der sonst so kluge Mann, ahnt, trotz Oktavios Erwähnung der Reise, gar nicht, was dieser fürchtet. Dies muß auffallen, obgleich Questenberg zunächst dadurch bewegt wird, daß Oktavios eigener Sohn von Liebe und Verehrung zu Wallenstein hingerissen ist. Oktavios Verlegenheit, die ihn halb verrathen läßt, was er nicht auszusprechen wagt, wird höchst bezeichnend, aber vielleicht für den sonst so ruhigen Mann etwas zu grell, ausgeführt.*) Um so gespannter ist die Erwartung des Zuschauers, wie dieser Zwiespalt zwischen Vater und Sohn enden werde.

Zweiter Aufzug.

Wallenstein empfängt nacheinander Gattin und Tochter und auch deren Reisebegleiter Max Piccolomini, dann, nachdem Terzky und Illo ihn zum endlichen Bruche vergebens zu treiben gesucht, in Gegenwart vieler Obersten den kaiserlichen Abgesandten, dem er den Entschluß seines Austritts ankündigt. Max und andere Obersten suchen ihn davon abzuhalten; sie beschließen eine gemeinsame Berathung, deren Folgen wir gespannt entgegenge-

*) Zu ihr (zuerst stand zu diesem Fräulein) spricht Oktavio (11) in der Verwirrung, welche in der szenarischen Bemerkung, die jetzt „pressirt" lautet, hätte angedeutet werden sollen. Daß durch die Aenderung der Vers leidet, beachtete Schiller nicht. Der Auftritt beginnt auch mit einem dreifüßigen Verse. — In der ursprünglichen Fassung erinnerte sich Oktavio noch nach den Worten: „O! ich fürchte alles" (12), an die frei von ihm wiedergegebene Aeußerung aus Max: „Dem Herzen gibt es . . . andre Freuden"; nur der mittlere Vers ist von dieser wörtlich herübergenommen. Besser schlösse wohl an „Zum Herzog! Gehn wir" (12) sich sogleich an „Kommen Sie!" (22).

sehen. Wallensteins Stellung zum wiener Hofe und seine eigene Absicht treten deutlicher hervor.

Erster Auftritt. Die Bedientenszene zeigt uns Wallensteins Abhängigkeit von seinem Astrologen, der schon hier persönlich eingeführt wird, damit er bei seinem spätern bedeutenden Auftreten (W. T. I, 1) uns nicht ganz fremd erscheine. Schiller und Goethe hielten es für zweckmäßig, die später in wichtigen Augenblicken auftretenden Personen schon vorher vorzuführen.*)

Zweiter Auftritt.**) Von der über Wien zurückgekehrten Gemahlin erfährt Wallenstein in einem dramatisch belebten Gespräche, wie dort der Herzog von Baiern, die Spanier und die Jesuiten ihn verdächtigen und seine Entfernung betreiben, auch alle frühern Freunde ihn aufgegeben haben.***) Die Herzogin,

*) Ursprünglich lautete die Szene anders; die Reden von vier Bedienten waren ausgeführt und es kam dann noch ein Kammerherr mit Pagen, von denen der eine, der als Baron angeredet wurde, Wallenstein den Kommandostab auf einem Kissen überreichen sollte, was doch eine etwas seltsame Zermonie war. In den Theaterbearbeitungen sprechen die Bedienten in Prosa und der Page legt vor Wallensteins Ankunft den auf einem rothen Kissen getragenen Kommandostab neben den Armsessel des Herzogs. Auch gehören dort dieser und die sechs folgenden Auftritte noch zum ersten Aufzug. Vgl. S. 92. — 26. Denkt sich, volksmäßig für läßt sich denken.

**) Die ersten 28 Verse finden sich noch auf einem besondern Blatte in abweichender Fassung.

***) Die Königin von Ungarn, des Kaisers Schwiegertochter, war durch ihren Beichtvater Quiroga gegen Wallenstein eingenommen. Statt dessen wird hier des Jesuitenpaters Lamormain (Lämmermann) gedacht, des Beichtvaters des Kaisers, obgleich der Kaiser sich gegen Wallenstein verpflichtet hatte, auf dessen Wort nicht mehr zu achten. Der früher Wallenstein freundlich gesinnte spanische Botschafter ist Graf Onate. Eggenberg und Lichtenstein kennen wir als seine warmen und einflußreichen Freunde. Ambassadore wird hier abgekürzt und die vorletzte Silbe lang gebraucht. — Hispanisch, wie schon im Lager (A. XI, 47)

sonst gewohnt, sich dem Willen ihres Gatten zu fügen, ist jetzt durch den kalten Empfang, den sie gefunden*), und die drängende Gefahr so tief ergriffen, daß sie ihn beschwört, doch durch Nachgiebigkeit gegen den Kaiser, dessen Huld sie alles verdankten, was freilich übertrieben ist, das Schlimmste abzuwenden: aber aus Wallensteins eigenen vorhergehenden Worten, die er für sich spricht, erkennen wir, daß die Ungunst des Hofes ihn gerade auf den entgegengesetzten Weg treibt. Der ängstlich besorgten Gattin tritt er nicht entgegen, sondern sucht sie zu beruhigen**), da er ihr jedes Bittere möglichst ersparen möchte. Auffällt es, daß hier als Zweck der Reise, statt des naheliegenden Verlangens, die Seinen wiederzusehn, die Absicht bezeichnet wird, Thekla dem künftigen Gemahl noch vor dem Feldzug zu zeigen, da doch ein bestimmter Gatte nicht in Aussicht genommen ist, auch ein solches Geheimthun den Hof nur noch mehr erbittern mußte.

Dritter Auftritt. In Theklas Empfang***) fühlen wir

---

neben spanisch, Hispanier gleich nach Spanier IV, 5, 99 f., während man neben den spanischen Formen Conte und Ambassador etwa espanisch erwartete. Weniger auffallend wäre wohl Graf Onate statt Ambassador, doch sollte der Rang des wenig bekannten Grafen hervorgehoben werden.

*) Sie bezeichnet sich durch ihre Stellung und ihre Geburt, wie schon seit Homer der Redende zu bedeutender Hervorhebung statt des Fürwortes ich seinen Namen setzt. So nennt Wallenstein sich selbst Friedland (W. T. III, 10).

**) Doch läßt er sich zur Bemerkung hinreißen (53): „Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten“, wodurch er die weitern Mittheilungen der geängstigten Gattin hervorruft. — Im vorhergehenden Verse hat Schiller später die statt diese geschrieben, und so den beginnenden Anapäst weggeschafft.

***) Die Kostümanweisung, daß Thekla „reich mit Brillanten geschmückt“ sei, strich Schiller beim Drucke, obgleich Max (III, 4, 18 f.) ihren reichen Demantschmuck erwähnt.

Wallensteins innige Vaterliebe*), die freilich mit der höchsten Ehrsucht sich verbindet, und der Tochter bewundernde Verehrung des mächtigen Helden, den sie mit Stolz ihren Vater nennt. Nach den hier gegebenen Andeutungen**) muß Thekla jetzt im siebzehnten Jahre stehn, da Wallenstein sein Heer im Sommer 1625 aufbrachte. Der Vater kann sich nicht enthalten, seines Traumes von einer Königskrone, der von Böhmen, die er freilich nur gegen den Willen des Kaisers erlangen könnte, zu gedenken. Daß er sogar trotz diesem in Deutschland Frieden stiften werde, liegt, wenn auch in dunkler Tiefe, in seiner Seele, aber die stolze Freude, daß er seine Tochter einst als Königin sehn werde, treibt den Gedanken über seine Lippen.***)

Vierter bis sechster Auftritt. Wallenstein empfängt Max, dem er innigen Dank und herzliche Freude ausspricht†); diesen aber berührt es schmerzlich, daß er ihn gleich für seinen Dienst reich beschenkt hat.††) Die Gräfin und Thekla beruhigen

*) In den Worten (7): „Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks", ist sie die in Thekla ihm erscheinende Erfüllung seiner Hoffnung. Pfand, für versicherndes Zeichen, ist Schiller besonders beliebt.

**) Schiller hatte 21 ursprünglich fünf Jahre geschrieben, das er zuerst in sechs, dann in acht änderte.

***) Die Schlußworte des Auftritts sind undeutlich. Nicht das kriegerische Leben, sondern den Siegeskranz will er in eine Krone verwandeln, ihr diese auf die Stirn drücken. Er kann demnach nicht an eine Vererbung, sondern nur an ihre Vermählung mit einem Könige denken, der es sich zu Ehre rechne, sein Schwiegersohn zu sein. Vgl. W. T. III, 4, 98 f.

†) Das glückliche (glücklichste war späterer Druckfehler) Gestirn des Morgens, der Morgenstern, ist die heilbringende Venus. Fielitz hat S. 33 diesen so nahe liegenden Vergleich mit zur Begründung seiner sonderbaren Ansicht mißbraucht, Max sei die Venus, der Stern der Liebe, der Freude, der Schönheit. Vgl. W. T. V, 3, 31 f.

††) In den Worten „hab' Mutter und Tochter deinen Armen überliefert"

Max, welcher dann der schweigenden Herzogin seine glühende Liebe zu Thekla andeutet.*) Glücklich läßt der Dichter die Vorstellung von Max durch Terzkys Zwischenkunft unterbrechen, welche den eigentlichen Fortgang der Handlung einleitet. Wallenstein entläßt die Seinen freundlich mit bester Fassung und gibt Max ein Zeichen seines vollsten Vertrauens, Terzkys Ruf an diesen aber deutet auf die bevorstehende Versammlung der Obersten bei Illo (II, 6, 1 ff.).

Die A. V von Terzky überbrachten Briefe sprechen entschieden von der Absicht, dem König von Ungarn, dem sechsundzwanzigjährigen Sohne des Kaisers, den Oberbefehl an Wallensteins Statt zu übergeben, was in Verbindung mit den Nachrichten seiner Gattin ihn zum Handeln drängt, besonders da er gleichzeitig Briefe von Gallas und Altringer erhalten hat, deren Entschuldigung, daß sie nicht in Pilsen erscheinen können, Verdacht gegen diese erregt, die für seine Pläne besonders wichtig sind. Bei der immer näher tretenden Entscheidung muß er Terzky, der die Unterhandlungen mit Sesin vermittelt hat (vgl. S. 165), nach dem Stande mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna fragen, der im Februar sich auf der eben tagenden Versammlung

---

könnte man Gattin verlangen, aber Max soll unwillkürlich andeuten, daß Thekla das Glück seiner Reise gewesen.

*) Eine Erwiderung der Herzogin nebst einer weitern Ausführung von Max hat Schiller bei der Bearbeitung für das Theater gestrichen, so daß die Worte, „Ja, er muß immer geben und beglücken!“ (29), an die Stelle der ursprünglichen dreizehn Verse traten. — 32 f. versuchte Schiller einmal statt „ein Gefangner sein | Von diesem Namen“: „mich in diesem Namen | Gefangen sehen“, stellte aber dann das Ursprüngliche wieder her. — Statt 34 hieß es ursprünglich: „Mir jedes schöne Glück, wie jede Kraft | Mir darin aufging, darin enden soll | ein ganzer Lauf, wie er darin begann.“

der niedersächsischen Stände zu Halberstadt befand. Terzkys Antwort (vgl. S. 192) bringt ihn auf seinen Widerwillen gegen die in Deutschland eingedrungenen Schweden, die er Gothen nennt vom südlichen Theile des Landes, Gothland*); im weitern Verfolge erklärt er, daß er freilich dem Kaiser Böses thun könnte, wenn er wollte, doch habe er sich nur freie Hand gehalten, sich noch auf nichts eingelassen. Des Herzogs Weigerung, etwas Schriftliches von sich zu geben, ist geschichtlich begründet.

Der A. VI eintretende Illo berichtet über die Stimmung der Obersten, welche er in Wallensteins Auftrag empfangen hat.**) Vergebens sucht er Wallensteins Verdacht gegen Oktavio aufzuregen, auf welchen er in Folge seiner innigen Bekanntschaft von Jugend auf, ihrer gleichen Nativität (bei ihrer Geburt stand Jupiter im ersten der sogenannten zwölf Himmelshäuser)***) und eines besondern Umstandes, den er geheimnißvoll verschweigt (vgl. I, 3, 87 ff.), unerschütterlich baut. Illos Mittheilung, daß die Obersten durch Abgeordnete ihn bitten wollen, das Kommando nicht niederzulegen, führt auf Wallensteins Verlangen einer

*) In der lateinischen Grabschrift bei Murr S. 362 heißen die Schweden Gothi. — 29 stand statt „zum Raube geben“ früher „in Rachen jagen“, 43 „in Deutschland“ statt „im Reiche“, wie Schiller änderte, nachdem er 40—42 für das Theater gestrichen hatte.

**) In der Theaterbearbeitung ist hier die Erwähnung Buttlers gestrichen, was kaum zu billigen sein dürfte. Wallenstein sprach: „Der hohle Mensch! — Und Buttler, der Dragoner?“ Illo erwiderte: „Was hast du mit dem stillen Mann gemacht? | Der kommt hieher, ganz Ernst für dich und Eifer.“ Dann schloß Wallenstein mit den Worten ab: „Er ist der Unsre, und ich weiß warum.“

) Vgl. S. 251). — Nach Horoskop setzte Schiller erst beim Druck wenig passend gestellt hinzu, um den Vers zu füllen; denn ursprünglich stand nach dem Alten (16) noch: „Hab' Fröhliches und Trauriges mit ihm | Getheilt.“

schriftlichen Verpflichtung, ihm unbedingt zu folgen.*) Wie schwer dies halten werde, deutet Terzky an: da aber Illo ein Mittel zu haben glaubt, diese Verschreibung zu erhalten, überläßt Wallenstein ihm die Sache, unbekümmert um das Wie — eine verhängnißvolle Freiheit, da Illo auf Trug ausgeht. Wallenstein denkt wohl, wie es Illo III, 1 ausspricht, auch die erschlichene Unterschrift werde die Obersten binden. Als nun Illo in ihn dringt, endlich Ernst zu machen, spricht sich Wallensteins entschiedener, ihm so verderblicher Glaube an die Astrologie aus, an deren Ausspruch er die Ausführung seines Entschlusses knüpft. Vergebens mahnt ihn Illo mit dringendem Ernste, den rechten Zeitpunkt nicht zu verpassen; seinen Spott auf die Sternkunst**) erwidert er mit dem Bedauern, daß ihm, weil statt des Jupiter der böse Saturn bei seiner Geburt geleuchtet, der Glaube an die Geheimnisse der Sternkunst versagt sei.***) Auffällt, daß am

---

*) Die Worte: „des Kaisers Dienst" fügte Schiller später zur Vervollständigung des Verses hinzu, wie er auch in dem fünften darauf folgenden Verse den fehlenden Fuß ersetzte. Ursprünglich stand „Gibt uns Terzky | Nicht ein Bankett?"

**) Malefikus, Unheilbringer, ist Saturn, wie Venus heilbringend. — Den Saturn nennt Schiller bald darauf den „Unterirdischen, mit dem bleichen bleifarbenen Schein." Unterirdisch deutet auf Saturns Fesselung im Tartarus durch seinen Sohn, den im Himmel herrschenden Jupiter. Saturn bezeichnet in der alchymistischen Sprache das Blei. Vgl. III, 4, 89 ff., W. T. I, 1, 25 ff.

***) Statt in den Tiefen hatte Schiller einmal den technischen Ausdruck im Abyssus versucht. — Die Geisterleiter erinnert an die „auf- und niedersteigenden Himmelskräfte" im ersten Monolog von Goethes Faust. — Die Kreise in den Kreisen. Gangbar ist Kreis in Kreisen oder um Kreise. — Bei der Stelle: „Die himmlischen Gestirne machen nicht bloß Tag und Nacht u. s. w." schwebt wohl Goethes Ausführung im Briefe an Schiller vom 8. Dezember 1798 (vgl. oben S. 88 ff.) vor. — Des Himmels Häuser. Der Himmel wird in zwölf gleiche Abschnitte, sogenannte Häuser getheilt; der Ein-

Schlusse des Auftritts Wallenstein auf Terzkys Frage nicht alle Generale der Eröffnung Questenbergs beiwohnen läßt*), wohl nur um einen wirksamen Schluß des Aufzuges zu gewinnen, indem ein Theil derselben zuletzt gewaltsam in die Versammlung eindringen soll. Am Ende des sechsten Auftritts vermißt man Questenbergs Anmeldung.**)

Siebenter Auftritt. Wallenstein thut, was er Terzky und Illo so eben versprochen hat: nach dem Urtheil der Obersten lehnt er die vom Kaiser gestellten Forderungen ab, erklärt sich aber bereit, da derselbe den mit ihm geschlossenen Vertrag bereue, den Oberbefehl niederzulegen, wovon ihn denn die dadurch betroffenen Obersten eifrig abzuhalten suchen. Questenbergs langgesponnener Vortrag***) ist für die Auffassung von Wallensteins Verhalten deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil er alle wider ihn erhobenen Klagen enthält, gegen die Wallenstein sich so gut, zuerst fast spielend durch Max, vertheidigen kann,

---

und Austritt der Planeten ist bei den verschiedenen Häusern von besonderer Bedeutung. Vgl. Schleidens „Studien“ S. 252 ff.

*) Ursprünglich waren neben den beiden Piccolomini „Colalto, Don Maradas, Tiefenbach, Götz, Buttler, Isolani“ genannt, dann ward nach mancherlei Versuchen, bei denen auch einmal Esterhazy erschien, die jetzige Fassung gewählt. Bei der frühern kann Schiller noch nicht das Eindringen der drei hier genannten Obersten am Schlusse des Aktes im Sinne gehabt haben, das sich aber schon in der ursprünglichen Handschrift findet.

**) Zuerst hieß es in der szenarischen Bemerkung, Wallenstein setze sich und halte die Hand an den Kommandostab, Terzky stehe hinter seinem Stuhle, die Flügel öffneten sich; als hereintretende Oberste wurden außer den beiden Piccolomini Buttler, Isolani, Illo, Götz, Tiefenbach, Colalto, Deodati und Palfi genannt.

***) Verhack, Verhau, concaedes, abbatis, früher Wegschlag, gefällte Bäume und Gesträuch vor dem das Lager umgebenden Graben, wie auch W. T. IV, 10, 24 — 63. Daß der Kaiser „durch sieben abgeschickte unterschiedliche Curier“

daß sie in sich zusammenfallen.*) Dagegen behauptet Wallenstein mit vollem Recht, daß man zu Wien von der Armee das Unmögliche verlange, und beschwert sich über die lange Zurückhaltung des Soldes.**) Questenberg weiß sich hiergegen, so wie gegen den Vorwurf, daß der Kaiser auf dem Tage zu Regensburg Wallenstein habe fallen lassen, nur ungeschickt zu vertheidigen.***) Questenbergs erste Forderung, das Heer solle sich

begehrt, Wallenstein solle Gallas Hülfe schicken, sagt der ausführliche Bericht (S. 226). — Nach: „Indeß der junge Weimarische Held" strich Schiller beim Drucke den Vers: „Dem schwedischen Heer ein zweiter Gustav ward."

*) Gegen die Geschichte läßt Schiller auch den Rheingrafen Otto Ludwig von Salm sich nach Nürnberg ziehen. — Bei der thatsächlich falschen Angabe, Wallenstein habe den Grafen Matthias von Thurn, wenn er sich ergebe, reich beschenkt zu entlassen versprochen, aber ihn wider sein Wort so lange gefangen gehalten, bis er den Befehl zur Räumung der von den Schweden besetzten schlesischen Städte gegeben, folgte Schiller dem ausführlichen Bericht (S. 321 f.), wonach Wallenstein Thurn, seinen alten vornehmsten Confidenten, mit einer Verehrung wiederum losgelassen. Wallenstein erklärte einfach, Thurn sei schwedischer Obrist. — Schiller bedient sich der gangbaren Form Böheim, die auch Wallenstein W. T. I, 5, 87 braucht, wo freilich frühere Abschriften Böhmen haben, das sonst regelmäßig erscheint. — Der letzte Theil von Questenbergs Rede ist in der Theaterbearbeitung wesentlich verkürzt, so daß an die Stelle von 16 Versen 7 kamen; erst beim Drucke trat die jetzige Fassung ein.

**) Den im vorhergehenden Jahre versprochenen dreimonatlichen Sold hatte man nicht gezahlt, eben so wenig die Rekruten- und Verpflegungsgelder; auch für die Zukunft standen diese nicht in Aussicht. Vgl. S. 217.

***) In Wallensteins glänzender Darstellung, daß er das Heer geschaffen, ist bei der Theaterbearbeitnng eine längere Stelle gestrichen, welche auf das Märchen vom Wundervogel hinweist, dessen auch eine gleichfalls weggefallene Ausführung W. T. III, 13 gedachte. R. Köhler hat (Schnorrs „Archiv" III, 145 ff.) das Märchen in Tausend und eine Nacht nachgewiesen, wo in der Geschichte der zwei auf ihre jüngere eifersüchtigen Schwestern unter den drei wunderbaren Dingen an erster Stelle der sprechende Vogel Bubbulhezar (d. h. tausend Nachtigallen) genannt wird, der alle Singvögel aus der Nähe an sich zieht, da diese

gleich zur Befreiung von Regensburg aufmachen, wird auf Wallensteins Frage an die Obersten*) von Illo und Buttler mit kurzen Worten als unmöglich zurückgewiesen. Als aber der kaiserliche Abgeordnete bemerkt, Oberst Suys habe dem Befehl des Kaisers, nach Baiern vorzurücken, gehorcht, erklären alle Obersten auf Wallensteins Frage dies für Verrath, auf dem der Tod stehe, und er selbst bezeichnet des Kaisers Befehl als Bruch des Vertrages und Schwächung des Heeres.**) Ueber Questenbergs zweite, noch stärkere Forderung (vgl. S. 173) läßt Wallenstein gar nicht abstimmen; es sei dies nur ein pfiffig ausgesonnenes Spiel Lamormains, um ihn zu schwächen und dann bei Seite zu schaffen. Dabei beruft er sich mit Recht auf seinen Vertrag, wonach er allein über alle kaiserlichen Heere zu befehlen habe. So erklärt er denn seinen schon vor Questenbergs Ankunft gefaßten Entschluß, den Oberbefehl gleich niederzulegen, was er freilich seiner Obersten wegen ungern thue, da diese nicht allein so manche gemachten Vorschüsse verlieren würden, sondern auch ein neues Regiment ertragen lernen, ja wohl gar ihrer Abkunft und Religion wegen ausscheiden müßten. Die Vorschüsse***) und die Thatsache, daß Wallenstein nicht auf

---

seinen Gesang zu begleiten kommen. — Statt Wallensteins Fluch „Tod und Teufel!“ schrieb Schiller für das Theater: „Freiheit! Freiheit!“

*) Nach „meine Generals?“ stand ursprünglich noch: „Heischt man das Mögliche von uns?“

**) In der Wirklichkeit verhielt sich nach dem ausführlichen Bericht (S. 229) die Sache anders. Baron de Suys war auf den Wunsch des Kaisers schon nach Passau gegangen, aber Wallenstein befahl ihm, in die Winterquartiere zurückzukehren, mit der Drohung, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, falls er dem Kaiser, nicht ihm gehorche, worauf dieser sich denn zurückzog. Vgl. S. 172.

***) Im ausführlichen Bericht (S. 245) sagt Illo den Kommandanten,

Religion und Abstammung sah, nahm Schiller aus der Geschichte. Max gibt zuerst dem bittern Gefühle der Entrüstung, daß es dahin kommen solle, lebhaften Ausdruck. Isolani hebt den Untergang des Heeres als nothwendige Folge hervor, worauf Wallenstein mit verstellter Gleichgültigkeit erwidert.*) Max ist es auch, der zuerst eine Berathung der Obersten in Vorschlag bringt.**) Die allgemeine Entrüstung über des Kaisers Forderung deutet Buttler in seinem Questenberg gegebenen Rathe an, wobei wir uns der Mißstimmung der Soldaten über die zu ihnen gedrungene Kunde seiner Aufträge im Vorspiele erinnern.***) Wie sehr die Obersten an Wallenstein hängen, soll Questenberg noch durch die eben eindringenden Obersten erfahren.†) Wallenstein aber verweist diese auf Illo, welchem er seine Meinung mitgetheilt habe.††) So drängt alles zum Bruche, und Oktavios Sohn selbst ist es, der den nächsten Schritt, die Berathung der Obersten, veranlaßt, ohne zu ahnen, welche Pläne, wenn auch noch dunkel, in Wallensteins Seele liegen, zu deren Ausführung ihn der wilde Illo treibt.

---

sie hätten die Regimenter und Kompagnien meistentheils auf Wallensteins Zusprechen aus ihrem eigenen Säckel errichtet, und würden bei dessen Rücktritt nichts dafür erhalten, „nichts als ruinirte Cavaliers sein".

*) Hier hat die Theaterbearbeitung zwei bedeutende Aeußerungen Isolanis und Buttlers, nachdem Schiller sie zu ändern gesucht, schließlich gestrichen, nicht zum Vortheil der dramatischen Entwicklung.

**) Auch hier sind zwei Verse weggelassen worden.

***) Statt „schwerlich . . . Schlüssel" stand früher: „kommt es aus, | Was Ihre Sendung nach sich zog, nichts möchte | Des Kaisers Boten".

†) Daß die drei genannten Obersten alle zugleich, aber nicht schreiend sprechen, besagte früher eine szenarische Bemerkung.

††) Ursprünglich sprach Illo noch nach Wallensteins Abgang: „Kommt, kommt! Heut Nacht bei Tisch besprechen wirs!" wodurch der Schluß des Aktes abgeschwächt wurde. Schiller wollte damit bezeichnen, daß Illo bereits seinen Plan gefaßt habe, die Berathung erst am Abend stattfinden solle.

gleich zur Befreiung von Regensburg aufmachen, wird auf Wallensteins Frage an die Obersten*) von Illo und Buttler mit kurzen Worten als unmöglich zurückgewiesen. Als aber der kaiserliche Abgeordnete bemerkt, Oberst Suys habe dem Befehl des Kaisers, nach Baiern vorzurücken, gehorcht, erklären alle Obersten auf Wallensteins Frage dies für Verrath, auf dem der Tod stehe, und er selbst bezeichnet des Kaisers Befehl als Bruch des Vertrages und Schwächung des Heeres.**) Ueber Questenbergs zweite, noch stärkere Forderung (vgl. S. 173) läßt Wallenstein gar nicht abstimmen; es sei dies nur ein pfiffig ausgesonnenes Spiel Lamormains, um ihn zu schwächen und dann bei Seite zu schaffen. Dabei beruft er sich mit Recht auf seinen Vertrag, wonach er allein über alle kaiserlichen Heere zu befehlen habe. So erklärt er denn seinen schon vor Questenbergs Ankunft gefaßten Entschluß, den Oberbefehl gleich niederzulegen, was er freilich seiner Obersten wegen ungern thue, da diese nicht allein so manche gemachten Vorschüsse verlieren würden, sondern auch ein neues Regiment ertragen lernen, ja wohl gar ihrer Abkunft und Religion wegen ausscheiden müßten. Die Vorschüsse***) und die Thatsache, daß Wallenstein nicht auf

---

seinen Gesang zu begleiten kommen. — Statt Wallensteins Fluch „Tod und Teufel!" schrieb Schiller für das Theater: „Freiheit! Freiheit!"

*) Nach „meine Generals?" stand ursprünglich noch: „Heischt man das Mögliche von uns?"

**) In der Wirklichkeit verhielt sich nach dem ausführlichen Bericht (S. 229) die Sache anders. Baron de Suys war auf den Wunsch des Kaisers schon nach Passau gegangen, aber Wallenstein befahl ihm, in die Winterquartiere zurückzukehren, mit der Drohung, ihm den Kopf vor die Füße legen zu lassen, falls er dem Kaiser, nicht ihm gehorche, worauf dieser sich denn zurückzog. Vgl. S. 172.

***) Im ausführlichen Bericht (S. 245) sagt Illo den Kommandanten,

Religion und Abstammung sah, nahm Schiller aus der Geschichte. Max gibt zuerst dem bittern Gefühle der Entrüstung, daß es dahin kommen solle, lebhaften Ausdruck. Isolani hebt den Untergang des Heeres als nothwendige Folge hervor, worauf Wallenstein mit verstellter Gleichgültigkeit erwidert.*) Max ist es auch, der zuerst eine Berathung der Obersten in Vorschlag bringt.**) Die allgemeine Entrüstung über des Kaisers Forderung deutet Buttler in seinem Questenberg gegebenen Rathe an, wobei wir uns der Mißstimmung der Soldaten über die zu ihnen gedrungene Kunde seiner Aufträge im Vorspiele erinnern.***) Wie sehr die Obersten an Wallenstein hängen, soll Questenberg noch durch die eben eindringenden Obersten erfahren.†) Wallenstein aber verweist diese auf Illo, welchem er seine Meinung mitgetheilt habe.††) So drängt alles zum Bruche, und Oktavios Sohn selbst ist es, der den nächsten Schritt, die Berathung der Obersten, veranlaßt, ohne zu ahnen, welche Pläne, wenn auch noch dunkel, in Wallensteins Seele liegen, zu deren Ausführung ihn der wilde Illo treibt.

---

sie hätten die Regimenter und Kompagnien meistentheils auf Wallensteins Zusprechen aus ihrem eigenen Säckel errichtet, und würden bei dessen Rücktritt nichts dafür erhalten, „nichts als ruinirte Cavaliers sein".

*) Hier hat die Theaterbearbeitung zwei bedeutende Aeußerungen Isolanis und Buttlers, nachdem Schiller sie zu ändern gesucht, schließlich gestrichen, nicht zum Vortheil der dramatischen Entwicklung.

**) Auch hier sind zwei Verse weggelassen worden.

***) Statt „schwerlich . . . Schlüssel" stand früher: „kommt es aus, | Was Ihre Sendung nach sich zog, nichts möchte | Des Kaisers Boten".

†) Daß die drei genannten Obersten alle zugleich, aber nicht schreiend sprechen, besagte früher eine szenarische Bemerkung.

††) Ursprünglich sprach Illo noch nach Wallensteins Abgang: „Kommt, kommt! Heut Nacht bei Tisch besprechen wirs!" wodurch der Schluß des Aktes abgeschwächt wurde. Schiller wollte damit bezeichnen, daß Illo bereits seinen Plan gefaßt habe, die Berathung erst am Abend stattfinden solle.

Gräfin ihre Liebe nur zu ihrem Zwecke benutzen will, ja sie ahnt ihres Vaters weiter gehende Pläne, auf die er nicht undeutlich ihr gegenüber angespielt hat, und wenn sie Max ihre trübe Ahnung verschweigt*), nur Wallensteins Ueberhäufung mit Geschäften hervorhebt, so will sie bloß den Geliebten schonen. Glücklich hat der Dichter den trüben Schatten, der sich auf Theklas Zukunft legt, schon in Senis bedenklicher Aeußerung über das ihr nach dem Horoskop, ja schon nach dem verbreiteten Aberglauben von der Bedeutung der Linien der innern Hand bevorstehende Schicksal leise angedeutet, wobei er uns auch einen vorläufigen Blick in das astronomische Zimmer durch Theklas Beschreibung thun läßt, die dann wieder empfindungsvolle Aeußerungen der Liebenden hervorruft.**) Hier ist alles, die überweiche Stimmung des Jugendhelden***) zugegeben, höchst sinnig und

*) Nach der Theaterbearbeitung sollte Thekla A. V, 18 bei den Worten „Da bist du“ Max um den Hals fallen, was Schiller später mit Recht gestrichen hat.

**) Wunderlich behauptet Fielitz S. 32, der Dichter gebe durch Theklas Mund dem Leser „eine Grammatik der Astrologie, aus welcher derselbe später den astrologischen Vorgang selbständig deuten könne“. Es wäre dies doch eine gar mißrathene Grammatik nach der Deutung, welche Fielitz selbst von W. T. I, 1 gibt, daß Mars den Krieg, Saturn die tückische List bezeichnen soll. Wenigstens kann ich es aus dieser „Grammatik“ nicht lernen. Selbst Boxberger (Schnorrs Archiv VI, 268 f.) hat in gewissem Sinne die Ansicht von Fielitz, Wallensteins Segensstern Venus mit Jupiter sei Max, angenommen, ja er deutet auch Saturn auf Illo, Mars auf Oktavio, ahnt aber selbst, daß dies eine Spielerei sei — und leider eine sehr gefährliche, da sie zur völligen Mißdeutung verleitet. Die Planeten sind keine Vertreter von Begriffen, ihre Stellung deutet nur auf Glück oder Unglück; das spricht auch Wallenstein entschieden aus: die Konstellation räth und verkündet nicht, sie deutet nur auf Gunst oder Ungunst der Sterne.

***) Der Dichter denkt ihn sich etwa fünfundzwanzig Jahre alt. Buttler erzählt I, 1, als vor zehn Jahren (in Wirklichkeit waren es fast acht) Max *seinen Vater* gerettet, sei ihm kaum der erste Flaum ums Kinn gesproßt.

fein zusammengedacht, erfunden und ausgeführt. Wenn Thekla nach A. III, 92 f. Max sofort an ihre Base Terzky verwiesen hat, der sie hier selbst nicht traut, so hat diese mittlerweile ihr Zutrauen verloren. Die etwas leicht ersonnene Veranlassung der für den Dichter nothwendigen zeitweiligen Entfernung der Gräfin fällt bei dem hohen Antheile, den wir dem liebenden Paare zuwenden, weniger auf, und ein anderes Motiv bot sich kaum dar.*) Vortrefflich ist die Trennungsszene (A. VI), durch welche das halbträumerische Erscheinen von Max bei dem schon weit vorgeschrittenen Bankett glücklich vorbereitet wird.

Siebenter bis neunter Auftritt. Theklas düstere Ahnung spricht sich in dem schwermüthigen Liede aus, welches sie nach der Entfernung des Geliebten singt.**) Die A. VIII

---

*) Das Kloster zur Himmelspforte in Pilsen (A. III, 50) und das Jagdschloß (76) zwischen Nepomuck und Pilsen sind Erfindungen des Dichters. Zu Pilsen gibt es noch ein Franziskanerkloster bei der Kirche Mariä-Himmelfahrt. Klöster spielen auch in der Theaterbearbeitung des Fiesko und in der Braut eine Rolle. — III, 72. „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen", nach dem Sprichworte: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde." — Wenn Max (IV, 125 f.) den Jupiter und die Venus zu den Göttern alles Großen und Schönen für die Liebenden erhebt, so ist dies eben nur eine Liebesschwärmerei. — 133. Nicht Rosen bloß. Mit eigenthümlicher Benutzung des Sprichwortes: „Keine Rose ohne Dornen". — In der weiten Ausführung, wie Wallenstein auf seinen Gütern ein friedliches Leben führen könne, hat Schiller später gekürzt (vgl. S. 257***), weil die Gräfin Terzky solchen weiten Erguß bald abschneiden muß. — In den Worten „Aus unsern Kriegsgeschichten" (IV, 159) hat die älteste Ausgabe Kriegsgeschicken, was Vollmer wohl mit Unrecht für einzig richtig hielt, aber doch nicht in den Text aufgenommen hat.

**) Vgl. die Erläuterungen zu Schillers lyrischen Gedichten II, 47 ff. Ursprünglich sang Thekla das ganze vierstrophige Lied, ja sie ließ sich durch den Vorwurf ihrer Verliebtheit, welchen ihr die nach der dritten Strophe eintretende Gräfin macht, nicht stören. Der Anfang des achten Auftritts lautete demnach

zurückkehrende Gräfin macht ihr ernste Vorwürfe, daß sie an den Geliebten sich wegwerfe: ihr Vater habe höhere Absichten mit ihr; an heiteres Lebensglück sei augenblicklich am wenigsten zu denken: ihre Verbindung mit Max sei nur möglich, wenn er das höchste Opfer dafür zu bringen bereit sei. Thekla sucht ihre erbitterte Tante möglichst zu beruhigen, erklärt aber entschieden, daß sie, wenn sie früher geglaubt, sich ihrem Vater „leidend opfern" zu müssen, sie jetzt nur dem Einen sich opfern könne, der sie zu neuem Leben durch die Macht der Liebe umgeschaffen habe; sie werde, an edlem Muthe des Vaters werth, unerschrocken das thun, wozu ihr Herz sie treibe, das ihr den Willen des Schicksals verkünde. Wenn die Gräfin dem Herzen das Schicksal entgegenstellt, das uns oft ganz andere als die gewünschten Bahnen führe, so hat Thekla dagegen in ihrem Sinne recht, daß wir der unwiderstehlichen Neigung des Herzens folgen müssen, wohin diese uns auch leite; die innere Stimme belehre uns. Thekla widerspricht nicht weiter, da sie ihren Willen fest erklärt hat. Auch die Drohungen der Gräfin bleiben ohne Wirkung, und so lenkt diese wieder ein; sie gibt die Möglichkeit einer Verbindung zu, knüpft sie aber jetzt an eine Bedingung, die sie bei diesem von ihr in Wirklichkeit begünstigten Verhältnisse immer im Auge gehabt.

Nach ihrer Entfernung A. IX spricht Thekla die jetzt gewonnene traurige Ueberzeugung aus, daß sie und Max hier keine Seele haben, welcher sie vertrauen dürfen, zugleich aber die feste Entschiedenheit, den Kampf der sie allein leitenden Liebe zu

---

ganz anders. Die Gräfin sprach: „Ihr hört mich nicht! Fi! Schämt Euch! So [illegible]! | Euch ihm so ohne Bedingung hinzugeben," und nach Beendigung des „Daß Er sich nicht besitzt, ist in der Ordnung. | Ihr solltet klüger sein; [illegible]nn mans recht | Besieht, ists Euch so ernst wie ihm!"

wagen. Doch aus ihrer erschütterten Seele (hier beginnt der lyrische Schluß, eine Strophe aus acht und eine aus sechs gereimten Versen*)) erhebt sich die düstere Ahnung, daß die Liebe sie dem Untergange zutreibe, sie in dem Kampfe um diese zu Grunde gehn werde**), wie sie ja schon im Kloster trüben Gedanken sich hingegeben hatte. Die eben ertönende Tafelmusik***) erregt in ihr das Gefühl des schneidendsten Gegensatzes, da sie den Untergang ihres Hauses so lebhaft vor sich schaut. Die letzten sechs Verse sprechen in lyrischem Schwunge den Gedanken aus: „So trifft jäher Untergang oft ein in Freude jubelndes Haus." Es schwebt hierbei die Vorstellung von den zerstörenden Göttern vor, die unserm Dichter aus dem von ihm übersetzten zweiten Buche von Virgils Aeneis (608 ff.) nahe lag.†) So werden wir hier auf den tragischen Ausgang des von Wallensteins Ehrsucht nicht gescheuten Treubruchs vorbereitet, vernehmen von ferne das erste Drohen des zerstörenden Gewitters.

Vierter Aufzug.

Die unbedingte Verschreibung wird, wie es Schiller überliefert fand, von dreißig Obersten††) unterzeichnet. Oktavio

---

*) Die erste Strophe ist, wie häufig, eigentlich eine wiederholte vierversige Reimform.

**) „Die himmlische Gestalt" (17) ist das persönlich gedachte Glück der Liebe, „der holde Zauber". Sie lockt sie dem Abgrunde zu, da ihr ganzes Haus, wie sie eben angedeutet hat, dem Untergang verfallen ist.

***) In den Theaterhandschriften erschallt diese schon unmittelbar vor dem lyrischen Schlusse (13), wird hier nur lauter. Dies dürfte wirksamer sein.

†) 16 stand ursprünglich: „Ein heftig Wollen muß", 20: „Ich möchte gern und kann", 24 Klüften statt Schlünden.

††) Murr S. 327 spricht von fünfzig Offizieren.

bemerkt, daß Max, der sehr spät gekommen, in Träumereien versunken ist, und da ihm nicht entgehn kann, daß Terzky den Grund seines längern Ausbleibens kenne, findet er seinen am Ende des ersten Aufzugs erwachten Verdacht bestätigt. Als Max nicht zur Unterschrift kommen kann, fällt der angetrunkene Illo diesen in einer Weise an, welche das Weglassen der früher gelesenen Klausel verräth. Gelegentlich hat Schiller Buttlers ehrliche Ansicht der Sache, im Gegensatze zu seiner von der Rache ihm eingegebenen Gesinnung, hervorgehoben, welche die in dieser Verschreibung liegende Untreue gegen den Kaiser ins Licht setzt. In der glücklich eingewobenen Schilderung der bildlichen Darstellung des großen Bechers entrollt sich ein Bild der mit Gewalt niedergetretenen böhmischen Rechte, deren Verlust vom Volke noch tief empfunden wird. Das echt dramatische Leben unseres Aufzugs beruht nicht weniger auf feiner Berechnung als auf frischer Anschaulichkeit und glücklicher Ausführung. Die Handlung schreitet in demselben wesentlich fort.

Erster und zweiter Auftritt.*) Dem längst erwarteten Max tritt der durch den Wein aufgeregte Isolani mit dem Pokal entgegen, den er auf seine Liebe leeren soll**); zwei andere

---

*) Nach der ursprünglichen Schilderung der Szenerie öffnete die Mittelthüre den Prospekt in eine Reihe Zimmer mit ähnlichen (reich ausgeschmückten) [später „mit vier"] Tafeln [im fünften Auftritt werden auch noch jetzt vier, nicht bloß zwei Tafeln erwähnt], und es war bemerkt, daß Terzky und Isolani die Servietten vor haben.

**) 1. Was wir lieben. Gangbarer Trinkspruch. Vgl. auch Goethes Faust I, 3530. — 3. Der Mutter Ehrenweine sind die edelsten, von Terzkys Mutter selbst (vgl. A. V, 2. VI, 4 ff.) gepflegten Weine. — 4. Auf dem heidelberger Schloß wurde der Wein in starken Massen verzehrt; das große Faß daselbst, uf dem man tanzte, enthielt 250 Fuder. — 5—9. In der launigen Anweisung

Obersten rufen von der Tafel aus ihn zu sich*), Terzky aber läßt ihn vorher die Verschreibung lesen.**) Sonderbar ist 16 das lateinische Motto (wörtlich: „Undankbaren darf man nicht dienen!“), das ein Stich auf die Undankbarkeit des Kaisers gegen Wallenstein sein soll; aber Schiller hat sich hier ein merkwürdiges Versehen zu Schulden kommen lassen.***) In dem ausführlichen Bericht (S. 243) beginnt Illo mit diesem lateinischen Spruche die Rede, wodurch er, „mit sonderbar boshafter Ausführung, die Kommendanten wider Ihre Kaiserliche Majestät verhetzt“. Hier war die Erinnerung an den vom Hof erlittenen Undank ebenso an der Stelle, wie sie in der Verschreibung den ärgsten Anstoß erregen mußte. Diese selbst ist wesentlich nach dem ausführlichen Bericht (S. 243 f.) gemacht, wo es heißt: „Wie nämlichen er Friedland wegen vielfältig empfangener disjusti, zugezogener hochschmerzlicher Injurien und wider ihne

---

der Güter der böhmischen Großen an die Obersten spricht sich arge Erbitterung aus. Vgl. I, 2, 70 ff. Im ausführlichen Bericht heißt es (S. 238 f.), Wallenstein habe Piccolomini die Grafschaft Glatz und des Slawata Güter gegeben, Gallas mit Glogau und Sagan und des Herzogs von Eggenberg Gütern, Colloredo mit der Grafschaft Görtz, Tertzka mit dem Markgrafenthum Mähren zu belehnen vorgeschlagen, und „auf diese Weis auch alle andere Kapitänen und Befehlshaber aus denen Erblanden und Ihrer Kaiserlichen Majestät getreuen Räth und Ministrorum Gütern zu remuneriren versprochen“.

*) Ursprünglich hieß es: „an der Tafel wird gerufen“, dann ward die dritte Tafel genannt, für Berlin das Rufen von Tiefenbach und Götz an der zweiten und dritten Tafel bestimmt, endlich die jetzige Fassung angenommen.

**) Nach Gleich! stand ursprünglich noch: „Zwei Augenblicke | Nur laßt mir ihn!“

***) Ursprünglich folgte nach nefas! unmittelbar: „Nachdem unser“. Aber Schiller schob dann ein: „Isolani. Das klingt ja wie Latein? Was heißts, Herr Bruder? Terzky. . . . . : . . . dem Undankbaren dienen.“ Der Anfang des zweiten Verses, das man darf nicht, blieb einstweilen unausgefüllt.

angestellter Machinationen so wohl verweigerter, nothwendiger, unentbehrlicher Unterhaltung der Armada, die Waffen zu quittiren und sich zu retiriren entschlossen gewesen, doch aber auf der Kommendanten durch den Illo und vier andere Oberste beschehenes Ersuchen und Bitten, solche seine zu der Resignation eingeführte bewegliche Motiva so weit zurückgesetzt, daß er sich noch eine Zeit lang, bei der Armee zu verbleiben und ohne ihr, der Kommendanten, ausdrückliches Vorwissen und Willen von derselben und von der Armada sich nit zu begeben resolvirt, daß sie sich hingegen samentlich und ein jeder insonderheit am kräftigsten anstatt eines körperlichen Eids verpflichten und verbinden, bei demselben ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weis sich von demselben zu separiren und zu trennen noch trennen zu lassen, besondern alles das, was zu seiner und der Armada Conservation gereicht, neben ihme äußerster Möglichkeit zu befördern, und beinebens und für denselben alles das Ihrige bis den letzten Blutstropfen ungesparter aufzusetzen, so lange er Friedland in Ihrer Kaiserlichen Majestät Diensten verbleiben und zu Beförderung Deroselben Diensten sie gebrauchen würde, wie sie dann auch im Fall einer oder der ander ihres Mittels diesem zuwider handeln und sich absondern wollte, samentlich und ein jeder insonderheit den- oder dieselben wie treulose Leut zu verfolgen und an dessen Hab und Gütern, Leib und Leben sich zu rechnen (sic) schuldig und verbunden sein sollen und wollen."*) Die andere Fassung bei Murr S. 327 f. hat Schiller

*) Die Theaterhandschriften lassen die Stelle: „Wie wir denn auch ... sein wollen" weg. Nach Blutstropfen haben sie noch ungespart aus der wirklichen Verschreibung beibehalten. Nach dem berliner Regisseurbuch sollte Isolani die Worte Kränkungen, gemeint gewesen, verbleiben, jeder für

nicht benutzt. Max ist noch so träumerisch in sich versunken, daß er die Frage, ob er zur Unterschrift bereit sei, unerwidert läßt. Terzky dringt, da er weiß, daß er in Gedanken noch bei der Geliebten weilt, jetzt nicht weiter in ihn. Die Unterschiebung des zweiten Exemplars wird im zweiten Auftritt, zwischen Neumann und Terzky, mit Recht möglichst kurz abgethan.

Dritter und vierter Auftritt. Illo, der den beiden Piccolomini nicht traut, berichtet Terzky, die Obersten an seinem Tische seien so gut gesinnt, wie man nur wünschen könne, ja man spreche bereits von einem Zuge gegen Wien.*) Schon etwas angetrunken, ist er in seinen Aeußerungen so unvorsichtig, daß der an der zweiten Tafel sitzende Buttler**) vernimmt, es sei von einem Truge die Rede. Dieser tritt zu ihm, um seine Bereitwilligkeit zu allem auszusprechen, wobei es nur auffällt, daß er Illo nicht zu größerer Vorsicht mahnt. Schiller hat dies glücklich benutzt, um Buttler seine Ueberzeugung von der Unehrenhaftigkeit des beabsichtigten Abfalls aussprechen zu lassen, wozu er nur durch Rache getrieben wird; denn das, wozu die Ehrsucht ihn hinreißt, werden die wenigsten andern Obersten zu thun entschlossen sein, da sie vor dem Treubruch zurückschrecken,

---

sich insbesondere, getreu zu halten, zu trennen und unser .... erlauben wird für sich nachsprechen.

*) Der hier genannte, im ausführlichen Bericht S. 326 erwähnte Montecuculi ist Graf Ernst; dessen bekannterer Sohn Raimund wurde erst 1635 Oberst.

**) In der szenarischen Bemerkung hatte Schiller in der ursprünglichen Handschrift „von der zweiten Tafel" geändert statt „aus dem zweiten Zimmer", aber im dritten Auftritt das auch später noch gebliebene „aus dem zweiten Zimmer" beibehalten, das doch, da jetzt nur von einem Zimmer die Rede, ganz beziehungslos ist.

wenn auch freilich Buttler meint, manche würden durch sein Beispiel bestimmt werden, da seine Ehrenhaftigkeit bekannt sei. Die Persönlichkeit Buttlers, der eine so sehr bedeutende Rolle in der weitern Entwicklung spielen soll, tritt uns hier zugleich in mancher andern Beziehung näher. Als seinen Freund lernen wir den gleichfalls bei Wallensteins Ermordung thätigen Schotten Leßley*) kennen, nach der wohlbeachteten Vorschrift (vgl. S. 246), später eintretende Personen schon früher in irgend einer Weise einzuführen, doch ist diese Erwähnung hier so nebensächlich, daß sie ohne besondere Wirkung bleibt, und sonderbar genug ist W. T. V, 2, 87 dieser Leßley zu einer ganz untergeordneten Person geworden. Freilich dürften Buttlers Erwähnung seiner eigenen Herkunft (vgl. W. L. VII, 63 ff. oben S. 241) und die Hinweisung, daß diese Zeit dem Entschlossenen günstig, Wallenstein das höchste Ziel zu erreichen bestimmt sei, weder dem Augenblick noch Buttlers Charakter besonders entsprechen, und man würde in dieser Beziehung gern die Verse „Ich kam, ein schlechter (d. i. niedriger, gemeiner) Reitersbursch“ bis „Das ist gesprochen“ wegfallen sehn.**)

---

*) Daß so der Name dieses Obristwachtmeisters zu schreiben ist, hatte Murr S. 326 bemerkt. Hier steht irrig Leßly (wie der Name gesprochen wird) gedruckt, das Richtige dagegen in W. T.

) Der Fortuna Kind. Vgl. oben S. 222. — Neben dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die schon 1626 gestorbenen kühnen Heerführer Graf Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, genannt. — Unter den manchen hier später der Verkürzung wegen gestrichenen Versen findet sich auch die Erwähnung Mansfelds: „Ein siebenbürgscher Edler, Bethlehem, | Durft' ungestraft dem Zinsherrn sich entziehn | Und Oestreichs Macht im Vaterlande stürzen.“ Gemeint ist der gleichfalls vor *kurzem gestorbene* Bethlen oder Bethlem (wie Schiller ursprünglich in der „Ge-

Fünfter Auftritt. Die ausgelassene Lust der angetrunkenen Gäste, die jetzt zum Umtrunk in dem großen böhmischen Prachtpokal sich anschicken, scheut sich nicht selbst den tapfern Bernhard von Weimar leben zu lassen. Eine höchst glückliche, wohl aus dem Studium Shakespeares hervorgegangene Gestalt ist die des Kellermeisters, der dieses Amt schon bei Terzkys Mutter versehen hat, und bitter die jetzt im Hause eingerissene Verschwendung beklagt, wobei freilich ganz willkürlich Pilsen als Familiensitz der Terzkys angenommen wird. Dieser Kellermeister, der mit Wallensteins Adjutanten Neumann (vgl. A. II. W. T. III, 15) vortritt, ist einer der an den Rechten des unterdrückten Landes sehnsüchtig festhaltenden echten, die Spanier und alle Welschen verfluchenden Böhmen, der nur bedauern muß, daß man von dem, was hier geschieht, wieder so manches auf nachtheiligste Weise nach Wien berichten werde, woran freilich die Obersten nicht denken. Der große Pokal gibt dem Dichter Gelegenheit auf die unterdrückten Rechte der Böhmen hinzudeuten, welche Gewaltthat den Ausbruch des ganzen unseligen Krieges veranlaßt habe.*) Kann man dies hier auch für unnöthig halten,

schichte" des Krieges mit Schmidt IX, 5 u. a. schrieb) Gabor, zu dem Mansfeld floh. Vgl. S. 232*.

*) Statt V. 22 f. stand früher: „Den auf des Pfalzgraf seine Königskrönung | Der Graf von Thurn verfertigen hat lassen." — Der Grätzer ist Ferdinand II., der als Erzherzog von Steiermark und Kärnthen (Schiller nennt ihn als solchen in seiner „Geschichte" Ferdinand von Grätz), trotz der Einsprüche der Böhmen, zum Könige von Böhmen erwählt wurde und nach der Besiegung des ihm entgegen gewählten Friedrich von der Pfalz schonungslos alle böhmischen Freiheiten vernichtete. — Utraquisten hießen die Hussiten, weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie) auch für die Laien verlangten. — Die strengsten Hussiten waren die Taboriten, so von ihrer 1419 von Ziska angelegten Veste Tabor benannt. Schiller hatte im ersten

so stimmt es doch zu der fast epischen Breite der Ausführung, welche sich Schiller, nachdem er einmal die Trennung in zwei Stücke beschlossen, in den Piccolomini gestattete. Daß der Böhme sich den Spaniern und Italienern nicht hold zeigt, ist ganz sachgemäß; nur darf man darin keine Hindeutung auf die von Oktavio drohende Gefahr sehn wollen, da der Zuschauer längst weiß, daß dieser Wallensteins schlimmster Verräther ist. Goethe bemerkte in seiner Anzeige der Piccolomini in der allgemeinen Zeitung, die Reden des Kellermeisters zeigten, in welcher Aufregung das Land sei, so daß es leicht zum Abfalle bestimmt werden könne, und es Wallensteins Streben nach dessen Krone einen Haltpunkt biete. Aus den Reden der Bedienten die recht bezeichnend die Hochrufe der durch den Wein aufgeregten Gäste begleiten, erfahren wir, daß diese vom Beichtvater der Königin von Ungarn, dem Pater Quiroga, bestochen sind, wie Wallenstein selbst von Oktavios Horchern umstellt ist.*) Wenn Tieck, der den großen Charakter der Tafelszene anerkennt, bei dem kurzen Gespräche der Diener zu sehr die Absicht des Dichters merkt, so scheint diese Ausstellung ebenso ungerecht als die Behauptung haltlos, daß die wichtigen Charaktere hinter den Schenken und der Dienerschaft gleichsam verkleinert zurückträten. Die Bedienten deuten nur, wie schon die Aeußerung des Kellermeisters, auf die große Unvorsichtigkeit der Obersten.

Sechster Auftritt. Dem aufbrechenden Oktavio folgen

Buche seiner „Geschichte" alle diese Verhältnisse behandelt. Hier benutzte er, wie früher bemerkt, Pelzels „Geschichte von Böhmen".

*) Eine andere Fassung, in welcher die Bedienten in Prosa sprechen, war für die Aufführungen in Berlin und Stuttgart bestimmt; auch ward für diese die Erklärung des Pokals weggelassen.

die Obersten, von denen Isolani am ersten wegeilen will, während Götz und Tiefenbach, die, als echte Deutsche, es sich köstlich haben schmecken lassen, das Mahl preisen. Terzky will, als ob die Sache von keiner Bedeutung sei, sie durcheinander unterzeichnen lassen, da alle früher die Erklärung gebilligt, aber Isolani übergibt das Blatt aus Höflichkeit zuerst dem Generallieutenant Piccolomini, der, nachdem er hineingesehen, unterschreibt. Ihm folgen Isolani, der kurz vorher näher bezeichnete Maradas, Tiefenbach und Götz; von den beiden letztern wird es nicht ausdrücklich gesagt, aber dies muß jedenfalls geschehn, während Oktavio, der es vor allen auf Buttler abgesehen hat, vertraulich mit diesem sich unterhält.*) Nachdem auch dieser unterschrieben, geht Terzky, um die übrigen dazu aufzufordern, was freilich nicht ausdrücklich angegeben ist. Oktavio, welcher seinen Max, den er den ganzen Abend über beobachtet hat, gedankenvoll da stehn sieht**), ist überzeugt, daß Terzky, der allein über dessen längeres Ausbleiben sich nicht gewundert, zu seinem Zwecke dessen Liebe zu Thekla begünstigt; sein Versuch, den Sohn hierüber zur Rede zu stellen, wird durch Isolanis Dazwischenkunft vereitelt, der gleichfalls merkt, daß es mit Max nicht richtig sei.***) Als

---

*) Hier ist eine weitere Unterhaltung mit Buttler, der auf Oktavios Anerbieten nicht einging, sondern sich zweimal stumm verbeugte, dann kalt sich entfernte, vor dem Drucke gestrichen worden.

**) Schon Hölscher hat S. 5 f. bemerkt, daß nach V. 41: „Doch, wie ich sehe, bist du noch nicht hier", das überlieferte Fragezeichen nicht richtig ist; es muß dafür Ausrufungszeichen stehn.

***) Der launige sprichwörtliche Ausdruck ins Gepäck fallen ist für den Kroatengeneral recht bezeichnend. — Kurz vorher findet sich in der berliner Theaterbearbeitung ein auf dessen gichtisches Zucken bei der Unterschrift deutender Zusatz. Isolani schiebt die Schuld auf die Jugendsünden und bemerkt, daß er vergebens

Terzky endlich auf dem auch von Maradas und Buttler unterschriebenen Blatte nur noch den Namen von Max vermißt, so bringt er es auch noch diesem, der auf seinen Ruf, ob alle unterschrieben, nicht geachtet hat. Oktavio, der vergebens dem Sohn das Geheimniß zu entlocken gesucht, will diesen eben veranlassen, mit ihm zu gehn. Max schaut, wie abwesend, in das ihm dargereichte Papier.*)

Siebenter Auftritt. Der ganz angetrunkene Illo verdirbt alles. In seinem seligen Taumel läßt er seinem Herzen Oktavio gegenüber zu sehr freien Lauf***); als er aber bemerkt, daß etwas nicht in der Ordnung ist, setzt er den Pokal, mit dem er gekommen, auf den Schenktisch. Kaum hat er vernommen, Max habe die Unterschrift auf morgen verschoben, so fordert er diesen mit Ungestüm dazu auf. Dessen Verschiebung auf morgen verleitet ihn auf die Wälschen zu schmähen***), ja in seinem

---

Stahlbäder dagegen gebraucht. — Die dreißig Namen beruhen auf der Ueberlieferung. Daß Tiefenbach nicht schreiben könne, hat Schiller zu seinem Zwecke angenommen, da er aus diesem sehr beliebten, im Dienste heraufgekommenen Generalfeldzeugmeister eine halbkomische Figur im Gegensatz zu dem ernsten, strebsamen Buttler machen wollte.

*) Isolanis Bezeichnung als steinerner Gast deutet kaum auf Mozarts Don Juan, dessen Text freilich Schiller bekannt war. Der Ausdruck war damals sprichwörtlich geworden, für einen, der in der Gesellschaft an nichts Antheil nimmt. Gast steht ähnlich in manchen Verbindungen, wie ein schöner, grober, schlimmer Gast. Buttlers Erwiderung, er möge den edlen Jüngling nicht so schmähen, ist im Drucke gestrichen.

**) Zu der Aeußerung: „Wer mir . . . der hat es mit mir zu thun", hat Boxberger eine ähnliche Odoardos in Lessings Emilia (IV, 7) verglichen, die doch schwerlich als Vorbild gelten kann.

***) Seine Ueberzeugung von ihrer Treulosigkeit hat sich vorher selbst in der liebkosenden Freundlichkeit gegen Oktavio verrathen. — Murr hebt S. 316 *hervor*, daß Wallenstein die Italiener besonders bevorzugt, weshalb er auch den

trunkenen Eifer läßt er sich hinreißen, der unnöthigen Klausel zu gedenken. Jetzt erst merkt Max, daß bei der Verschreibung etwas Bedenkliches sein müsse, und auch Tiefenbach, der Götz beistimmt, erinnert sich, daß man die Klausel weggelassen, worüber Buttler, Isolani und Terzky die Zweifelnden zu beruhigen suchen.*) Aber Max besteht, nachdem er die Verschreibung gelesen, entschieden auf dem Entschlusse, die Sache bis morgen zu verschieben. Illo, der in wilder Wuth ihn mit dem Degen zur Unterschrift zwingen will, wird entwaffnet. So ist der gespielte Betrug durch Illos Schuld entlarvt.

Fünfter Aufzug.

Oktavio versucht vergebens seinen Sohn von Wallensteins Verrath zu überzeugen, gibt ihm aber zu verstehn, daß er das Geheimniß seiner Liebe kenne. Max entsetzt sich, als er vernimmt, daß seinem Vater einstweilen der Oberbefehl an Wallensteins Statt übertragen worden, dessen Achtserklärung sich in seinen Händen befinde, nur einigermaßen beruhigt ihn dessen Versprechen, nicht einzuschreiten, bis er selbst von Wallensteins Verrath sich überzeugt habe. Die unmittelbar darauf gebrachte Nachricht von der Gefangennehmung des schwedischen Unterhändlers läßt Oktavio hoffen, bald die sichersten Beweise des Verraths in Händen zu haben. Max will sofort aus Wallen-

---

Piccolomini so sehr begünstigt und ihm seine Absichten verrathen habe. Vgl. W. T. II, 3, 30.

*) Die Bemerkung von Max, der Vorbehalt verstehe sich von selbst, doch begreife er nicht, warum man ihn, wenn er auf dem Blatte gestanden, weggelassen, nebst Terzkys Erwiderung, strich Schiller im Drucke.

steins eigenem Munde sich Gewißheit verschaffen; von seiner Unschuld überzeugt, flucht er der Staatskunst, welche hier so verderblich wirke. Oktavios Stellung Wallenstein gegenüber und sein Entschluß sind hiermit zu anschaulicher Klarheit gelangt, aber weder ein Abschluß noch ein Ruhepunkt der Handlung eingetreten, vielmehr entläßt uns der letzte Aufzug in der gespanntesten Erwartung des Ergebnisses der bevorstehenden Unterredung zwischen Wallenstein und Max.

Erster Auftritt. Oktavio, der eben vor Anbruch des Morgens vom Bankett zurückkehrt, verlangt seinen Sohn zu sprechen, der bald darauf erscheint. Der Uebergang zu Oktavios Enthüllung ist glücklich eingeleitet*), nur fällt es als unerklärliche Seltsamkeit auf, daß Max seinen Vater hier und im folgenden mit seinem Vornamen Oktavio nennt (wie Wallenstein und, zur Unterscheidung der beiden Piccolomini, auch andere thun), Oktavio diesen einmal (27) mit seinem Zunamen Piccolomini anredet.**) Oktavios Wort, man habe ihn zu einem Schelmstück verführen wollen***), entreißt ihm den entrüsteten Ausruf: „Oktavio!“; seiner weitern Bemerkung, er müsse ihm die Augen über das schwärzeste Komplott öffnen†), setzt er die

*) Daß Max keinen Argwohn gehegt, ist nur halb richtig; Illos scharfes Eindringen und die Hindeutung auf die unnöthige Klausel haben ihn aufmerksam gemacht.

**) Nach „Mein bester Sohn“ (12) folgt jetzt zunächst 17 Max, aber ursprünglich stand Max Piccolomini; 17 f., von denen 17 mit von schloß, wurden deshalb geändert, man ... uns vorgelegt statt heut ... herumging gesetzt.

***) Statt deiner Ehre (32) verbesserte Schiller vor dem Druck deinem Eid.

†) Mit dies Licht (46) weist er die Annahme zurück, es handle sich um bloße Vermuthungen. — Fliehn verbesserte Schiller statt hassen. Auch jetzt ist der Gegensatz geben nicht treffend.

Bitte entgegen, ihn mit seinen Verdächtigungen, die, wie er fürchte, böswillige Vermuthungen seien, zu verschonen. Oktavios Hindeutung auf die Liebe zu Thekla, deren Geheimniß er durchschaue, verfehlt ihres Zweckes nicht; im Gefühl seines Unrechts gegen den Vater blickt er verlegen zur Erde: als dieser aber Wallenstein den Plan der Ueberführung der Armee zum Feinde zuzuschreiben wagt, erklärt er dies für ein Pfaffenmärchen, für wirklichen Unsinn. Daß dieser dem Kaiser zum Trotz den Frieden dem Reiche geben und sich zum Lohne Böhmens Krone nehmen wolle, betrachtet er als einen Wallensteins und seines Vaters gleich unwürdigen Verdacht. Oktavio hat damit freilich die Wallenstein in einzelnen Augenblicken vorschwebende Absicht bezeichnet, die auch, mit Ausnahme des Strebens nach der Krone Böhmen, geschichtlich begründet ist: was er aber weiter von der Meuterei im Lager, von der Bedrohung des Kaisers in seiner eigenen Burg und dem Erkaufen der Obersten, der Festungen und der besten Regimenter sagt, ist nur eine falsche Verdächtigung von Seiten der Gegner. Im ausführlichen Bericht heißt es (S. 236), Wallenstein habe, um bei der Militia auch einen Anhang zu haben, seinem Schwager Terzka das Generalat der Kavallerie aufgetragen und ihm verschiedenemal verschiedene Regimenter untergeben (vgl. oben S. 216**); dann wird (S. 264) erwähnt, Schlieff sei am 19. Februar nach Schlesien geschickt worden, um dem Grafen Colloredo den Befehl, die in der Mark Brandenburg und in der Lausnitz stehenden Truppen nach Schlesien zu führen, und dem General Schaffgotsch die Ernennung zum Oberbefehlshaber von Schlesien zu überbringen. Bei Oktavios Kunde, Wallenstein habe ihm Glatz und Sagan versprochen, liegt die schon S. 260** angeführte Stelle des ausführlich

Berichtes zu Grunde. Daß auch der verbannte Wilhelm Kinsky ein Regiment erhalten, ist eine ungeschichtliche Annahme, obgleich dieser auch zur Zeit in Pilsen war. Der Dichter muß den Oktavio vieles Wallenstein zuschreiben lassen, was dessen Verrath unzweifelhaft machen würde, unbekümmert nicht allein um die geschichtliche Wahrheit, sondern auch um die Begründung im Stücke selbst. Als aber Oktavio Thekla für eine ausgeworfene Angel erklärt, muß Max aus vollem Herzen widersprechen; weiß er ja, daß sein Herz ihn angezogen und Wallenstein nichts davon ahnt. Freilich hat Oktavio das nicht ausdrücklich Wallenstein selbst zugeschrieben. In dem, was jetzt in Pilsen geschehen sei, im Betruge mit der Klausel sieht Max nichts als ein Werk Illos.*) Sogar Oktavios Mittheilung, Wallenstein habe ihm selbst seine Absicht vertraut, im Verein mit den Schweden den Kaiser zu zwingen, erschüttert diesen nicht; so etwas kann Wallenstein nur im Unmuth einmal geäußert haben. Gegenüber der Versicherung des Vaters, er selbst habe Briefe gesehen, worin die Schweden und Sachsen Wallenstein Hoffnung auf Hülfe gemacht, beruft er sich auf den ehrenhaften Charakter seines Vaters (es hätte dann sogleich zum Bruch kommen müssen)**), ohne der zunächst liegenden Auffassung zu gedenken, daß es nur Scheinverhandlungen gewesen, worauf er erst später in einer jetzt unterdrückten Stelle (V, 3) kam. Auch hier behauptet Oktavio Dinge,

---

*) Für Berlin strich Schiller die zehn Verse von „Was mit diesem Blatte" (139) an, und schrieb darauf Nein statt Doch.

**) „Du stündest nicht mehr lebend mir zur Seite", er hätte dich niedergestoßen, wenn du ihn, weil er darauf bestanden, einen Verräther genannt. Max nennt hier das Alleräußerste; das wirklich von seinem Vater befolgte Verhalten, kann er ihm nicht zutrauen.

die mit dem sonst im Stücke Berichteten nicht stimmen. Mit den Schweden hat Wallenstein, wie wir von ihm selbst hörten, zuletzt nicht unterhandelt, und sie wollen nichts mehr von ihm wissen (vgl. II, 5). So stellt also Oktavio, um den Sohn zu bestimmen, die Sache unrichtig dar, nimmt zur Unwahrheit und zwar ohne Noth, seine Zuflucht. Das von Oktavio nach seiner eigenen Aeußerung gegen Wallenstein beobachtete Verfahren betrachtet Max mit vollem Recht als unedel, da er den Freund betrogen habe.*) Auch daß Wallenstein seinen Sternen traue, steht insofern mit der Wirklichkeit in Widerspruch, als dieser noch immer die Zeit nicht für gekommen hält, die Sterne sich ihm erst am Anfange des folgenden Stückes günstig zeigen; aber es ist dies eine unwillkürliche falsche Auffassung.**) Da alles nichts hilft, beruft er sich auf den Willen des Kaisers, ja er läßt ihn selbst das Patent lesen, das Wallenstein ächtet und ihm selbst das Oberkommando überträgt. Allein Max glaubt Wallenstein in der Mitte seines Heeres gegen jeden Angriff gesichert, während der Vater sich auf Gottes Schutz der gerechten Sache und die Treue vieler bewährten Diener auch in der Armee beruft, die zum Theil schon gewarnt seien. Die besorgte Frage, er werde doch nicht auf bloßen Verdacht hin handeln, entreißt Oktavio

*) Nach dem Verse 184: „Nicht minder würdig deiner war Betrug", hat Schiller zwei Reden von Oktavio und Max gestrichen: „Gab ich ihm Grund an meiner Ehr' zu zweifeln? — | Daß ers nicht that, bewies dir sein Vertrauen." — Die Aeußerung 185 ff., es sei nicht möglich, immer wahr zu sein, erinnert an das Wort des Pylades in Goethes Iphigenie IV, 4, 124 ff.: „Das Leben lehrt uns u. s. w."

**) In den Worten, „er meint den goldnen Zirkel schon zu fassen", ist an den Reif der Krone (vgl. II, 3, 36), nicht mit Helbig an das mathematische Instrument zu denken. Zirkel brauchen so auch Wieland, Bürger u. a.

das Versprechen, erst dann einschreiten zu wollen, wenn Max selbst am begangenen Hochverrath nicht mehr zweifle. Auffallend scheint Oktavios Geständniß, die bisher öffentlich gethanen Schritte verstatteten auch eine milde Deutung, als ob der geheim angezettelte Hochverrath milder beurtheilt werden könnte, und als ob in diesem Falle die Aechtung gerechtfertigt wäre. Richtig wäre die Aeußerung, man wolle gegen Wallenstein noch nicht vorgehn, weil er vor dem letzten Schritte zurückschrecken könne, eine Hoffnung, zu welcher sein Schwanken berechtigte.*)

Zweiter und dritter Auftritt. Durch die eben gemeldete Gefangennehmung Sesinas**) glaubt Oktavio den unzweifelhaften Beweis von Wallensteins schon ins Werk gesetztem Verrath zu erhalten; er freut sich darüber, da er nichts mehr für den alten Freund fühlt. Auch die Nachricht, daß Altringer bei Gallas in Frauenberg ist (vgl. S. 144. 179.) und diese mit ihren über sechzig Fähnlein (Compagnien) zu ihm zu stoßen bereit sind***), kommt ihm sehr erwünscht.†) Max aber, empört über des Vaters Hinterlist, will sich von Wallenstein selbst Gewiß-

---

*) In acht weggefallenen Versen sprach Oktavio die Furcht aus, Wallenstein werde bald zum Aeußersten schreiten; auch gedachte er der von den Regimentern an Wallenstein gerichteten Botschaft, die Max übergeben sollte (vgl. oben S. 218), der Wendung des Rheingrafen nach dem Böhmerwald und der Ankunft eines Schweden, wonach Oktavio unmöglich so lange hätte zurückhalten können.

**) Nacher Wien, mundartlich, nach häufigem Gebrauch im ausführlichen Bericht.

***) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 260) vereinigte sich der Graf von Altringen mit Gallas und Maradas; sie „bringen vom Volke, so viel sie nur können, zu ihrem Willen", besetzen Budweis und Tabor.

†) Die vier Schlußverse von Auftritt II fielen besser aus. Kaum kann Oktavio sie sprechen in Anwesenheit des Kornets. Erst nach ihnen steht im Drucke die

heit verschaffen.*) Oktavios bitteres Wort, er möge nicht durch seine Unbedachtsamkeit das mühevolle Werk der Staatskunst vernichten, ruft seinen tief treffenden Weheruf über diese schleichende Staatskunst hervor, die nur darauf ausgehe, jenen wirklich schuldig zu finden.**) Von Wallenstein erwarte er die volle Wahrheit, nach welcher er bei der schmerzlichen Wahl zwischen Vater und Freund sich entscheiden müsse.***) Mit dieser qualvollen Ungewißheit von Max entläßt uns das hier abbrechende, nicht schließende Stück. Die fünf letzten Verse waren als Epilog gedacht. Vgl. S. 78*.

---

szenarische Bemerkung: „Kornet geht ab", die ursprünglich richtiger vor ihnen sich fand. Aber auch nach des Kornets Entfernung passen sie nicht; denn nach dieser muß sich Oktavio unmittelbar an Max wenden.

*) Hier ist eine Stelle von acht Versen ausgefallen, worin Max seinen Glauben an Wallensteins Unschuld trotz aller scheinbar gegen ihn zeugenden Beweise damit begründete, daß Terzky seine Befugniß überschritten, ja daß Wallenstein die Schweden getäuscht habe.

**) Schiller hat hier die vier weiter ausführenden Verse gestrichen: „Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt ihn eng | Und enger ein, so zwingt ihr ihn, ihr zwingt ihn, | Verzweifelnd sein Gefängniß anzuzünden, | Sich durch des Brandes Flammen Luft zu machen." Süvern bemerkt, bei den berliner Aufführungen sei V. 2 ganz falsch gesprochen worden; man müsse das erste zwingt und das zweite ihr accentuiren, was doch höchst unnatürlich wäre: der Ton muß beidemal auf zwingt fallen. Die Verse sind nicht nur entbehrlich, sie stören den raschen Lauf der Rede, die sofort zu dem überspringen muß, was auf dem Spiele steht. In den Worten „O! das kann nicht gut endigen", geht das auf die gegen Wallenstein aufgebotene Staatskunst. — Seine Sorge um Wallenstein läßt Max lebhaft zu der schlimmsten der beiden möglichen Entscheidungen überspringen; denn nur an die eine (Wallensteins Untergang) knüpft der Satz mit denn an. Der Vergleich mit dem Schiffe (45—48) erinnert an den ähnlichen am Schlusse von Goethes Tasso.

***) Das vom Reime geforderte erklären im vorletzten Verse trifft nicht genau zu; man erwartet eher entscheiden.

Wallensteins Tod.

Erster Aufzug.

Die schon in den Piccolomini (III, 1, 46 ff.) erwähnte Befragung der Sterne deutet endlich auf Glück. Dies nebst der unmittelbar darauf empfangenen Kunde von Sesinas Gefangennehmung treiben Wallenstein um so entschiedener zum Handeln, als gleichzeitig ein schwedischer Oberst angekommen ist; dennoch scheut er noch vor dem letzten Schritt zurück, da er dessen schwere Bedeutung fühlt. Obgleich jetzt der Schwede seine Forderungen sehr herabgespannt, kann er sich nicht sogleich entschließen; erst die grimmige Aufstachelung seiner Ehrsucht durch die Schwägerin drängt ihn zu dieser „Unthat“.

Erster Auftritt.*) Die Stellung der Planeten (ihr Aspekt) verkündet jetzt die günstige Stunde. Mars, der so lange ihm feindlich gewesen, ist von den günstigen Planeten Jupiter und Venus in die Mitte genommen, und kein Planet steht jenen

---

*) In der szenarischen Bemerkung heißt es, die sieben Planetenbilder seien „seltsam beleuchtet“. Früher lautete sie, jedes Planetenbild habe einen transparenten Stern von verschiedener Farbe über dem Haupte. Vgl. P. III, 4, 88 ff.

großen Lichtern (lumina) mehr feindlich (als Malefikus) entgegen.*) Vgl. 258.**) Ueber die frühere Fassung S. 85 ff.***)

Zweiter und dritter Auftritt. Die Nachricht von Sesinas Gefangennehmung erschreckt Wallenstein auf das äußerste, da er nun alles verrathen sieht, was insofern auffällt, als er ja eben zu handeln fest entschlossen war, wonach er hierin eher

---

*) Geviertschein, vom Abstande in einem Winkel von 90 Graden; den doppelten Abstand bezeichnet der Doppelschein, eigentlich Gegenschein. — In cadente domo, im letzten der zwölf Häuser, in welche der Himmel nach der Richtung des Durchschnitts des Meridians getheilt wird, deren erstes das Lebenshaus ist. Vgl. P. II, 6, 124. Ueber Jupiter, der als Wallensteins Geburtsstern (in oriente domo) gefaßt wird (nach Keplers Horoskop waren es Jupiter und Saturn), und Saturn das. 96 ff. Früher hob Seni hier noch in sechs Versen hervor, daß die günstigen Planete eben in einem Eckhaus stehen, also besonders mächtig wirken. Wallenstein wird darauf hingewiesen, daß Sonne und Mond eben im gesechsten Schein (einem Winkel von 60 Graden) sich befinden, was deshalb so bedeutend sei, weil Sol das Herz, Luna das Hirn des Himmels. Letzteres fand Schiller in einer von ihm im Briefe an Goethe vom 7. April 1797 erwähnten kabbalistischen Schrift.

**) Nach Fielitz (S. 34); der das Sternenorakel zum erstenmal verstanden haben will, legt Wallenstein es willkürlich nach seiner Leidenschaft aus; hätte er es richtig gedeutet, so würde er die Venus auf Max bezogen haben. Er behauptet gar, Seni lese etwas anderes in den Sternen, was er damit beweist, daß dieser später gegen das schwedische Bündniß sei. Als ob Wallenstein darin das schwedische Bündniß gelesen hätte, nicht vielmehr, daß die Zeit ihm günstig sei, wogegen auch Seni nicht den leisesten Zweifel erregen kann. Fielitz wird nicht einmal durch die in der vorigen Anmerkung erwähnten, später unterdrückten Verse in seiner falschen Behauptung beirrt: „Die Sterne rathen Wallenstein, sich von Max ins Privatleben führen zu lassen!“ Ein solches tragisches Mißverständniß der astrologischen Grammatik — was würde Schiller dazu gesagt haben? Und sollten wir denn hier wirklich an die Wahrheit der Astrologie glauben?

***) Die nöthige szenarische Bemerkung, daß Seni abgeht (oder die schwarze Tafel forträgt), stand in den Theaterhandschriften.

einen Wink des Schicksals erkennen sollte. Woher die Nachricht komme, davon ist ebensowenig wie von ihrer Gewähr die Rede. Nach P. II, 5 hat Wallenstein den Sesina selbst nicht gesprochen, Oxenstierna von diesem gar nichts mehr wissen wollen; auch in der Zwischenzeit kann Wallenstein ihn nicht gesehen und ihm Aufträge nach Regensburg gegeben haben, wie hier vorausgesetzt wird. Vgl. auch P. V, 2, 13 ff. und oben S. 192. Um die Gefährlichkeit dieser Gefangennehmung zu steigern, muß Wallenstein sich gegen seine sonstige kluge Zurückhaltung persönlich mit Sesina weit eingelassen haben. Terzky und Illo drängen ihm die Ueberzeugung auf*), daß jetzt sein Vertrauen bei Hofe für immer verloren sei. Aber trotz allem fällt ihm die Nothwendigkeit zum ersten Schritte schwer auf die Seele, da ihn doch eben der glückliche Aspekt zum schleunigen Handeln begeistert hatte. Erst allmählich, als er die Verschreibung der Generale vor sich sieht und sich erinnert, daß die Regimenter selbst den ersten Schritt zum Aufruhr gethan**), faßt er sich einigermaßen, und so will er denn jetzt den schwedischen Gesandten sprechen, dessen Ankunft mit Bezeichnung seines Namen Wrangel als vorher gemeldet angenommen wird.***) Illo, der Wallensteins Unentschlossenheit kennt, drängt, daß die Unterredung sofort erfolge, aber dieser fühlt sich noch immer vom Augenblick der Entscheidung so eigenthümlich überrascht, daß er einiger Zeit zur Fassung bedarf.

---

*) Ursprünglich stand hier die Stelle über Buttler, welche Schiller später nach IV, 4 versetzte. Vgl. oben S. 95.

**) Im Lager wollten die Regimenter ihre Vorstellungen dem Max Piccolomini übergeben. Vgl. S. 218. 276*.

***) In einer unterdrückten Stelle P. V, 1 (vgl. S. 276*) war schon des Eintreffens des „schwedischen Herrn“ gedacht.

Vierter Auftritt. Dieses Selbstgespräch nannte Goethe die Achse des Stückes; es sei von großer poetischer und theatralischer Wirkung, Wallenstein rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. „So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizte ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sei, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkür glaubte er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten; jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Pflicht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue; denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengerer Herr, als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor."

Die früher noch offene Freiheit des Handelns ist ihm jetzt genommen (1—20).*) Im zweiten Theil (21—41) hält er sich vor, wie er nicht mehr zurück könne, da man alles, auch das Gute, Unschuldige, als wohlerwogenes Glied seines für die Gegner feststehenden Planes deuten werde.**) Der dritte Abschnitt (42—53) spricht den Unmuth aus, daß er jetzt blind zu einer That genöthigt sei, deren Folgen niemand berechnen könne. Schließlich (54—80) muß er sich gestehn, wie gefährlich es sei, die Treue der Menschen gegen den angestammten Herrscher wankend zu machen*). Und als er nun im Begriff steht, den

*) V. 10: „In dem Gedanken bloß gefiel ich mir", ist späterer Zusatz.

**) *Der Doppelsinn des Lebens*, mein Leben, das man auf doppelte Weise auslegen kann. — *Der frommen Quelle reine That*, was ich aus guter Meinung gethan, da ich dem Reiche den Frieden geben wollte. — *Den guten Schein gespart*, den Schein gewahrt, daß ich es treu meine. — *Kühn war das Wort.* Der geschichtliche Wallenstein ließ sich oft zu den kühnsten Aeußerungen in der Aufwallung seines leicht erregten Selbstgefühls hinreißen. Vgl. P. V, 1, 261 ff. — Das *Theater* gab irrig *verstrickt* statt *umstrickt*.

***) In *die ruhig thronende* (54) schob Schiller noch des Verses wegen

zwölf Regimenter Schweden unter dem nur vier Tagemärsche entfernten Rheingrafen (vgl. oben S. 193), werden diesem zugesagt, der ihnen die Altstadt Prags*) einräumen, vor allem Eger öffnen soll. Wrangel kann nur eine sehr kurze Bedenkzeit bewilligen, ja er droht mit völligem Abbruch der seit zwei Jahren gepflogenen Unterhandlungen; habe er ja schon beim Anknüpfen derselben zum Abfalle fest entschlossen sein müssen. Beide treten hier als klar berechnende, die Bedeutung des Schrittes fühlende Parteien auf. Wallensteins Stolz muß schwer leiden. Tieck nennt diese Szene die Krone des Stücks; jede Andeutung und Erinnerung trete groß und mächtig in die Seele.

Sechster und siebenter Auftritt. Illo und Terzky, die nach Wrangels Entfernung eintreten, glauben die Sache abgemacht, aber der in Wrangels Reden hervorgetretene Uebermuth drückt Wallenstein, der jetzt von der Gnade eines fremden Herrschers leben soll;**) lebhaft stellt er sich den fluchwürdigen Frevel des Verrathes des eigenen Volkes vor. Gegen Illo, welcher mit Recht seinen Fall anders findet als den des Connetable von Frankreich Karl von Bourbon, der Karl V. gegen sein

lichen Bericht S. 211 Wallenstein früher 15,000 Mann, 10,000 zu Fuß, 5000 zu Roß, verlangt, wozu er selbst ebensoviel Mann aufzubringen versprach.

**) Am linken Ufer der Moldau liegen die Stadtviertel Kleinseite und Hradschin (Hradczin), am rechten die Altstadt und die hier übergangene Neustadt. — Das Fremdwort Conjunktion von der Vereinigung hält Schiller absichtlich aus den gleichzeitigen Quellen bei.

***) Die vor V. 5 stehende, auf die Wahl zwischen zwei Uebeln deutende Aeußerung: „Komm' über mich, was will! Das Schlimme thun, | Das Schlimme zu vermeiden, ist nicht gut", mit Terzkys „Bedenk'!" hat Schiller später gestrichen, obgleich V. 5 dadurch zu kurz kommt. Freilich wäre, da V. 4 einen Fuß zu viel hat, der Fehler leicht wegzuschaffen, wenn man mit ist das? den folgenden Vers anfinge.

Vaterland diente*), hebt er das Schmachvolle und Herzlose des Treubruches mit bitterer Schärfe hervor.

Was die Männer nicht vermögen, versucht in A. VII Wallensteins zur Zeit erscheinende Schwägerin, welche mit der ganzen Macht ihrer Beredsamkeit und mit schlauester Berechnung ihn zur Ausführung des ehrsüchtigen Planes treibt, worin sie den höchsten Aufschwung ihres Stammes sieht. Tieck erklärte seltsam diese in gewisser Weise an Lady Macbeth erinnernde, und doch so ganz eigenartige Gestalt für überflüssig. Sie kommt, ihren Schwager wegen des Bündnisses zu beglückwünschen, und als dieser entschieden ihre Entfernung verlangt**), beruft sie sich darauf, daß sie solchen Dingen nicht fremd sei; habe sie ja bei der Wahl des Pfalzgrafen Friedrich zum Könige von Böhmen den Ausschlag gegeben. Die Geschichte weiß nur, daß die Mutter des Grafen Terzky, als altbetagte Dame, daran besondern Antheil hatte. Nachdem sie von Terzky den Stand der Sache erkundet, Illo sie aufgefordert hat, ihre Kunst zu zeigen, wendet sie sich zu Wallenstein zurück: seiner Berufung auf Treue und Gewissen hält sie die Nothwendigkeit entgegen. Wie könne er jetzt zagen, wo es gelte das auszuführen, was er kühn ersonnen und dessen offen vorliegender Vorsatz ihm zu Wien schon so schwer angerechnet werde wie die Vollziehung der That, die man einst als sein unsterbliches Unternehmen preisen werde.***)

*) Statt des Dativs der Einheit Feinde führte das Theater die Mehrheit Feinden ein.

**) Ursprünglich stand V. 4 vor 3 und es folgten sechs andere, welche Wallensteins Furcht vor dieser „Zunge" und seine Unfähigkeit, mit Weibern zu verhandeln, aussprachen. Vielleicht wäre auch V. 3 besser weggeblieben.

***) Nach Süvern folgte auf V. 30 bei der berliner Vorstellung noch: „Hülfreiche Mächte, zeigt mir einen Freund | In dieser Angst der schwerbeladnen

Die Anmeldung von (Max) Piccolomini, dessen liebevollen Zuspruch die Gräfin fürchtet, weiß sie geschickt abzuweisen, da sie, in der Meinung, es handle sich um seine Liebe, sein gerade nicht dringendes Anliegen zu kennen erklärt. Wallenstein läßt sich dies gefallen, da es ihm unmöglich ist, in diesem Augenblick den vom reinsten Edelmuth erfüllten jungen Freund zu sprechen. Noch immer möchte er das Aeußerste vermeiden. Aber die Gräfin malt ihm grausam das unbedeutende Scheinleben aus, das seiner nach der Versöhnung mit dem Hofe warte.*) Unfähig, eine solche Unbedeutendheit zu ertragen und so gering zu enden**), fühlt er, daß er, um diesem zu entgehn, vor dem äußersten Frevel nicht zurückschrecken dürfe.***) So schlimm, meint die Gräfin, sei die Sache doch nicht; stelle er sich auf den Boden der Wirklichkeit, so sei es nur eine That der Nothwehr, es handle sich um das, wozu sich jedes lebende Wesen nothwendig getrieben fühle, um die Wahrung seines Daseins.†) Die Berufung auf die Dank-

---

Seele!" was an den Anfang von Karlos III, 5 erinnert. Dann müssen unten V. 78 ff. („Zeigt einen . . . zu gehn") gefehlt haben.

*) Uebernächtig, rasch (über Nacht) entstanden und verschwunden. — Mit gleichem Aufwand, mit gleicher Mühe.

) Ursprünglich folgten nach V. 77 Wallensteins heftig bewegte Worte an Terzky: „Führ' sie hinaus! | Laß mir den Piccolomini herein!" mit sechs Versen der Gräfin, deren fortgesetzte grausame Vorstellung der Nichtigkeit, in welche er versinken werde, endlich durchdringt. Durch die Veränderung kam V. 77 zu kurz. Aber vgl. S. 283). Wallenstein unterbrach die Gräfin nach den Worten: „Doch nichts mehr sein, gewesen sein".

***) Unter den hülfreichen Mächten, die er anruft, versteht er nicht die vom Himmel wirkenden Planeten, sondern die Macht des Schicksals, wie man die Himmelsmächte, den Himmel anruft. Vgl. „ihr Mächte des Himmels", „die himmlischen Mächte" in den Räubern (Erl. S. 249**) und Fiesko (Erl. 197*).

†) Nach 98 hat Schiller wieder 7 Verse gestrichen, in welchen die Gräfin ausführte, daß Wallensteins Unternehmen nicht so gar schrecklich sei.

barkeit, welche er dem Kaiser schulde*), weist sie durch die nur zu berechtigte Erinnerung zurück, wie schnöde ihn dieser schon einmal fallen gelassen, und habe er ihn später wieder berufen, so sei dies aus Noth geschehen, weil sein Riesengeist allein ihm Hülfe bringen gekonnt.**) Nicht weniger gegründet ist die Bemerkung, sie hätten seinen Charakter gekannt, nur ihre Schuld sei es, daß sie ihm die Macht in die Hand gegeben, die er nun seiner Natur gemäß brauchen müsse. Auch damals habe er Verbrechen begangen, wo der Kaiser sie gebilligt, weil sie ihm genützt; dieselbe Rücksichtslosigkeit, wie damals, solle er jetzt zu seinem eigenen Vortheil üben, vor einem gleichen Verbrechen nicht zurückschaudern. Den schon Wankenden überwindet sie vollends durch die Erregung seines Glaubens an die Wahrheit der Sternkunst, die ihm eben den günstigsten Ausgang verkünde.***) Als aber Illo forteilt, um Wrangel zu rufen, in diesem entscheidenden Augenblick ergreift den Helden die böse Ahnung, daß sein Entschluß ihn verderben werde. V. 202—213 spricht er für sich.†) Zu den

*) Schiller hatte selbst in seiner Geschichte des Krieges Wallenstein in der Weise seiner erbittertsten Gegner als „ein nie erlebtes Beispiel des Undankes gegen den Schöpfer seines Glücks" aufgefaßt. Vgl. S. 147 f. — Statt „Welchen Fürsten hat er geehrt wie mich?" stand früher das übertreibende: „Vielmals speisten wir | An seinem Tisch vertraulich mit einander, | Wir beiden, und es hielten mir | Die königlichen Söhne selbst das Becken | Zum Waschen dienend über meine Hände", worauf „Und so zu endigen!" als eigener Vers folgte.

**) In dieser und den folgenden Reden der Gräfin hatte Schiller für die Theaterbearbeitung eine Reihe von Versen gestrichen, um den langen Auftritt zu verkürzen.

***) Quadranten und Zirkel, zur Bestimmung des Aspekts. Vgl. I, 1, 17 und die szenarische Bemerkung I, 1. — Zu den sieben Herrschern vgl. P. III, 4, 81 ff.

†) Eine dies besagende szenarische Bemerkung sollte nicht fehlen. Wenn

Worten: „Es ist sein böser Geist und meiner“, ist zu denken, „der mich zu diesem Entschlusse treibt“, ein scharfer Gegensatz zu Illos „Nun gelobt sei Gott!“ Sein, des Kaisers, an welchem Wallensteins Verrath die Herrschsucht rächt, die ihn alles Recht freventlich niedertreten ließ. Wie er des Kaisers Herrschsucht rächt, so wird auch er, das Werkzeug von des Kaisers Herrschsucht und jetzt auch ihr Rächer, dem Rächerarm nicht entgehn.*) Doch in dem Gefühle, daß er nicht mehr zurück könne und niemand seinem Schicksal entgehe, beruhigt er sich. Jetzt endlich trotz allem entschlossen, ertheilt er weitere Befehle**); aber bedeutsam mahnt er die Gräfin, nicht zu frühe zu triumphiren, indem er an die Eifersucht des Schicksals (die Alten sprachen vom Neid der Götter) erinnert. Aber er selbst ist schrecklich geblendet, wenn er nichts Eiligeres zu thun hat als sich dem Oktavio zu vertrauen.

Zweiter Aufzug.

Wallenstein verräth dem Oktavio, den er schon am Ende des vorigen Aufzugs zu sich beschieden, seinen mit den Schweden

---

V. 9 („Es kann) eingerückt ist, so deutet dies auf kleine Pause, in welcher Wallenstein sich faßt.

*) Der Vergleich mit des Kadmus Saat der Drachenzähne deutet auf den gegenseitigen Mord der aus ihr Hervorgegangenen (Cadmeia seges). In der Hoffnung, die zur Unthat treibt, liegt schon die sie sühnende Rache.

**) Zu den Worten: „Die Boten will ich selber sprechen“, hat Boxberger aus Lessings Nathan IV, 8 verglichen: „Ich will sie doch aus Vorsicht selber sprechen.“ Mit ähnlichen angeblich vorschwebenden Stellen hat man neuerdings eine „Abhängigkeit“ Schillers von Lessing erweisen wollen, und ein solcher Unfug wird gepriesen! Wallenstein bestimmt hier nur näher seinen dem Illo gegebenen Auftrag und Schiller brauchte den ganz natürlichen Ausdruck nicht erst zu borgen.

geschlossenen Vertrag, ja er entsendet den Verräther, um für seine Sache zu wirken. Max sucht vergebens mit aller Gewalt der Liebe und des Edelmuthes Wallenstein vom Verrathe zurückzuhalten. Illo und Terzky warnen den durch Max tief erschütterten Wallenstein vor Oktavio, richten aber nichts aus, entlocken ihm nur den geheimnißvollen Grund seines Vertrauens. Im zweiten Theile des Aufzugs gewinnt Oktavio kurz vor seiner Abreise Isolani und Buttler, von denen der letztere als Wallensteins böser Dämon zurückbleiben will: aber vergebens sucht er den Sohn mitzuführen, der nicht ohne Abschied von der Geliebten scheiden will, doch entschlossen ist sein Regiment aus Pilsen zu führen. Schließlich nimmt er vom Vater, an dem trotz allem sein Herz hängt, tief bewegten Abschied.

Erster und zweiter Auftritt. An den im Einklang mit der Geschichte (vgl. S. 145 f.) dem Oktavio gegebenen Auftrag Wallensteins*) schließt sich die ergreifende Szene mit Max, der, nachdem er vergebens den als Musterbild alles Edelmuths und aller Größe verehrten Oberfeldherrn von dem Abfall zurückzuhalten gesucht, in stummer Verzweiflung scheidet.

Wallenstein wird durch die unendliche Liebe, die aus der tieferregten Jünglingsseele mit glühender Gewalt sich ergießt, noch mächtiger als durch das ideale Bild der reinen Größe, das dieser sich von ihm gebildet, wirklich erschüttert, doch die

---

*) Im ausführlichen Bericht S. 251 befiehlt er ihm, wenn die Zeit des Abfalls gekommen sei, Graf Aldringen „auf alle Wege beim Kopf zu nehmen, und die Spanier im Guten zu gewinnen oder sie mit offner Macht zu überfallen“. Nach S. 261 daselbst trug er ihm durch Terzka auf, „gleich mit Wallensteins eigenen Kutschen nach Linz sich zu verfügen und alles Volk zu seinen Diensten zusammenzuführen“.

unselige That ist geschehen, er kann den rührenden Mahnungen nur die Unmöglichkeit des Rücktrittes und die düster ernste Betrachtung entgegenstellen, daß, wer sich der Welt und ihren ehrsüchtigen Bestrebungen hingibt, den finstern irdischen Mächten verfallen sei. Die Frage, ob Wallenstein wirklich seine Verbindung mit den Schweden aufgegeben haben würde, wenn Max früher gekommen wäre, kann der Zuschauer hier kaum stellen, viel weniger entschieden bejahen. Höchst bemerkenswerth ist aber, was Fielitz übersieht, daß Max sich der Empörung nicht entschieden widersetzt, sondern dieser sich anschließen würde, nur vor der Verbindung mit den Feinden als einem Landesverrath entsetzt er sich.

Zunächst mahnt ihn Wallenstein, der Nothwendigkeit mit beherzter Fassung zu gehorchen.*) Aber Max kann diese Nothwendigkeit nicht anerkennen, nach seinem eigenen Gefühl muß er entscheiden, das diesmal vor dem von Wallenstein eingeschlagenen Wege zurückbebt. Als dieser die Entscheidung zwischen ihm und dem Kaiser ihm als nothwendig vorhält**), möchte Max ihn durch die noch scheu sich zurückhaltende Bemerkung, der Krieg, den er erheben wolle, sei kein guter, von seinem Vorhaben abhalten, doch kann er selbst, trotz der möglichsten Milde des Ausdrucks nicht begreifen, wie er es wage, zu ihm, an dem seine Seele verehrungsvoll gehangen, in solcher Weise zu reden.***) Nein, es ist unmöglich, der so reine, große Held,

---

*) (14) Das Herz, das Gefühl, das nur das Rechte wünscht, wie unten 34 („zwischen dir und meinem Herzen"), 37 („mit ungetheiltem Herzen").

**) Nach 40 stand früher noch: „Eins muß verlassen werden für das andre."

***) 56 bittet er Wallenstein, ihm nicht den Blick zuzuwenden, dessen Macht er diesmal fürchtet. Statt zu mir führte schon das Theater das hier offen-

wie er in seiner Seele lebt, kann nimmermehr seiner unwürdig handeln und so ihm den Glauben an alle wahre Größe vernichten.*) Da aber Wallenstein sich auf die Nothwendigkeit dieses Schrittes beruft, der ihm freilich den Tadel der Welt zuziehen werde, auch ihm selbst schwer falle**), will Max ihm gestatten, sich mit Gewalt in seinem Posten zu erhalten, wenn es nicht anders sei, nur den Verrath des Vaterlandes an die Fremden verabscheut er als das ärgste Verbrechen. Wallenstein, bitter getroffen durch die scharfe Verurtheilung seines Handelns aus dem Munde seines Lieblings, weiß sich nur mit der Hindeutung auf das leichtfertige Urtheil der mit dem Leben unbekannten Jugend gegen diesen Vorwurf zu wehren. Man müsse das Handeln nach dem Leben, nach dem Wesen der Dinge, die ihr Maß in sich, nicht in dem von außen daran gelegten Maßstab hätten, beurtheilen, die Ideen, Vorstellungen, wie von

bar falsche von mir ein. Aehnlich sagte Amalia früher in den Räubern: „Ich beschwöre Sie, wenden Sie diese Blicke von mir.“ — 45 gab das Theater ist er statt er ist; dann müßte aber auch ist er statt ist ein stehn.

*) Nach 63 standen ursprünglich noch die etwas matten Verse: „Es hat die gutgeschaffene Natur | Des Willens schwere Schuld noch nicht getheilt.“ — 71. Das glückliche Gefühl, das Gefühl, das immer das Rechte trifft.

) Hier hat Schiller eine längere Stelle gestrichen. Max wollte Wallensteins: „Nichts anders bleibt mir übrig, nur als Ausflucht solcher gelten lassen, die ein frevles Spiel mit ihrer Ehre treiben, und hielt ihm vor, mit dieser That, die sein ganzes Leben schände, könne er nichts Gutes thun, wogegen Wallenstein, seine Hand ergreifend, die Hoffnung aussprach, daß sie, wenn er sein Ziel erreicht, das er nicht undeutlich als eine Königskrone bezeichnet, noch viel Treffliches vereint ausführen würden; wer Großes erreichen wolle, könne sich nicht rein erhalten. Vgl. S. 275*. Auch der Erwiderung von Max gingen noch sechs Verse voraus, worin dieser zugab, daß sich das „gewaltig strebende Gemüth“ ein Uebermaß erlauben dürfe, daß einem Wallenstein mehr als andern gestattet sei. Jetzt tritt das „Seis denn!“ (84) etwas unvermittelt ein.

Bös und Gut, wohnten leicht (ruhig, ohne sich zu stören) im Gehirne, welches weit genug sei, daß sie nicht aufeinander stießen, aber im Leben drängten sich die Vortheile der verschiedenen Parteien so gegeneinander, stritten so miteinander, daß man zugreifen müsse, nicht ängstlich sinnen dürfe. Nur wer keine irdischen Wünsche hegt, kann sich rein erhalten, das unreine Element, in welchem er lebt, vermag ihm so wenig anzuhaben, wie das Feuer dem Salamander; wer aber irdischen Begierden nicht entsagen kann, wer sich mit der Welt einlassen muß, der ist dadurch dem bösen Elemente, den wild ihn hinreißenden Begierden, verfallen.*) Nur allgemeine Güter, die Vorzüge der menschlichen Natur, werden uns vom Himmel zu Theil; wer aber nach besondern Lebensgütern, nach Reichthum, Macht und Ansehen, strebt, der muß sich mit dem unreinen Elemente einlassen, was hier bildlich durch das Hingeben der Seele an die bösen in der Luft herrschenden, durch die Lust nach Schätzen verlockenden Dämonen bezeichnet wird.**) Vergebens erbietet sich Max, selbst nach Wien zu gehn, um die Aussöhnung mit dem Kaiser zu bewirken***); Wallensteins Entgegnung, es sei zu spät, versteht

) Man vergleiche hierzu die Stelle in Goethes Iphigenie IV, 4 von den Worten Iphigeniens an (V. 121): „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz.“ Vgl. oben S. 275. 291*.

**) Unterm Tage, wie Paulus spricht von den „bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12). Vgl. Goethes Faust II, 5480. Die Luftgeister verleiten zum Bösen, zum Erringen irdischer Güter, die sie gewähren. Unterm Tage kann nicht „unterhalb des Tageslichtes“, d. h. in der Finsterniß, heißen, so wenig wie bei Paulus ἐπουράνιος. — Sehr hart ist der Vers von Max: „Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister!“ Leichter wäre nimmer (oder nie dir) Wort, sind. — Zu den Lügengeistern vgl. Wagners Wort im Faust I, 788.

***) In der Theaterbearbeitung stand nach den Worten von Max: „Thu's

er nicht in ihrer ganzen Schwere, er meint, der Verrath sei noch nicht erfolgt, er könne wenigstens noch abtreten, und in Zukunft, vereint mit ihm, endlich einmal glücklich sich selbst leben — eine schöne Aussicht, die Wallensteins Herz um so tiefer schmerzen muß.*) Als dieser ihm mittheilt, die Befehle zur Verbindung mit den Schweden seien schon ergangen (den Namen der Schweden wagt er nicht zu nennen), verstummt er in namenlosem Schmerz. Wallenstein bittet ihn von neuem sich in das Unvermeidliche zu fügen, und da Max, der kein Wort zu erwidern vermag, den schmerzlichen Kampf seiner Seele verräth**), erinnert er ihn an den hohen Ruhm, den ihm diese That bei der fernsten Nachwelt bringen werde, daß er in der dringendsten Noth sich wahrhaft groß bewährt habe, wie Julius Cäsar, dessen Name noch jetzt die Kaiserwürde bezeichne, obgleich er es gewagt, die ihm zu Roms Schutz übertragenen Legionen gegen Rom selbst zu führen.***) Aber auch dieser Hinweis auf

---

mit Unschuld auch", die szenarische Bemerkung: „zärtlich ihn bei der Hand ergreifend", wie nach Wallensteins „Es ist zu spät" sich findet: „Er steht auf."

*) In den Theaterbearbeitungen fehlt die ganze Rede Wallensteins: „Schnell fertig ist die Jugend", nebst den vier ersten Versen der Erwiderung von Max, nur heißt es nach den Worten von Max „Schwarz wie die Hölle!" weiter: „(Wallenstein macht eine schnelle Bewegung.) Sieh, du kannst's | Nicht nennen hören, und du willst es thun?" woran sich dann schließt: „O kehre um zu deiner Pflicht."

**) Die Theaterbearbeitungen haben vor „Ergib dich drein" die szenarische Bemerkung: „Max schrickt zusammen, und steht im Ausdruck des höchsten Schmerzes." Nach „wie wir müssen" folgt dort noch: „Ich kann in meine Schmach, in mein Verderben | Nicht willigen. Du — kannst nicht von mir lassen!"

***) Ursprünglich stand: „Als jener Cäsar that am Rubikon, | Da er die Legionen, welche Rom | Ihm übergeben, führte wider Rom?" — Bei „Gab mir sein Glück" schwebt wohl Cäsars Wort an den ihn fahrenden Schiffer vor: „Du fährst Cäsar und zugleich Cäsars Glück" (Plut. Caes. 38).

unsterblichen Ruhm im Gegensatz zu der auf dem Verräther ruhenden Schmach kann den reinen Sinn von Max nicht irren; unfähig, auch nur den Schmerz der jetzt nothwendigen Trennung auszudrücken, eilt er verzweifelnd davon.

Dritter Auftritt. Das feste, für Wallenstein so verhängnißvolle Vertrauen auf Oktavio*) suchen Terzky und Illo vergebens in ihm zu erschüttern, ihr Verdacht gegen diesen erklärt er nur für Neid.**) Vorab ergibt sich aus Wallensteins Frage nach Wrangel, Max habe ihn wirklich wankend gemacht, wovon er aber nichts verräth, da er hört, dieser sei bereits weg. Daß er aber, wenn Wrangel noch nicht fort gewesen, sein Wort zurückgenommen haben würde, ist ganz unglaublich: es ist eben nur eine Wallung seiner durch Max erschütterten Seele. Gegen Illos Vorwurf***), er sei mit sehenden Augen blind, beruft er sich auf das Pfand seiner Treue, das er vom Schicksal selbst habe.†)

---

*) Hier heißt es, Oktavio übernehme die spanischen und wälschen (italienischen) Regimenter, während im ersten Auftritt (vgl. S. 289) nur von den spanischen die Rede ist. Nach dem ausführlichen Bericht S. 251 sollte er die Päffe gegen Salzburg besetzen, damit keine Hülfe aus Italien komme. Zwischen den Reden von Terzky und Illo 13 f. sprach früher Wallenstein noch: „Nun, warum soll es nicht geschehn?" — Ueber die Bemerkung, er gebe Piccolomini als einem Wälschen den Vorzug, vgl. S. 270***.

**) Nach „Fort ist er" (2) fragt Terzky im berliner Regisseurbuche weiter: „Wie stehts | Mit Piccolomini?" Wallenstein erwidert sonderbar statt „So eilig (oder schleunig)?": „Es wird sich geben. — | Fort, sagst du? Diesem Wrangel thuts sehr eilig."

***) Die Theaterbearbeitung gibt Illo auch Terzkys beide vorhergehende Reden.

†) Bei Wallensteins Aeußerung (50): „Lügt er, dann ist die ganze Sternkunst Lüge", liegt der Gedanke zu Grunde, daß, wenn irgend eine Vorhersagung der Glauben verdiene, die über Oktavio ihres wunderbaren Zusammen=

Die früher nur angedeutete geheimnißvolle Geschichte, eine der glücklichsten Erfindungen Schillers*), fühlt er sich gedrungen, in diesem bedeutenden Augenblicke nicht bloß den Freunden, sondern auch sich selbst lebhaft vorzuhalten. Hierbei geht er von dem Satze aus, der auf seiner Anschauung von einem geheimnißvollen Zusammenhange des Menschen mit der ihn umgebenden Natur beruht, es gebe Augenblicke, wo der höhere, die Welt lenkende Geist uns die Zukunft enthülle, wenn wir mit ahnungsvollem Sinne ihn befragen. Einen Zufall erkennt er nicht an**); ein geheimnißvolles Walten herrscht in der ganzen Natur, die ihm nach der kabbalistischen Lehre ein Makrokosmus ist, dem in der Brust des Menschen ein Mikrokosmus entspricht. Wie alles, was aus den geheimnißvollen Tiefen des Weltalls aufsteigt, mit Nothwendigkeit sich ergibt, so wirkt auch in der Seele des Menschen nur das, was in ihrem tiefsten Keime lebt; der Mensch kann nichts thun, was diesem innern Wesen widerstrebt. Diese zunächst in Bezug auf Oktavio geäußerte Ueberzeugung beruhigt ihn auch über sich selbst in seiner jetzigen wehmüthigen Stimmung, die sich bei dem sonst so heftigen Manne in der ruhigen, ernst gemessenen, offen sich ergehenden Weise

---

treffens wegen ihn verdiene. Nach dem Verse findet sich im berliner Regisseurbuche noch: „Denn alle Zeichen geben für ihn Zeugniß.“

) Banniers verfolgenden Dragonern (96). Johann Banér, auch Banner, Bannier genannt, nahm nicht selbst an der Schlacht von Lützen Theil; er lag damals verwundet in Magdeburg. — Von Wallensteins Vetter (97) wissen wir nichts; nur der von ihm als Erbe eingesetzte Vetter Max überlebte ihn. Vgl. S. 201. — Früher fehlten V. 60 („Die Feuer“) bis 63.

**) Man hat hier die ähnliche Aeußerung der Orsina in Lessings Emilia IV, 3 als Schillers Vorbild betrachten wollen. Einen bloßen Zufall leugnet auch Posa im Karlos III, 9.

verräth, wie er Illo und Terzky entgegentritt, durch deren, noch immer geäußerten Zweifel er zu den letzten Aeußerungen veranlaßt wird.

Vierter bis sechster Auftritt. Was Illo und Terzky gefürchtet, sehen wir in dem hier beginnenden zweiten Theile des Aufzugs fast unter Wallensteins Augen ins Werk gesetzt.*) Oktavio, der schon andere Obersten auf seine Seite gebracht hat, gewinnt zuletzt auch die beiden für ihn bedeutendsten, deren Wichtigkeit schon gleich am Anfange der Piccolomini (I, 2) hervorgehoben war. Obgleich er seiner Sache gewiß ist, hat er im Hinterhofe seiner Wohnung, wo er beide eben vor seiner Abreise empfängt, einem Kommando Soldaten von einem kaiserfreundlichen deutschen Regimente**) die Wache übergeben.

Isolani, den bloß die seinem Vortheil entsprechende große Freigebigkeit Wallensteins an diesen gefesselt hat und den allein sein Eigennutz bestimmt, was sehr glücklich dargestellt wird, fällt gleich ab, als er dessen Ungnade erfährt***), und möchte sich nun beim Oberbefehlshaber ins beste Licht setzen. Dagegen wird, im scharfen Gegensatz zu Isolani, Buttler A. VI von grimmer Rache gegen Wallenstein erfüllt, als er den Brief vor sich sieht, der ihm verräth, welch ein Spiel Wallenstein mit seiner Ehre getrieben. So fest Buttler an diesem gehalten, auch als er

*) Den vierten Auftritt fügte Schiller später ein; er fehlt in den Handschriften.

**) Diese Tiefenbacher bilden im Lager den stärksten Gegensatz zu den holkischen Jägern.

***) Wir hören von Isolani auch, daß alle Deutschen sich für den Kaiser erklärt haben. Die Treue der Deutschen hatte Schiller auch im Fiesko gefeiert. — V, 19. Erst Körners Gesammtausgabe führte den schlimmen Druckfehler Freut mich (statt Euch)? ein.

vom schon vollzogenen Verrathe an die Schweden und von der Achtserklärung hörte, da Rache gegen den Hof seine ganze Seele schwellte, so gewaltig lodert der nach Sühne dürstende Haß auf, als er erkennt, daß gerade von Wallenstein diese Entehrung ausgegangen.*) Seine übermäßige Empfindung der hohen Gnade, die vom Kaiser dem Reumüthigen zu Theil wird, scheint hier weniger angemessen; das Gefühl der an Wallenstein zu nehmenden Rache müßte sich ganz unmittelbar nach Oktavios Eröffnung aussprechen.**) Daß Oktavio Buttlers deutliche Drohung wider Wallenstein überhört, der nicht leben solle, dessen guter Engel er nicht sein werde (122. 135), dürfte nicht ohne Anstoß sein; denn daß diese Bedrohung von Wallensteins Leben Oktavio angenehm sei, kann man doch wohl nicht annehmen, wenn auch Buttler ihm V, 11 sagen darf, er habe den Pfeil geschärft. Ein glücklicher Zug ist es, daß der eigensüchtige Isolani seine Diensttreue, wodurch er sich wieder völlig in der Achtung des neuen Oberfeldherrn herstellen möchte, durch eine besorgte Warnung bewährt (136), aber eine wirkliche Gefahr

*) Ueber das Unwahrscheinliche dieser Erfindung vgl. oben S. 195. Man kann nicht einmal annehmen, Oktavio habe Wallenstein zu dieser Niederträchtigkeit verleitet; denn dies wäre durchaus gegen dessen nicht unedlen Charakter. — Im berliner Regisseurbuche fehlen hier die sieben Verse von „Ja! Generallieutenant" (60) an, und die sechs mit „Versagen konnte mans" (68) beginnenden sind verändert.

**) Auffallend ist, daß Oktavio sagt, der Kaiser mache die Kränkung gut, indem er ihm das von Wallenstein geschenkte Regiment belasse; man erwartete, daß er wirklich den Grafentitel erhielte, wodurch auch ein glücklicher Uebergang gewonnen würde, wenn er diesen Titel als etwas für ihn Werthloses bezeichnete und sich ganz dem Gefühl der Rache überließe. Die große Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und die Unterthänigkeit stimmen nicht zu seinem Charakter.

hat dieser kaum zu besorgen, da selbst Illo und Terzky es nicht wagen, dem von Wallenstein als besten Freund angesehenen Oktavio etwas zu Leide zu thun.

Siebenter Auftritt. Bedeutsam wirkt der Abschied von Vater und Sohn. Max hat in Wallenstein den Leitstern seines Lebens verloren; seinem Vater muß er Schuld geben, daß er den Freund durch seine Hinterlist gerade zum Verrathe getrieben, statt ihn treu zu berichten, ja er sieht zu seinem Unwillen ihn durch seinen Sturz steigen.*) Halb willenlos folgt er dem Befehle Oktavios, der ihn noch vor seiner Abreise zu sehn verlangt hat. Max nimmt an dem Vater, dessen hinterlistiges Betragen ihm verhaßt ist, keinen Antheil mehr, ja in der Zerrüttung seiner Seele muß er fürchten, dieser habe die Sache absichtlich so weit getrieben. Nur eine Seele ist ihm geblieben, der er vertrauen kann. Vergebens ist Oktavios Zuspruch, ihm sogleich zu folgen, sich die Qual der Trennung zu ersparen; auch der Befehl, zuerst im Namen des Vaters, dann in dem des Kaisers verfängt bei ihm nicht. Die Geliebte muß seinen Schmerz sehn, sie muß ihm noch den einzigen Trost seines Lebens reichen.**) Auch des Vaters Furcht, er werde sich nicht von ihr loszureißen vermögen, kann ihn nicht bestimmen. Selbst als die väterliche Liebe und Oktavios Treue zu dem angestammten Herrn in so gewaltig erschütternder Weise hervortreten, bleibt er ungerührt, er bedauert nur, daß der Vater nicht besser von ihm denke, daß er ihn des Verrathes fähig halte: dieser sein

---

*) 20 hat die Theaterbearbeitung kalten Vorsatz so weit statt Vorbedacht bis dahin und darauf den Vers: „Ihn lieber schuldig als gerettet sehn?"

**) Der Schmerz des Todes ist der tödtliche Schmerz über die ewige *Trennung* von der Geliebten.

Unglaube an die edle Menschheit habe gerade alles Unglück angerichtet; mit reinem Glauben würde er Wallenstein zurückgehalten haben. Oktavios Zweifel, die Verehrung Wallensteins werde am Ende doch über seine Treue siegen, kann er damit zurückweisen, daß ja auch die Liebe zum Vater sein reines Gefühl nicht getrübt habe, das seine Hinterlist verdamme. Endlich tritt Oktavios Furcht, der Herzog werde ihn nicht ziehen lassen, in dem ahnungsvollen Ausruf hervor, er werde ihn nicht mehr wiedersehn: doch ohne Schutz soll er nicht bleiben, außer seinen Pappenheimern läßt er ihm drei treue Regimenter zurück. Da Max feierlichst verspricht, in Pilsen zu sterben oder die Regimenter herauszuführen, muß Oktavio als Vertreter des Kaisers sich zufrieden geben; aber auch als Vater soll er von dem Sohne scheiden, dessen Liebe doch zuletzt bei Oktavios tiefbewegter Frage, ob er denn keinen Sohn mehr habe, unwillkürlich hervorbricht. Erst an dieser Stelle könnte das Drama von den Piccolomini enden, wie es auch ursprünglich der Fall war; freilich tritt auch hier kein eigentlicher Ruhepunkt der Handlung ein.

Dritter Aufzug.

In der am nächsten Vormittag spielenden Familienszene erhält Wallensteins Ehrsucht, die rücksichtslos das Glück der Seinigen zu Grunde richtet, ihren schärfsten Ausdruck, eben vor der Enthüllung von Oktavios Verrath. Gerade der ungeheure Schmerz über die schnöde Treulosigkeit des Freundes, dem er wie sich selbst vertraut hat, läßt uns den Pulsschlag seiner edlen Natur fühlen. Unmittelbar auf einander erfährt er sodann, daß außer Isolani und Deodati fünf andere Obersten

von ihm abgefallen sind, die noch anwesenden Truppen auf etwas Besonderes sinnen, die Tiefenbacher nur Oktavios Befehlen gehorchen wollen, der Führer dieses Regiments alles mit Questenberg verabredet hat; endlich kommt die Schreckenskunde vom Abfalle Prags und aller in Böhmen und Mähren stehenden Regimenter, dann die der Aechtung, welche ihn selbst und seine Treuesten getroffen. Eben in dieser Noth tritt Wallenstein in seiner ganzen Größe hervor, er fühlt sich stark genug gegen eine halbe Welt. Aber alle Klugheit und Geisteskraft, die er Max und den Pappenheimern gegenüber zeigt, scheitern an der sittlichen Macht der Treue und an dem ihn verfolgenden Mißgeschick; noch vor Abend muß er Pilsen verlassen, um sich am Morgen in Eger mit den Schweden zu verbinden.

Erster und zweiter Auftritt. Die Gräfin Terzky, die Thekla Wallensteins Abfall mittheilt, fordert sie auf, Max und durch ihn Oktavio bei ihrem Vater festzuhalten, da ihr Vorgang entscheidend sein werde. Diese aber, deren düstere Ahnung sich schon P. III, 9 ergreifend ausgesprochen hat, erkennt in des Vaters Verrath den Untergang ihres Hauses: ihre innige Liebe zur Mutter läßt sie vor allem für diese fürchten; daß ihr Geliebter seine Treue dem Kaiser nicht brechen könne, ist ihrer reinen, edlen Seele unzweifelhaft. Wenn Thekla hier von einem bangen Vorgefühl spricht, das sie gleich bei ihrer Ankunft in Pilsen ergriffen, so stimmt dies freilich nicht zur Heiterkeit, worin sie P. II, 3. III, 4 erscheint, aber eine solche Selbsttäuschung ist natürlich. Die Ahnung, daß man es nicht gut mit ihr meine, erfaßte sie erst, als die Gräfin Terzky sich in ihre Liebe mischte.*)

*) Nach den szenarischen Bemerkungen der Theaterbearbeitungen sitzt Thekla

Dritter Auftritt. Die von innerer Unruhe und Verzweiflung aus ihrem Zimmer getriebene Herzogin spricht, ohne sich durch der Tochter Anwesenheit zurückhalten zu lassen, das Unglück ihrer Verbindung mit Wallenstein seit seiner Absetzung zu Regensburg aus*), die einen ganz fremden, finstern Geist in ihm erregt und ihn zur Sternkunst verlockt habe. Vgl. S. 132. Thekla ist so unglücklich über des Vaters Abfall, der ihre Mutter, sie und den Geliebten ins Unglück stürzt, daß sie sich seiner angekündigten Gegenwart entziehen möchte, doch halten die Mutter, die ihre Absicht bemerkt hat, und die Tante sie zurück.**)

Vierter Auftritt. Wallenstein, der im Saale der Herzogin im Gespräch mit Illo erscheint, wartet auf die Nachricht von der in Prag erfolgten Huldigung, wo er durch einen Boten

---

an einem Tische, die Gräfin, sie beobachtend, auf der entgegengesetzten Seite, nach V. 4 steht letztere auf und tritt Thekla näher. — 55. Dem Schicksal schreibt Thekla eine kalte Schreckenshand zu. Vgl. IV, 12, 23 ff. — 56. Schaudernd, im Sinne von Schauder erregend, wie III, 4, 26, Kabale und Liebe III, 5. Gewöhnlich steht so schauderhaft, schauderlich, schauerlich, seltener schaudern. — 59. Die Unglückssterne sind nicht astrologisch, sondern bildlich vom Unglück zu fassen. Ursprünglich stand „daß über meinem Glück die Todesgötter stünden.“ Vgl. S. 213. — V. 65 lautete früher: „Gut werden! Was kann hier gut werden? | Wir sind getrennt, getrennt auf immerdar.“

*) Nach 14 gedachte sie früher in ein paar Versen noch des Unglücks, daß Thekla nun in der Kaiserin eine gütige Pathe verloren habe.

**) (62) „Es ist mir unerträglich ihn zu sehn“ stand ursprünglich nach den Worten (60): „Ich kann ihn jetzt nicht sehn“, so daß beide Weigerungen nur durch ein Wort der Gräfin („Wie? Bedenkt!“) getrennt waren, was den Vorzug zu verdienen scheint. Thekla will die Mutter in ihrer Unterhaltung mit der Gräfin nicht stören, sich still entfernen, nur durch letztere sich entschuldigen lassen.

welcher sich auch Julius Cäsar rühmte. Als er sich endlich nach der Sache, um die es sich handelt, erkundigt*), fragt der im Namen des Regiments sprechende Gefreite, ob der General wirklich, was der kaiserliche Brief ihm Schuld gebe, ein Feind und Landesverräther sei, was sie nicht glauben könnten; sollte seine Absicht nur darauf gehn, sich nicht vom Oberbefehl entfernen zu lassen, so würden sie ihm beistehn, selbst wenn alle andern Regimenter sich von ihm abwenden wollten.**) Ganz ähnlich hatte Max sich zuletzt gegen ihn erklärt. Der Gefreite schließt

---

Aufsehen, besonders durch ihre Aeußerungen über die lebenden Schriftsteller, erregt hatten. — Wenn Wallenstein Köln als Geburtsort nennt, so brachte den Dichter darauf vielleicht der Umstand, daß Graff, der den Wallenstein gab, in Köln zuerst die Bühne betreten hatte, vielleicht auch für einen Kölner galt. Vgl. S. 98 f. — Die Hessen schlossen sich zuerst an Gustav Adolf an. — Der Altenberg ist die alte Veste von Nürnberg, wo Wallenstein die Schweden zurückschlug. — Der schwedische Oberst Dubald wurde bei Steinau eingeschlossen. Hier wird er bei Nürnberg gefangen genommen. „General Dubaldt" kommt auch im ausführlichen Bericht S. 292 vor, ein „Oberst Dubadel" bei Murr S. 61. — Nürenberg ist unstatthafte Dehnung. — Daß der Bruder zu Olmütz steht, ist insofern bedeutsam, als die dortigen Soldaten sich bereits für den Kaiser erklärt haben, also die Brüder, wenn die Kürassiere sich zu Wallenstein hielten, auf verschiedenen Seiten ständen. — Nach 13 fanden sich früher noch vier Verse zwischen dem Gefreiten und Wallenstein. Auf die Frage, weshalb nicht ihr Obrist für sie das Wort führe, erwiderte ersterer, sie wollten erst wissen, wem sie dienten, was kaum recht passend war. Das Auffallende wird besser übergangen als ungeschickt begründet.

*) Daß Wallenstein, als der Gefreite die Sache vorbringen will, noch einen dritten Kürassier anspricht, verräth um so mehr, daß er sich bei den Abgesandten beliebt machen will, als es „wider Brauch und Ordnung im Dienst" ist.

**) Als die pilsener Regimenter, welche dies gethan, werden Tiefenbach und Toscana genannt. Oktavio hatte aber nach II, 7, 78 auch noch das Regiment Lothringen zurückgelassen.

Vierzehnter bis sechzehnter Auftritt. Wallenstein sucht das ihm ergebenste Regiment, die Pappenheimer, die ihn selbst trotz des kaiserlichen Briefes um seine Absicht fragen lassen, durch Freundlichkeit und Klugheit zu gewinnen, aber Buttler stört mit feindseliger Absicht die Unterhandlung durch eine Nachricht, welche beweist, daß Wallenstein des Kaisers Namen nicht mehr achtet. Daß die Pappenheimer etwas voraus haben und von Wallenstein besonders geliebt werden, hörten wir schon im Lager A. XI, 18 ff. Durch Vermittlung von Terzkys Adjutanten Neumann *) gelangt der Wunsch derselben an Wallenstein, der sich von dieser Sendung einen guten Erfolg verspricht.**)

Mit besonderer Freundlichkeit redet dieser mehrere abgeordnete Kürassiere persönlich an, wobei er beweist, wie gut er sich der Namen und aller besondern Thaten erinnert, was er selbst absichtlich hervorhebt.***) Es ist dieselbe Gedächtnißstärke,

---

*) Als Adjutant wird er im Personenverzeichnisse der Piccolomini, in denen er IV, 5 auftritt, bezeichnet. Er war eigentlich Wallensteins Sekretär (Murr S. 326), was wohl besser zu verwenden war. Im ausführlichen Bericht (S. 276) heißt es von ihm, er habe „in diesem ganzen Tradiment das Canzleramt vertreten" und sei für Terzky „consiliorum director" gewesen.

**) Ursprünglich hieß es in der folgenden szenarischen Bemerkung nach „die Honneurs machend" noch: „Er nimmt den Hut ab und bedeckt sich gleich wieder", dann spricht der Gefreite den Vers: „Halt! Front! Richt [Richt't] euch! Präsentirt!"

***) Die Namen, und was von den einzelnen erwähnt wird (nur von zweien kennt Wallenstein den Geburtsort), ist willkürlich, aber besonders zu beachten die glückliche Abwechslung, deren sich der Dichter bedient. — Risbeck war der Name des 1786 verstorbenen Verfassers der „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. Uebersetzt von K. R." (1783 und 1784), die

zuletzt nur noch zu wissen verlangt,*) was Wallenstein mit Recht behaupten kann, daß er sie nicht schwedisch machen wolle, als Buttlers Unwille darüber daß, wie er eben gesehen, Terzkys Regimenter Wallensteins Zeichen anstatt des kaiserlichen Adlers aufgepflanzt, die Küraßiere, die sich jetzt von Wallenstein hintergangen glauben, von ihm abwendet. Der Dichter macht sich die Sache hier doch etwas leicht, wenn er ohne weiteres den Gefreiten den Abmarsch befehlen und weder ein Wort sprechen noch anhören läßt. Vergebens sucht Wallenstein sie zurückzuhalten. Den schweren Schlag, den Buttlers Meldung seiner Sache versetzt, fühlt er tief; auf Illos Absendung an sie setzt er selbst keine Hoffnung. Daß Buttler auf Wallensteins Vorwurf kein Wort erwidert, fällt auf. Auch kann es kaum durch Wallensteins Verwirrung erklärt werden, daß dieser sich nicht an Terzky wendet, dessen Regiment die Hauptschuld trägt, und nicht zu demselben eilt. Wenn Tieck meint, dem Versuche Wallensteins, die Küraßiere für sich zu gewinnen, fehle doch, bei großen Schönheiten, der überzeugende Glaube, man merke die Absicht des Dichters zu deutlich, so übersieht er, daß Wallenstein selbst fühlt, wie schlecht seine Sache steht, und er nur auf gezwungene Weise diesen treuherzigen Menschen gegenüber sich vertheidigen kann, aber glücklich hervorhebt, daß er nicht verrathe, sondern verrathen werde und er die Schweden nur zu seinem Zwecke, den Frieden herzustellen, benutzen wolle.

Siebzehnter bis zweiundzwanzigster Auftritt. In diesem verzweifelten Augenblick muß Wallenstein auch noch den

---

*) Vor den Worten (125) „Ihr seid gerührt" stand die wichtige, im Drucke *elaßene* szenarische Bemerkung: „Die Küraßiere gerathen in Bewegung."

Vorwurf der Gattin, die Klage der Schwägerin und den überwältigenden Schmerz der Tochter ertragen, welche letztere nach Terzkys Bericht Max für abgereist hält. Um sich der Frauen zu entledigen, befiehlt er Terzky, sie durch Schersenberg*) nach Eger bringen zu lassen. Auffällt, daß hier der III, 4 (vgl. S. 302) beschlossenen Entsendung nach Holland nicht mehr gedacht wird. Illos Nachricht, die Pappenheimer rückten an, um Max, den man auf dem Schlosse festhalte, zu befreien, belebt Wallensteins und Theklas Hoffnung. Dieser tritt endlich ein, um sich von Thekla, die ihn mit lebhafter Freude bemerkt hat, zu verabschieden.**) Erst als Thekla mit der Hand auf Wallenstein hindeutet, bemerkt er diesen, der ihn nun mit Gewalt zurückhalten will, da der Vater seine Freundschaft so ruchlos verletzt habe.***) Max wird dadurch nicht betroffen; er darf Wallenstein vorwerfen, daß er mit dem Glücke der Seinen ein frevelhaftes Spiel treibe; der Gott, dem er diene, die wilde Ehrsucht, kenne keine Schonung, er sei wie ein Vulkan, der mit seinem

---

*) Khevenhiller (XII, 1133) und Herchenhahn (III, 179) nennen als Friedlands damaligen Oberhofmeister Gotthard von Scherffenberg, der seinen Herrn verrieth. Im ausführlichen Bericht (223. 249) wird vom Feldmarschall Lieutenant von Schafftenberg berichtet, Wallenstein habe ihm am Tage des pilsener Reverses das Generalkommando der Kavallerie und der Truppen Albringers in Oesterreich übertragen. Khevenhiller bezeichnet diesen als einen der getreuesten Anhänger Wallensteins. Scherffenberg wurde nach Wallensteins Ermordung in Regensburg zum Tode verurtheilt, aber zu ewigem Gefängniß begnadigt. Vgl. Förster, „Wallensteins Briefe" III, 294 Anhang 24 ff.

**) Die Verse (17 f.) „Doch deinen Haß" und „Nur einen Blick" waren seit dem Theater irrig umgestellt.

***) Der Schlußvers der Rede (37) „Ich kann" blieb seit dem Theater weg.

Feuer alles in der Nähe zerstöre.*) Wallenstein meint bitter, Max beschreibe nicht ihn, sondern seinen Vater, dessen niederträchtige Heuchelei er dann mit dem tiefsten Gefühle für Freundschaft und dem vollsten Abscheu brandmarkt. Wäre der Kaiser so sein Freund gewesen, wie Oktavio ihm, nie hätte er den Krieg gegen ihn gewagt, aber jener habe von Anfang an kein Vertrauen auf ihn gesetzt, ihn stets beargwohnt.**) Auf den Vorwurf der Untreue einzugehn, liegt Max fern, dagegen klagt er mit schneidendstem Schmerze, daß Theklas und sein Glück der beiderseitigen Schuld der Väter zum Opfer falle.***) Er schließt mit einer leidenschaftlichen Umarmung der innigst Geliebten. Tief erschüttert richtet Wallenstein an ihn die sehnsüchtige Bitte, bei ihm zu bleiben, nicht von ihm zu gehn. So herzlich habe er ihn ja von frühe an geliebt†), daß er unmöglich ihn verlassen, er das Liebesnetz zerreißen könne, um dem Kaiser zu dienen, der ihn höchstens mit einer goldenen Kette

---

*) Zum gemüthlos blinden Element vgl. zu den lyr. Geb. III, 75, 78. — Des Herzens wildem Triebe, der Wildheit deiner unbändigen Natur. — Grausender, hier Grausen erregender. Vgl. schaudernd III, 2, 56 (oben S. 301 Anm.). Das Theater führte grausamer ein.

) Den Basilisken. Vgl. zu den Räubern S. 188. — „Der mordet das werdende Geschlecht im Leib der Mutter", bezeichnet die Grausamkeit, die vor keiner Schandthat zurückschreckt, wohl nach der Stelle der Ilias VI, 58 f. Vgl. Hor. carm. IV, 6, 19. 20.

***) Das Umwinden von einem Schlangenpaare deutet auf Virgils Darstellung der Sage von Laokoon (Aen. II, 213—215).

†) Bei der für das Epos passendern Erwähnung, daß er selbst den Dienst der Wärterin bei Max versehen, schwebt wohl die Stelle der Ilias von Phönix vor (IX, 485 ff.). — Die Verse „Ich selbst . . . deiner" waren ursprünglich Sechsfüßler, die der Dichter durch Tilgung von nie geübten nach kleinen berichtigte.

oder dem Orden des goldenen Vließes lohnen werde. Die schmerzliche Berufung auf Eid und Pflicht weist er mit der zunächst liegenden Bemerkung zurück*), daß er nicht die Schuld an diesem Kampfe trage und er darin demjenigen folgen müsse, der sein nächster Führer und zugleich der Freund sei, an dem sein ganzes Leben hange.**)

Doch der von Neumann A. XIX gemeldete Versuch der Pappenheimer, mit Gewalt das Haus zu stürmen, um ihren Führer zu befreien, ruft Wallensteins Ingrimm hervor: er will sie, sollten sie es wagen, mit Kettenkugeln (je zwei mit einer Kette verbundenen Kugeln) empfangen. Durch Neumann läßt er ihnen befehlen, sich zurückzuziehen und seiner Ordre zu warten; denn noch kann er sich nicht denken, daß sie des Gehorsams gegen ihn nicht mehr achten sollten. Aber schon haben andere sich angeschickt, wie Illo aus dem Fenster sieht, vom Rathhausdache herab auf das Schloß zu schießen. Auch dadurch läßt Wallenstein sich noch nicht einschüchtern, er verbietet Max sogar hinunterzugehen, um sie abzuhalten — ihm sollen sie gehorchen. Als aber Terzky, der weggegangen war, um das Geschütz gegen sie zu richten, A. XX, mit der Nachricht zurückkommt, seine Regimenter, die von zwei Thoren***) Herr seien, brennten vor Ungeduld, den Kampf zu beginnen,

---

*) Früher stand statt der beiden mit „O Gott!“ beginnenden Verse: „Max. Mein Eid — die Pflicht — die Ehre — — — Wallenstein. Deine Pflicht? | Pflicht gegen wen? Wer bist du? Was hast du für Pflichten?“

**) Am Schlusse von A. XVIII sind sechs Verse weggefallen, worin Wallenstein weiter ausführte, Max habe nur seiner nächsten Pflicht zu folgen.

***) Die Namen dieser Thore nahm Schiller aus Merian (S. 51). Er besaß auch eine Karte des ganzen pilsener Kreises.

widersetzt sich Wallensteins Gefühl dem Gedanken, in der Stadt ein Blutbad anzurichten. Mit bitter verzweifeltem Schmerze fordert er Max auf, seine Soldaten gegen ihn zu führen, um zu zeigen, was er in seiner Schule gelernt.*) Dieser erklärt dagegen, seine Pflicht fordere nur, die in Pilsen für ihn zurückgelassenen Regimenter, wie er gelobt habe, wegzuführen. Doch die kaisertreuen Tiefenbacher, die sich zunächst dem Kaiser verpflichtet fühlen, achten so wenig mehr auf Wallensteins Befehl, daß sie (man hört zwei Schüsse) auf dessen Boten schießen, was doch eine Gewaltthat ist, die man ihnen kaum zutrauen darf. Neumann fällt als erstes Opfer, abweichend von der Geschichte, wonach er bei dem Blutbankett zu Eger ermordet wurde.

Trotzdem will Wallenstein den Versuch wagen, durch sein bloßes Erscheinen auf dem Altane (denn noch ist er sich seiner Macht über die Gemüther bewußt geblieben) die Wüthenden zu beruhigen und sie zum Gehorsam zurückzuführen.**) Als Wallenstein sich entfernt hat, fühlt Max (A. XXI) sich vom Kampf der Pflicht und Neigung so zerrissen, daß er nach einer Stimme verlangt, die ihm die Wahrheit verkünde. Damit soll nur, freilich etwas auffallend, bezeichnet werden, wie schwer ihm die Ausführung seines Entschlusses fällt. Sein Blick fällt endlich auf Thekla, deren Entscheidung er folgen will. Wie schön auch besonders Theklas Aeußerungen in diesem so be-

---

*) Hier stand nach „Führe sie zum Kampf" in den Theaterbearbeitungen noch der Vers: „Laß zwischen uns den trotzgen (oder „wilden") Mars entscheiden."

**) Auch Max will ihn zurückhalten: sie seien durch das geflossene Blut noch wüthender geworden; binnen kurzem würden sie ihre That bereuen. — ührte das Theater statt Laßt ein. — Statt „erwarte ihre Reue" stand nglich das abgebrochene „gib ihnen Zeit sich zu —".

deutenden, ihr ganzes Schicksal entscheidenden Augenblicke sind, Max muß dadurch in unserer Meinung und selbst in Theklas Seele verlieren, die ihn eines solchen Schwankens nicht fähig halten kann; auch die Art, wie er auf die Frage an Thekla kommt, dürfte zu empfindsam sein.*) Von der ersten Frage, ob sie ihn noch lieben könne, wenn er bleibe, schweift er zur andern, ob er dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören, gegen seinen eigenen Vater kämpfen solle, wo er aber schon in der Andeutung, daß seine Kugel den Vater treffen könne, daß die Erinyen, die Rächerinnen jeden Frevels, diese leiten würden, das Verbrecherische hervorhebt. Theklas rasche, hiernach unzweifelhafte Entscheidung hält er zurück, indem er dagegen seine Pflicht der Dankbarkeit gegen Wallenstein neben der Undankbarkeit seines Vaters hervorhebt. Hier möchte sich doch mehr Rednerei als wahres Gefühl zeigen. Die Mahnung: „Nicht das Große (dem Herzen Schwere), nur das Menschliche geschehe“, ist nicht recht faßlich, und Theklas Bemerkung, sie würde ihn immer lieben, da er nur edel und seiner würdig handeln könne, nichts weniger als glücklich, besonders da sie das Festhalten am Kaiser als seine entschiedene Pflicht erkennen muß, deren Verletzung ihm nur Reue bringen könne. Thekla fühlt tief die schwere Schuld ihres Vaters, die ihn und ihr ganzes Haus ins Verderben ziehe**); bald werde es mit

---

*) Ursprünglich folgte auf den Vers: „Ich frage dich, dich, die Geliebte, frag' ich“, noch: „Den unfehlbaren Gott in deinem Herzen“. Vorher stand in der Theaterbearbeitung ursprünglich: „Hier (er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend) | Auf dieses Herz, das unfehlbare [oder das „heilig reine“], will.“

**) „Auf unserm Haupte liegt der Fluch des Himmels.“ Das wallensteinische Geschlecht wird personifizirt gedacht. Man hat Hause vermuthet,

ihr zu Ende sein. So erscheint sie hier fast wie der Chor der alten Tragödie. Max umschlingt sie noch einmal mit aller Inbrunst; während beide sich unbeweglich in den Armen halten, verkündet uns das hinter der Szene erschallende: „Vivat Ferdinandus!", der aus der Erzählung vom Blutbankette zu Eger bekannte Ruf, daß alles für Wallenstein verloren ist. Das Genauere berichtet der A. XXII zurückkehrende Terzky.*)

Dreiundzwanzigster Auftritt. Wallenstein, tief erschüttert, daß die Macht seiner Persönlichkeit nichts über die Treue gegen den Kaiser vermöge, befiehlt für den Abend den Rückzug gegen Eger; auch Buttler soll ihnen folgen und durch einen Eilboten dem Kommandanten ihren Einzug in die Festung melden. In strengem Tone gebietet er den Liebenden, sich zu trennen; den eindringenden Kürassieren erklärt er, Max sei frei. Vergebens will dieser noch einmal Wallensteins Blicke auf sich wenden, der nicht in Haß und Zorn sich von ihm abwenden dürfe. Die Herzogin dagegen heißt ihn seiner Pflicht folgen; vielleicht werde er ihnen noch einmal in Wien hülfreich werden. Darauf wendet sich Max an Buttler, nicht ohne einen Vorwurf seiner Untreue, bittet ihn aber, das in die Acht erklärte Haupt Wallensteins zu schonen, was auf den mit dessen Rachegedanken bekannten Zuschauer einen peinlichen Eindruck macht. Daß Buttler ihm die Hand darauf nicht reicht, müssen Max und die übrigen Umstehenden anders deuten, als es

---

aber Haupte ist bezeichnender. Der Fluch trifft Wallenstein und mit ihm die Seinen.

*) Den Ausruf der Gräfin Terzky: „O die Pflichtvergessenen!" hatte Schiller in der berliner Theaterbearbeitung in das näher liegende: „O dann ist *aus!*" geändert, wodurch der Vers ein Vierfüßler wird.

wirklich gemeint ist. Seinen Widerwillen gegen Illo und Terzky, die mit seinem ganzen Wesen in entschiedenstem Widerspruch stehen, muß Max noch zuletzt aussprechen, da er gern der frommen Sorge eines Freundes den noch immer verehrten Führer seiner Jugend anvertrauen möchte: aber Illo hat entschieden Recht, den Verdacht auf ihre Treue scharf zurückzuweisen. Maxens letzter Ruf an die immer sich mehrenden Kürassiere ist trotz seiner schönen, hinreißenden Ausführung eine wirkungslose Tirade, ein glänzender Abgang, dessen der Dichter wohl hätte entrathen können. Daß er den Tod suche, wird hier auf eine unnatürliche Weise den ihren Führer befreienden Soldaten verkündet*), und ihnen damit vorgehalten, daß sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn er sie, da sie ihn von seinem Glücke wegreißen, in den Tod führe. Mit Wallensteins düstern Worten: „Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr", erhielte der Aufzug einen weniger pathetischen, aber wohl ergreifendern Abschluß.

Vierter Aufzug.

Wallenstein ist trotz der vorhergegangenen tiefen Erschütterung mit der besten Hoffnung am Abend des folgenden Tages**) in Eger angekommen. Buttler bestimmt Gordon, ihm bei Wallensteins Verhaftung beizustehn. Die Nachricht vom Siege der herannahenden Schweden drängt jenen, nicht allein

---

*) Sonderbar werden die sich immer mehrenden Kürassiere als immer schwerer sich an ihn hängende Gewichte bezeichnet, da solche doch nur niederziehen.

**) Vgl. IV, 2, 41 ff. Die Ankunft erfolgte wirklich um vier Uhr Nachmittags; hier ist die ganze Handlung mehrere Stunden später gesetzt.

blendung anheimgefallen, woran die, welche ihm eine fast schrankenlose Gewalt anvertraut, mit die Schuld trügen. Aus seinem Munde hören wir gleich, daß das Unglück diesen so wenig gebrochen, daß er mit stolzem Selbstbewußtsein in Eger eingezogen sei, was freilich mit der Geschichte nicht stimmt. Was Buttler ihm von dem Verrathe und der Aechtung Wallensteins geschrieben, scheint ihm so unglaublich, daß dieser es ihm erst wiederholen muß, worauf er denn theilnehmend den trivialen Satz äußert: wer zu hoch gestellt werde, vermöge sich nicht zu mäßigen.*) Als Buttler die Nothwendigkeit seiner Gefangennahme als unvermeidlich erklärt, bedauert Gordon aus vollem Herzen, zur Mitwirkung gegen einen solchen Mann gezwungen zu sein, der immer ein so wahrhaft königlicher, edel freigebiger Herr gewesen, ja sein mitleidiges Gemüth kann eine scharfe Hindeutung auf Buttlers Undankbarkeit nicht unterdrücken. Auf dessen entschiedene Frage, ob er ihm bei der Gefangennehmung Wallensteins beistehn wolle oder nicht, muß er sich, nach einigem Bedenken, dazu bereit erklären, doch nicht ohne den Schmerz zu äußern, daß gerade er, der Jugendgenosse, dazu mitwirken müsse. Bei der von Schiller glücklich

---

*) Dunkelschwankend (38) nennt er Wallensteins Gewalt, weil sie widerspruchsvoll war, da der Vertrag ihm das gestattete, was der Kaiser unmöglich zugestehn konnte, nur durch die Noth sich hatte entreißen lassen; was doch eines Kaisers unwürdig ist, dessen Wort heilig sein soll. Vgl. oben S. 137. — Der Gebräuche tiefgetretne Spur (42), der gewöhnliche Pfad des Lebens, der nicht über die allgemeine Beschränkung, das Gebräuchliche, hinausgeht. — Am Schlusse dieser Rede Gordons standen früher noch die ausführenden Verse: „Wir in des Loses Mittelmäßigkeit | Erfuhren (Erfahren) nie, noch können wir ermessen, | Was sich auf solcher Höhe der Gefahr, | In solches *Mannes Herzen* mag erzeugen.“

benutzten Sage (115 ff.) schwebt die Stelle Murrs (S. 304) vor: „Er wurde hierauf Page am Hof des Markgrafen von Burgau, eines Sohnes Erzherzogs Ferdinands von Innsbruck. Als er 1604 von einem hohen Fenster herabstürzte, ohne Schaden zu nehmen*), entschloß er sich, durch Hofleute und Pfaffengeschwätz aufgemuntert, die päpstliche Religion anzunehmen. Von dieser Zeit muß man die Entwicklung von Wallensteins Talente annehmen.“ Manche wollten von diesem Falle die Wunderlichkeiten seiner Natur herleiten; seit dieser Zeit sei er halb verrückt gewesen.

Dritter bis fünfter Auftritt. Nach der Geschichte leiteten Gordon und Leßley Wallenstein nach seiner Wohnung, wo er diesen seine Absicht verkündete. Hier erscheint er in einem Gespräche mit dem Bürgermeister (Pachhälbel), dessen Haus er eben betritt, und er verräth ihm seine Absicht. Der Stadt verspricht er volle Freiheit und Erleichterung ihrer Lasten**), wenn sie den Aufrührern, den von ihm abgefallenen Generalen, kein Gehör schenke. Den Bürgermeister, dessen protestantische Gesinnung er kennt (vgl. S. 320*), sucht er dadurch zu ge-

---

*) Es soll dies auf dem Schlosse zu Innsbruck geschehen sein. — Statt „er wurde katholisch“ stand früher „er machte sich katholisch“. Der Vers ward dadurch freilich sechsfüßig; die durch die Aenderung herbeigeführte anstößige Wiederholung des wurde hat Schiller wohl übersehen.

**) Seit 1315 (nicht „seit zweihundert Jahren“), wo Kaiser Ludwig der Baier die reichsfreie Stadt Eger an Johann von Böhmen verpfändete, ist der Adler im Stadtwappen mit breiten weißen und rothen Streifen bis an den Hals vergittert, so daß nur noch die Flügel etwas herausragen. Schiller folgte Merian, der S. 24 schreibt: „An dem Rathhaus siehet man, gegen den Markt herab, des Adlers (welchen die Stadt zuvor ganz frey geführet) untern Theil zum Zeugniß der Verpfändung cancellirt und in Schranken geschlossen.“

winnen, daß er sich als einen Feind der wirklich in seinem Feldlager nicht geduldeten Jesuiten erklärt, die ihm des Kaisers Gunst geraubt hatten, und daß er der Stadt völlige Religionsfreiheit verspricht.*) Ja er legt auf die Art der religiösen Ueberzeugung gar keinen Werth.**) In Wirklichkeit ward der Katholizismus zu Eger gerade erst dann streng durchgeführt, als Wallensteins Heer 1632 die Sachsen aus Eger vertrieben hatte und am 19. Juni in Eger eingezogen war.

In freundlichem Vertrauen theilt er dem Bürgermeister (er legt dabei, wie der geschichtliche Wallenstein zu thun pflegte, die Hand auf dessen Schulter) seine Deutung der neulichen Himmelserscheinung mit, nach welcher Oesterreich und Spanien untergehn und die lutherische Lehre allein bestehn bleiben werde. Diese Deutung entspricht freilich den abergläubischen Vorstellungen der Zeit, weniger Wallensteins astrologischem Glauben.***) Auch fällt es auf, wie Wallenstein sich hier so weit hinreißen läßt, ja sich nicht zuvor versichert, daß niemand sonst ihn hört. Erst darauf bemerkt er Gordon und Buttler. Den erstern fragt er, ob man auch hier das Schießen gehört.

---

*) Murr führt (S. 352 f.) Wallensteins Wort aus dem Mai 1633 an: „Ich wollte, daß der Teufel die Jesuiten alle längst geholt hätte, und ich will sie alle aus dem Reich und zum Teufel jagen." Daß er in Glogau eine evangelische Kirche gebaut, erwähnt Murr (S. 306) als Beweis seiner Toleranz.

**) Meßbuch oder Bibel. Das Meßbuch bezeichnet verächtlich den die Bibel dem Volke entziehenden Katholizismus.

***) Vgl. Goethes Götz V, 9 mit unserer Erläuterung S. 127 ff. Boxberger in Gosches Archiv II, 412 führt den Bericht eines Jesuiten an, wonach man am 14. April 1632 drei Sonnen zugleich gesehen haben wollte. — Der Osten deutet auf Oesterreich. Die spanische Doppelherrschaft erklärt Wallenstein für gefährlicher als die allgemein gefürchteten Türken.

Auf Buttlers Bemerkung, von Neustadt oder Weiden*) scheine es hergekommen zu sein, erklärt er, die Schweden zögen von dort heran. Seine Befehle an Gordon zeigen, daß er diese als Freunde erwartet. Bei dem folgenden liegt die Angabe des ausführlichen Berichts (S. 272) zu Grunde: Wallenstein habe gleich nach seiner Ankunft „aus dem Joachimsthal und dero Orten die Besatzungen abzuführen anbefohlen, damit des Feindes Truppen desto freier und sicherer nacher Eger durchreisen mögen, mit denen er sich alsbald conjungiren wollen“. Buttler, Gordon und Leßlie hätten, als sie dies vernommen, sogleich beschlossen, Wallenstein in Arrest zu nehmen; erst auf dessen spätere genauere Eröffnung an Leßlie habe man den Plan zur Ermordung gefaßt. Schiller aber läßt an dessen Stelle die Nachrichten von einem Siege der Schweden bei Neustadt treten, die in echt dramatischer Weise zuerst Terzky, dann ausführlicher Illo bringt.**) Wir hören, daß Max geblieben, und die traurige Folge seines Falls für Thekla tritt uns sogleich in dem Hülferuf ihrer Hofdame entgegen. Die Wirkung der Nachricht auf Wallenstein, den sie im vollen Bewußtsein des Gelingens seiner Pläne trifft, sollte doch lebendiger als in der

---

*) Bernhard von Weimar, nicht der hier an seine Stelle gesetzte Rheingraf, kam, aber erst nach Wallensteins Ermordung, bis zu dem 7 Stunden von Eger entfernten Städtchen Weiden, in dessen Nähe Neustadt liegt. Schiller benutzte bei den Ortsangaben Merians Topographie und eine Karte. Vgl. S. 315***.

**) Tirschenreuth liegt 4 Stunden von Weiden zwischen Eger und Neustadt, Tachau südöstlich davon. In Tachau stand, was dem Dichter wohl unbekannt war, ein Hauptmann Buttler. Schiller schrieb Tirschenreit, wie er aus Joachimsthal das dreisilbige Jochimsthal machte. — Früher stand vor (statt nach) Sonnenuntergang. Daß das Treffen am Abend stattgefunden, hören wir sonst (A. III, 41. X, 17).

Ungeduld sich zeigen, den reitenden Boten zu sprechen; wie sehr der Tod von Max ihn betroffen hat, erfahren wir erst später. Das Gelingen der Verbindung mit den Schweden scheint um so weniger zu bezweifeln, als schon ein Bote derselben ungehindert die Siegesbotschaft zu bringen vermocht hat.

Sechster Auftritt. Der Sieg der Schweden drängt Buttler, da er mit seiner geringen Mannschaft Wallenstein nicht gegen Terzkys Regimenter und die heranrückenden Schweden festhalten kann, zum Entschlusse der Ermordung. Gordons ängstliche Bedenken weist er mit treffenden Schlagworten zurück.*) Als dieser es bitter bereut, daß er durch Oeffnung der Festung Wallensteins Ermordung in derselben herbeigeführt, zeigt er ihm die auch an ihn gerichtete kaiserliche Aechtung, ja er macht ihn für alle Folgen des Entkommens des Geächteten verantwortlich. Der Forderung Buttlers, auch Illo und Terzky müßten fallen**), widersetzt sich Gordon nicht, da er sie für Wallensteins Verführer hält***), was eigentlich nicht wohl zu seiner frühern Aeußerung stimmt, die übermäßige Gewalt sei dessen Fallstrick gewesen, wogegen hier neben ihrer unseligen Schürung seiner Begierde die Gewalt der Sterne genannt wird,

---

*) Ueber Buttlers Entgegnung: „Die Vollstreckung ist statt Urthels", vgl. oben S. 197. Erst Körner setzte hier und vorher Urtheil statt Urthel.

**) Nach Körner standen in einem „frühern Manuskripte" (das er von Schiller erhalten hatte) vor den Worten: „Auch dieser Illo" noch die Verse: „Von härterm Stoff ist meins, gestählt hat mich | In rauher Schule die Nothwendigkeit", die ein späterer Zusatz sein müssen.

***) Statt „in seine ruhige Brust . . . gestreut" hat die berliner Handschrift mit gangbarem Bilde „in seiner ruhigen Brust | Den Aufruhr böser Leidenschaft *entzündet*".

welche nur sein Schicksal bezeichnen soll, nicht seinen astrologischen Aberglauben. Vgl. oben S. 213. Früher, hören wir, habe man sie nachts beim Gastmahle nur gefangen nehmen wollen, jetzt sollen sie sterben.

Siebenter und achter Auftritt. Terzky und Illo, die rasch eintreten, jubeln über die Hülfe der Schweden*), die morgen ankommen und sie blutige Rache an ihren Feinden, den „schlechten Menschen, den Schändlichen"**), nehmen lassen werden. Illo kann sogar seine eifersüchtige Freude über den Fall von Max nicht unterdrücken, den Wallenstein mehr als sie alle geliebt habe.***) Als Terzky sich auf das heutige von Illos Regiment angebotene Bankett†) freut, läßt sich dieser zur Aeußerung hinreißen, sein Degen solle nicht ruhen, bis er sich in österreichischem Blute satt gebadet.††) Gordon entsetzt

---

*) Für zwölftausend sollte sechzehntausend stehn. Vgl. S. 283***. Ist die Abweichung durch das Versmaß oder durch Verwechslung mit den zwölf Regimentern veranlaßt?

**) Gerade wie Wallenstein von ihnen als Aufrührern gesprochen hatte (vgl. S. 323). In einem Briefe im ausführlichen Bericht (S. 284) steht ganz ähnlich von Wallensteins Gegnern meineidige Vögel.

***) Es ist stark, wenn man in Illos: „Gings allen so, die's übel mit uns meinen!" eine Erinnerung an das Wort der homerischen Athene über den Tod des Orest gefunden hat: „So gehe jeder zu Grunde, der solches thut!"

†) Dies ergibt sich aus Terzkys Anrede an Illo. Dagegen ward nach V, 4, 4 f. das Bankett Terzky und Wallenstein, natürlich von Gordon, gegeben, ein unnöthiger Widerspruch. Nach der Geschichte lud Terzky die Offiziere zu Mittag, Gordon Illo, Terzky, Kinsky und Neumann auf den Abend ein. Das Bankett fand am Sonnabend vor Fastnacht statt. — Seit dem Theater las man den Druckfehler bei allen (statt vollen) Gläsern.

††) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 279) äußerte Neumann abends beim Bankett, weil der Kaiser die deutsche Freiheit also unterdrücken zu lassen

sich darüber, dagegen treibt Buttlers Einrede absichtlich Illo und Terzky, die Gewißheit ihres Sieges und des reichen Lohnes lebhaft auszusprechen, der aller Freunde Wallensteins warte. Illo möchte in überschwänglicher Freude die Stadt den Schweden zu Ehren beleuchten lassen, was Terzky, als Wallenstein nicht genehm, abwehrt. Von Gordon scheidet er aufs freundlichste für heute; Terzky aber spricht scheidend gegen Buttler die Erwartung aus, dieser werde beim Bankett nicht fehlen.

A. VIII verscheucht Gordon sein Mitleid, daß diese voll Siegestrunkenheit in ihr Verderben rennen, durch das Entsetzen über Illos grausame Drohung, die er zunächst auf den Kaiser bezieht. Aber als Buttler sich nun wegbegeben will, möchte der Alte ihn doch wieder von der blutigen That abhalten; dieser dagegen empfindet grimme Freude, daß das Leben der Verräther in seiner Gewalt ist, besonders daß Wallenstein, der sich nicht gescheut, mit anderer Ehre, Würde und gutem Ruf zu spielen, sich so sehr verrechnet hat.*) Seine schmähliche Kränkung von Wallensteins Seite verschweigt er. Umsonst erinnert ihn Gordon an alle großen und edlen Thaten des Helden. Buttler beruft sich auf seine Pflicht und auf das Schicksal, das diesen einmal dem Verderben geweiht. Damit entschuldigt er sich auch insgeheim vor sich selbst, als ob er

---

begehre, hoffe er für seinen Theil noch solche Revanche zu haben, daß er ehestens seine Hände im Blute der Herren von Oesterreich waschen wolle.

*) Wie jener dort in seinem Zirkel, Archimedes, der bei der Plünderung seiner Vaterstadt Syrakus von einem Soldaten niedergestoßen wurde, als er in seine mit dem Stocke am Boden gezeichneten mathematischen Figuren vertieft war. Plut. Marc. 19. Val. Max. VIII, 7 ext. 7. In seinem Zirkel, *in den von* ihm gezogenen Kreisen. In Prosa müßte die Mehrheit stehn.

nicht der Stimme seines Hasses folge. Die Andeutung, er denke wohl durch Wallensteins Sturz zu steigen*), weist er, mag er ja den Grund seines Hasses nicht gestehn**), mit der Berufung auf den Sieg der Schweden zurück, der ihn zur Ermordung des Reichsfeindes zwinge.***) Als Gordon auf seine Behauptung, er sei entehrt, wenn der Fürst entkomme, erwidern will, für die Rettung eines solchen Mannes dürfe man etwas wagen, fühlt sich Buttler beleidigt; mit kaltem Stolz erwidert er, neben niemand pflege er sich gering zu schätzen, und deshalb müsse Wallenstein sterben. Dabei spielt wieder mit der geheime Haß wegen der Verhöhnung seiner Ehre. Bei Gordons Worten: „O einen Felsen . . . Hand", schwebt die schöne Stelle der Ilias XVI, 33 f. vor, vielleicht mit Virgils Nachahmung (Aen. IV, 365 ff.). Ueber den hier, wo früher ein Akt endete, eingeschobenen Monolog Buttlers vgl. S. 109 f.

Neunter und zehnter Auftritt. Da Schiller, weil er uns einmal in Wallensteins Familienkreis eingeführt hatte, mit dem Sturze des ganzen Hauses enden wollte, mußte auch Theklas weiteres Schicksal ausgeführt werden und sie mit einer ihres Geliebten würdigen That sich als Wallensteins starkes Mädchen bewähren. Die Art, wie sie die Erlaubniß erhält, die Erzählung des schwedischen Hauptmanns allein zu ver-

---

*) Die Worte: „Es kann der Mord bisweilen den Königen, der Mörder nie gefallen", sind in den Bühnenbearbeitungen weggelassen.

**) Darauf deuten die Worte: „Ihr wißt nicht. Fragt r gebrochenheit Gedankenstriche bezeichnen sollten. Nach Fragt n Ausrufungszeichen.

***) Vor den Worten „hört und wißt!" findet sich in den Th die szenarische Bemerkung: „hastig ihn bei der Hand fassend".

nehmen, dessen musterhaft einfache und anschauliche Erzählung*), Theklas Aufnahme derselben, ihre Frage nach dem Orte der Beisetzung der Leiche, endlich die Entlassung des Berichterstatters mit einem Andenken: alles ist mit großer Feinheit und besonnener Kunst ausgeführt. Zwischen Wallensteins Gewährung und das Erscheinen des Hauptmanns tritt die Bitte der Gräfin an diesen, sie doch nicht an dem traurigen Orte allein zu lassen, woraus die lebhafte Ahnung des hier drohenden Unglücks spricht, da die sonst so beherzte Gräfin, selbst bei Wallensteins kühnem Muthe und der sichern Aussicht auf das Eintreffen der Schweden, sich nicht recht fassen kann.**)

---

*) Vgl. über sie oben S. 57 f. — 24. Verhack. Vgl. zu P. I, 7, 39. — Einen Rechen. Die vorgehaltenen Piken vergleicht der Dichter mit einem ununterbrochenen Gitterwerk. Gewöhnlich braucht man so Wall, auch Wald. Im Tell IV, 2 steht die Schar der Lanzen. — Der Sitten Freundlichkeit erinnert an das homerische Lob des Patroklus Ilias XVII, 670 ff. — Der Name des Obersten Seckendorf ist willkürlich gewählt. Diesem Namen war Schiller in seiner Geschichte häufig begegnet; ein Veit von Seckendorf hatte sich als Staatsmann und Geschichtschreiber ausgezeichnet. — Boxberger hat bemerkt, daß bei der Bestattung von Max die des Dichters und Helden Ewald Christian von Kleist vorschwebt, welcher die feindlichen Offiziere beiwohnten. Als der Sarg in dem von den Russen genommenen Frankfurt an der Oder zur Ruhestätte getragen werden sollte, fehlte ihm das Ehrenzeichen kriegerischen Ruhms, der Degen. Da warf der feindliche Offizier, der von Kleists Heldenmuthe gehört, auch Zeuge seiner tapfer bestandenen Leiden gewesen, seinen eigenen Degen auf den Sarg und rief: „Nein, ein solcher Krieger darf nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden!“ Schiller war dieses wohl aus Fr. Nicolais „Ehrengedächtniß“ auf Kleist, mittel- oder unmittelbar, bekannt.

**) Wallensteins Antwort: „Des Ortes böse Zeichen will ich ändern“, soll heißen: Durch den Erfolg (daß ihr euch wohl befindet, daß er „euch bewahrt“) *will ich* deine Ahnung Lügen strafen.

Elfter bis vierzehnter Auftritt. Thekla verkündet der Neubrunn ihren unerschütterlichen Entschluß, zum Grabe des gefallenen Geliebten zu eilen. Alle Bedenken, welche diese in ihrer Angst ihr entgegenhält*), weist sie geschickt zurück**), nur eines macht ihr in ihrem tiefen Leide noch Sorge, die Qual, welche sie ihrer einziggeliebten, schon so unglücklichen Mutter bereiten wird.***) Daß sie bei dem Geliebten bleiben werde, steht ihr fest, ohne daß sie das Wie ahnte oder auch nur wissen wollte. Ihre Ungeduld läßt sie überall Schatten sehn, wodurch sie ihre Hofdame so ängstigt, daß diese vergißt, den befohlenen Stallmeister zu rufen. Es ist der Geist von Max, die Geister seiner Treuen, die vor ihr erscheinen, die sie rufen; auch sie muß ihm folgen, wie jene Getreuen. Daran schließt sich die freilich hiernach etwas abfallende Betrachtung, daß für sie das Leben ohne Liebe nichts sei.†) Nur Max hat ihr auf einen Augenblick den vollen Glanz des Lebens gebracht, sie aus der Kindheit, wo uns alles wie ein heiteres Märchen umfängt (vgl. P. III, 4, 108), zur glücklichen Wirklichkeit des Daseins erhoben: doch des Schicksals Hand hat ihrem Lieben

---

*) Vor „O halte mich nicht auf!" sind im Drucke die Worte der Neubrunn: „In diesem Ort des Todes, wo", und Theklas Erwiderung: „Es ist | Der einzge, wo noch Leben für mich wohnt", gestrichen.

**) Vorberger hat (Neue Jahrbücher a. a. O. 385) vermuthet, bei dieser Szene, wozu der Dichter doch am wenigsten eines Vorbildes bedurfte, habe ihm Fieldings Tom Jones vorgeschwebt, wo Sophia Western ihr Kammermädchen auffordert, mit ihr in der Nacht zu fliehen.

***) Vor ihrer Rede „Ich kanns" steht in den Bühnenhandschriften: „nachdem sie kämpfend mit sich selbst auf- und abgegangen".

†) Vgl. Schillers Gedicht von 1802 „Thekla. Eine Geisterstimme" mit unsern Erläuterungen zu den lyr. Ged. III, 170 ff.

und Leben auf einmal ein schreckliches Ende bereitet. Vgl. III, 2, 56 f. Hiermit konnte der Aufzug sehr wohl schließen, vielleicht mit Ausfall von A. XI, 50 bis XII, 8. — Daß die beiden letzten Auftritte wegbleiben könnten, erkannte Schiller selbst, und Goethe bestätigte es auf überzeugende Weise. Vgl. oben S. 108. So strich sie denn Schiller für die Bühne.*)

Fünfter Aufzug.

Buttler trifft alle Anordnungen zu beiden Mordanschlägen. Wallenstein ist durch den Tod von Max tief erschüttert, aber gerade dieser Schlag hat seine Hoffnung auf das Gelingen seines kühnen Unternehmens so gehoben, daß alle ahnungsvollen Warnungen von ihm abprallen. Gordon versucht auch nach Illos und Terzkys Fall vergeblich, Buttler vom Morde Wallensteins abzuhalten. Der Trompetenstoß, welcher die Ankunft der Schweden vor Eger zu verkünden scheint, beschleunigt die blutige That. Oktavio, der mit den Kaiserlichen eingedrungen ist, kommt zu spät, um den Mord zu hindern, den er verdammen muß. Gräfin Terzky hat Gift genommen. Oktavio, dem sie sterbend die ganze Schuld ihres Unglücks zuschiebt, empfängt als Lohn seines Verrathes zu seinem eigenen Schrecken die Erhebung in den Fürstenstand, der ihn immerfort an die grause Schuld seines Treubruches mahnen wird.

---

*) Die Bemerkung, womit die Herzogin eintritt, „Er ist hinweg", soll wohl nicht auf die Verwunderung der Mutter deuten, den Hauptmann nicht mehr zu finden, sondern auf die ihr bekannte Thatsache seiner Entfernung. Aber wie konnte die Mutter sie nach dieser so lange allein lassen? Erst V, 3 verabschiedet *sich* der Hauptmann von Wallenstein.

Erster und zweiter Auftritt.*) Buttler gibt auf seinem Zimmer**) dem Major Geraldin die Anweisung, wie er mit zwölf Dragonern beim Bankett den Mord vollbringen solle. Nach dem ausführlichen Bericht (S. 276 ff.) wurde der Mord durch Buttlers Oberwachtmeister Geraldin und sechs tapfere Soldaten ausgeführt. Sie drangen durch die Thüre in der Nähe des Tisches mit dem Rufe Vivat Ferdinandus! in das Zimmer, worauf Buttler, Gordon und Leßley den Degen zogen.***) Schillers Buttler führt als Grund, weshalb kein weiterer Aufschub möglich sei, auch die Parteinahme des Rathes und der Bürger für Wallenstein an, von dem man nach seinen Aeußerungen gegen den Bürgermeister die größten Vortheile für die Stadt erwartet, so daß er hierbei seinen Zweck erreicht hatte. Geschichtlich ist dies nicht, vielmehr sagt auch der ausführliche Bericht (S. 276), Wallenstein habe befohlen, die Bürger den andern Tag auf dem Rathhause zu versammeln und sie durch Drohungen des Spießens, Hängens, Prügelns

---

*) In den Theaterbearbeitungen beginnen diese beiden Auftritte den vierten Akt und es folgen darauf IV, 9—14.

**) Wir wissen jetzt, daß Buttler zu Eger im Hause von Anton Meierhöfer wohnte.

***) Damit verband Schiller den Bericht von Murr (S. 333): zugleich sei aus der gegenüberliegenden Thüre Rittmeister Deveroux mit vierundzwanzig Dragonern gekommen, und habe, vor die Tafel tretend, gefragt: „Wer ist gut kaiserlich?“ worauf die drei Verschworenen gerufen: Vivat Ferdinandus! und jeder ein Licht erhoben; während diese zur Seite getreten und kommandirt, hätten die Dragoner den Tisch umgeworfen (vgl. daselbst S. 323). Die Tafel fand nicht im großen „Kaiser- und Burggrafensaal“, sondern im westlich anstoßenden Zimmer statt und bestand nur aus sieben Personen. Vgl. Prökl S. 91.

und dergleichen zu veranlassen, ihm zu schwören.*) Jetzt treten die beiden von Geraldin bestellten Hauptleute Deveroux und Macdonald ein, denen das kaiserliche Mandat bekannt ist, wie V. 24 zeigt.**) Nach dem ausführlichen Bericht (S. 279) wurde bloß der irländische Capitän Deveroux mit sechs Hellebardieren zum Morde Wallensteins abgesandt. Schiller fand den Hauptmann Macdonald bei Murr S. 331, wo es heißt, Buttler habe zu seinem Unternehmen noch drei irländische Hauptleute, Daniel Macdonald, Eduard Borcke und Browe, genommen. Wir wissen von Schiller selbst, daß er erst später diese beiden Hauptleute einführte, um dem Aufzuge eine größere Ausdehnung zu geben, wobei ihm etwa die Szene des Macbeth von der Dingung der drei Mörder vorschwebte. Glücklich ist die Bereitwilligkeit der doch wohl etwas zu gemein gehaltenen Hauptleute ausgeführt.***) Bei der Bemerkung von Deveroux: „Wir sind Soldaten der Fortuna†): wer | Das Meiste bietet,

---

*) Schiller kannte nicht das von Grüner (Briefwechsel mit Goethe S. 33 f.) erwähnte Schreiben vom 26. Februar an die vier Bürgermeister und den Rath, worin diesen vorgeworfen wird, sie hätten Ihrer Majestät den schuldigen Gehorsam verweigert und die Bürgerschaft dazu verleiten wollen. Bei Prökl S. 93 findet sich dies nicht.

**) Die Worte: „So stehts im Brief", sind, wie das Punkt zeigt, nicht als Frage zu fassen. Nach „Tödten, sag' ich" (V. 41) findet sich in der Theaterhandschrift für Berlin noch die szenarische Bemerkung: „Sie scharf fixirend."

***) Auffallend ist es, wie Buttler nach Deveroux's „Ja so!" und Macdonalds „Das ist was anders" blos erstern als Elenden anfährt, weil er so leicht des Kaisers Fahne verlasse. Es war dies eine unglückliche Aenderung; denn ursprünglich sprach Deveroux allein: „Ja so! Das ist was anders." Buttler wird betroffen durch die Verwunderung über seinen dem Wallenstein gespielten Betrug, wogegen er sich nur zu helfen weiß durch den schmähenden Vorwurf, daß sie dem Kaiser die Treue gebrochen.

†) *Vgl. oben S. 222**.*

hat uns“, und Buttlers Erwiderung schwebt die Antwort vor, die nach dem ausführlichen Bericht (S. 275) Buttler, Gordon und Leßley Illo gaben: „daß sie zwar Soldaten von der Fortuna wären, und thäten dieselbe annehmen, woher sie auch käme, allein stünde ihnen gleichwohl noch im Wege ihr Juramentum, welches sie Ihrer Kay. May. geleistet hätten, und nicht so liederlich als ehrliche Leute hintan setzen könnten“. Als Buttler nach Erwähnung der kaiserlichen Acht auf den zu erwartenden Lohn hinweist, will Devereux von den kaiserlichen Belohnungen nicht viel halten; Wallenstein lohne reichlicher. Von Oesterreich erhalte man wohl „so eine guldne Gnadenkett etwa, Ein krummes Roß*), ein Pergament und so was“. Schiller hat hier eine Aeußerung Illos gegen die drei Genannten im ausführlichen Bericht (S. 275) benutzt: „Was gestalt des Haus Oesterreichs Gebrauch wäre, ihre getreue Diener etwa mit einem vergulten Schlüssel, oder einem schönen Degen, etwa mit einem krummen Roß zu recompensiren, und sie im Fall da sie jemanden eine Herrschaft oder etwas mehrers geben u. s. w.“**) Da sie an Buttlers Versicherung, daß es mit Wallenstein aus sei, nicht zweifeln können, sind sie gleich bereit, diesen zu verlassen, doch vor dem Auftrage, ihn zu tödten, schrecken sie zurück. Buttler meint, Devereux habe schon seine

---

*) Ein prächtig gezäumtes Roß aus dem Marstall, das häufig genug hinkend oder späthig war. Krumm hielt Schiller für das später gebräuchliche steif bei. — Das folgende Pergament deutet auf eine Standeserhöhung.

**) Im Chaos perduellionis, das dem ausführlichen Bericht zu Grunde liegt, ist dies ausgeführt. Es heißt (S. 185): Clave aurea aut equo claudo compensare Principes Austriacos diuturna militum officia. Dominium si addant, signum esse mortis secuturae.

führen werde.*) Murr berichtet (S. 337 f.): „Buttler eilte mit dreißig Mann mit Hauptmann Deveroux dem Quartiere Wallensteins zu. Deveroux nahm noch 6 Hellebardierer zu sich.“ In das Haus wagte er selbst sich ebenso wenig wie Gordon, was freilich Schiller zu seinem Zwecke annehmen mußte. Da aber Deveroux und Macdonald noch immer eine gewisse Scheu vor der Ermordung ihres Feldherrn nicht verleugnen können, so verweist Buttler sie auf die ihrer wartende Ehre und den reichen Lohn, was indeß weniger wirkt als die sich Deveroux von selbst aufdrängende Betrachtung, daß ihr Feldherr, lieferten sie ihn lebendig nach Wien, ein viel unwürdigeres Ende unter der Hand des Henkers finden würde.**)

Dritter bis fünfter Auftritt.***) Hier beginnt mit der Veränderung der Szene der zweite Theil des Aufzugs. Wallenstein, durch den Tod von Max tief ergriffen, hat noch das vollste Vertrauen auf den Erfolg seines Unternehmens.

Den schwedischen Hauptmann entläßt er freundlich, kann er in seiner Trauer sich auch nicht recht ihres Sieges freuen. Er beruhigt die Gräfin Terzky, die den Bruder weniger heiter findet; erst von ihr vernimmt er, daß ihr Gemahl mit Illo an

---

*) In Wirklichkeit gingen sie nicht über den Hof auf einer Wendeltreppe, sondern sprengten mit Gewalt das Vorderthor und eilten die große Treppe links herauf. Von „Hartschiers und Garden“, welche im Hofe zum Schutze Wallensteins gewesen, weiß die Ueberlieferung nichts, sie gedenkt nur einer Schildwache. Die Bezeichnung der Hellebardiere als Hartschiere (aus archier, jetzt Hatschier) boten Schiller seine Quellen.

**) Das Schlußwort von Deveroux lautete früher, auf den vorigen Vers reimend (es war hier der einzige Reim): „Komm, Macdonald! Er soll nicht lange leiden.“

***) Die Theaterbearbeitungen eröffnen damit den fünften Aufzug.

einem Gastmahl Theil nimmt. Gern möchte er jetzt allein sein, doch die Schwester ist so ängstlich um ihn besorgt, daß sie ihn nicht verlassen kann. Als er ans Fenster geht, sieht er den Himmel dunkel bewölkt, wie bei einem Gewitter, die Wolken vom Sturme getrieben. Nach Murr (S. 336 f.) war in dieser Nacht ein erschreckliches Windbrausen von 8 Uhr bis um Mitternacht. Daß auch der Gewitterhimmel im Februar eine ungewöhnliche Erscheinung ist, sollte doch angedeutet sein. Wallenstein versinkt über den Verlust von Max in düsteres Sinnen. Die Gräfin versteht zunächst seine Aeußerungen nicht, da sie diese auf den zuletzt von Wallenstein genannten Jupiter bezieht. Als sie endlich seine sehnsüchtige Erinnerung an Max nicht mehr verkennen kann, will sie darauf eingehn; aber auf ihre Frage, was er von seinem Tode Näheres gehört, muß er bitten, ihm diese zu sehr angreifende Mittheilung zu erlassen. Seine Erwähnung der „trüglich wankenden Planeten" und der Gedanke, wer wisse, was ihnen die nächste noch dunkle Stunde bringe? scheint wenig der Ueberzeugung von seinem Erfolge zu entsprechen, die auch die Trauer um Max nicht trüben kann, und die empfindsame Klage, daß mit diesem die Blume aus seinem Leben verschwunden sei, dürfte, so rührend sie auch wirkt, kaum dem Augenblick und Wallensteins Charakter angemessen scheinen.*) Als er Tritte aus der Ferne vernimmt, geht er zur Thüre, wo er weit hinten Gordon kommen sieht, der zur Mitternacht die Festungsschlüssel bringt. Auch jetzt kann die Gräfin trotz seiner wiederholten Mahnung sich noch nicht entfernen; es

*) Die gewaltgen Stunden, die Zeit, die alles vermag. Von der Macht der Zeit sind die alten Tragiker voll.

drängt sie, ihm die bangen Träume, die sie erschreckt haben, mitzutheilen*): er aber erklärt diese auf ganz natürliche Weise und will von Warnungsstimmen in Träumen nichts wissen, wogegen er Vorahnungen des kommenden Unglücks zugibt**),

---

*) Deiner ersten Gemahlin, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, einer schon ältern, sehr reichen Wittwe in Mähren, die 1614 starb. In der Kirche der von ihm erbauten Karthause zu Waltitz bei Gitschin liegt sie in der Gruft zur rechten Seite begraben. Seit 1636 ruhen hier auch Wallensteins Gebeine. Schiller fand dies bei Murr S. 306 f. 358. Wallenstein hatte Gitschin im Königgrätzer Kreise zur Residenz erhoben und hier 1630 einen prachtvollen Palast bauen lassen.

**) Die Stelle „Wie sich der Sonne Bild“ stand anfangs I, 1. Vgl. oben S. 87*. — Die Nennung des Namens Ravaillac wirkt störend, das einfache „der Mörder“ wäre passender. Daß Heinrich IV. seinen Tod ahnte, ist bekannt. Im zweiten Bande der von Schiller herausgegebenen allgemeinen Sammlung historischer Memoires (1790), auf den Boxberger verweist, wird (S. 36) seines Wortes an Sully gedacht, daß er sich über nichts mehr freuen könne, wie auch seiner häufigen Aeußerung, er werde es nicht lang mehr machen, wovon rechtschaffene Leute zu erzählen haben würden. Wenige Tage vor seiner Ermordung soll seine Gattin zwei ängstliche Träume gehabt haben (S. 203), die Schiller zu den Träumen der Terzky veranlaßt haben könnten. Gerade zur Zeit, wo man ihre Krone verfertigte, träumte ihr, alle großen Diamanten und andere Kleinodien, die man dazu verwenden wollte, hätten sich in Perlen (die bekanntlich Thränen bedeuten) verwandelt. Ein andermal erwachte sie mit solchem Schrecken aus einem Traume, daß der König in sie drang, ihm ihr Gesicht zu erzählen. Nach wiederholten Bitten sagte sie: „Es kam mir vor, als ob Ihnen jemand auf der kleinen Treppe einen Messerstich versetze.“ Weiter wird dort berichtet (S. 218), der König habe einem Freunde gestanden, daß er an den drei vorhergehenden Tagen dreimal eine ganz ungewöhnliche Bangigkeit empfunden. Auch soll ihn seine Gattin am Tage der Ermordung von der Fahrt zum Besuche des kranken Sully und zur Besichtigung der Vorbereitungen zu ihrer Krönung abzuhalten gesucht haben (S. 220). Schiller hat die überlieferten Züge ganz frei umgestaltet.

von denen er aber jetzt nichts fühlt. Die bestimmte Hindeutung der Gräfin auf das Gift, das sie bei sich führt, dürfte kaum passend sein.

Als Gordon Wallenstein die Schlüssel gebracht hat, läßt dieser sich vom Kammerdiener entkleiden, ohne irgend eine böse Ahnung zu fühlen; ja selbst darin, daß die Kette bricht, die der Kaiser, damals noch Erzherzog, im Sommer 1617 wegen des Krieges um die friaulischen Grenzmarken ihm geschenkt hat*), sieht er kein übles Anzeichen, beruhigt sich vielmehr dabei, daß jetzt ein neues Glück für ihn beginnen müsse. Vertraulich gedenkt er darauf der mit Gordon zu Burgau verlebten Jugendtage (daß Gordon ein Schotte ist, der als Soldat nach Deutschland gekommen, bleibt hier außer Acht), wodurch er, im Gegensatz zu seinen ängstlichen Mahnungen an die Gefährlichkeit der Hochgestellten und die Trüglichkeit des Glückes, volles Vertrauen auf dessen wieder auflebende Gunst äußert.**) Zuletzt erinnert er an die bei den Alten verbreitete Vorstellung vom Neide der Götter, auf welcher die von Schiller als Ballade behandelte Erzählung vom Ring des Polykrates beruht: durch den Verlust von Max scheint ihm des Schicksals Neid gesühnt.

---

*) Dies scheint freie Dichtung. Ferdinand ernannte ihn zum Lohne seiner bei Gradiska geleisteten Dienste zum Obersten der mährischen Miliz.

**) 57: „Zwar jetzo s c h e i n' ich tief herabgestürzt", hat die erste Ausgabe s c h i e n. Hölscher (S. 7) vertheidigt letzteres; aber daß Wallenstein den Zustand als noch dauernd betrachtet, zeigt das folgende, besonders d i e s e E b b e. Auch liest die berliner Theaterhandschrift s c h e i n', und das muß auch in der Handschrift des ersten Uebersetzers, Mellish, gestanden haben. In der Theaterhandschrift fanden sich nach s c h w e l l e n d f o l g e n (59) noch die Verse: „Und meines Glückes Quell, der itzt, | Von einem bösen Stern gebunden, stockt, | Wird freudig bald aus allen Röhren springen."

Sogar die ängstlichen Mahnungen des in vollster Aufregung hereinstürzenden Seni*) können Wallenstein nicht rühren; er sieht in ihnen, da Seni die Schweden für falsche Freunde hält, nur dessen leidenschaftliche Abneigung gegen die Andersgläubigen. Seni war ein aus Genua stammender Katholik. Da glaubt Gordon noch den äußersten Versuch zu Wallensteins Rettung machen zu müssen; er fällt plötzlich vor diesem nieder, worin ihm Seni folgt, und bittet ihn, noch im letzten Augenblicke durch die Trennung von den Schweden seinen Fehler gut zu machen. Gordons Kühnheit verletzt diesen so schwer, daß er sie nur dem treuen und ihm warm ergebenen Jugendgenossen verzeihen kann. Mit der Aeußerung, der Kaiser könne ihm nimmer vergeben, weil Blut geflossen, ist nur gemeint, er sei schuld, daß Max sich in Verzweiflung auf die Schweden geworfen, und so sich und die Seinen zu Grunde gerichtet. Auch wäre es ihm unmöglich Verzeihung anzunehmen, und so zur Unbedeutendheit herabzusinken. Ja, hätte er es auch wollen können, jetzt sei es zu spät. Wenn er geahnt, fügt er in tiefster Bewegung hinzu, daß er den Freund in den Tod treiben werde**), wenn er die Schrecklichkeit dieses Verlustes so vorgefühlt, wie er ihn jetzt empfinde („hätte mir das Herz, wie jetzt, gesprochen“), vielleicht würde er dann zurückgetreten sein — doch er selbst kann an diese Möglichkeit kaum glauben. Jetzt, wo schon Blut, und so theures, geflossen, muß er alles wagen. In der Dar-

*) Nach Murr (S. 339) hatte Wallenstein mit Seni sich kurz vor dem Schlafengehn darüber gestritten, ob nach den Planeten die Gefahr vorüber sei, was Seni leugnete. Vgl. auch oben S. 151.

**) Früher stand: „Daß mir der liebste Freund | Als erstes Todesopfer *(Todtenopfer)* würde fallen.“

stellung der Unmöglichkeit des Rücktritts herrscht der Schmerz über den Verlust von Max vor; daß er sein den Schweden gegebenes Wort nicht zurücknehmen dürfe, kommt gar nicht in Erwägung. Aber noch ehe er sich zur ersehnten Ruhe begiebt, fällt sein Kammerdiener in heftiger Bewegung vor ihm nieder; die schmerzliche Ahnung, daß sein Herr dem Verderben entgegengehe, macht ihn sprachlos. Wallenstein schreibt auch diese Ahnung einem ganz gewöhnlichen Umstande zu, und um den Pagen nicht unglücklich zu machen, will er ihn nicht länger in seinem Dienst festhalten. Die letzten Worte des seines Glückes sichern Helden machen auf den Zuschauer, welcher den über ihm schwebenden Tod voraussieht, einen tragischen Eindruck. Der Herzog geht durch die Galerie ab, auf die das Vorzimmer seines Schlafgemachs mündet.

Sechster und siebenter Auftritt. Gordon kämpft mit sich, während er Buttler schon draußen hört, ob er nicht Wallenstein durch Aufregung des Hauses retten solle, doch zu einer so folgenreichen That kann der schwache Mann sich nicht erheben, und so stellt er die Sache dem Himmel anheim. Die unabhängig von einander gesprochenen Reden Gordons und Buttlers, der zuerst im Hintergrund erscheint, darauf, näher tretend, eine Stimme vernimmt, die er dann als die Gordons erkennt, sind von großer Wirkung. Buttlers Kunde, daß Illo und Terzky bereits gefallen*), macht den Alten schaudern. Auf Buttlers die schreck-

*) Terzky focht (Murr S. 335) mit Geraldino und Deveroux, dessen Degen entzwei sprang, erlegte zwei Soldaten und verwundete tödtlich den Spanier Lebra. Andere erzählten dies von Illo, was Murr mit Recht für einen Irrthum erklärte. Aber Schiller schreibt es dem Illo zu, weil es zu dessen wildem Charakter besser paßt. Birlinger sieht darin irrig nachlässige Benutzung des Chaos.

will, beschwört er sie, ihn zu lassen, weil alles an diesem Augenblicke hänge. Sein Ruf nach Buttler setzt die Gräfin in Erstaunen, da dieser mit ihrem Manne auf dem Schlosse ist. Endlich erscheint dieser, um zu erklären, die von Gordon gebrachte Kunde, die Kaiserlichen seien unter Oktavio eingedrungen*), komme zu spät. Das Wort, es sei zu spät, Gordons Verzweiflung und Oktavios Eindringen lassen sie das Schlimmste ahnen, was durch Seni in fürchterlichster Weise bestätigt wird, der auch den eben vernommenen Tod ihres Mannes in seiner Verzweiflung verrät. Der Hülferuf einer Kammerfrau erinnert etwas unnöthig an den fürchterlichen Eindruck der Schreckenskunde auf die Herzogin.**) Die Ankunft des Bürgermeisters, der von der Mordthat in seinem Hause gehört, und das Fortrennen der Bedienten, von denen einer für sein eigenes Leben fürchtet, der andere die Verwirrung zum Stehlen mißbraucht***),

---

*) In Wirklichkeit erschien nicht Piccolomini, sondern Gallas, und zwar erst am andern Tage, zuerst in Eger.

**) Hilf! Hilf kann hier nur als Hülfe gefaßt werden, wie auch sonst das einfache Hilf! steht, nicht als Imperativ, wie Hölscher S. 7 f. meint, da in diesem Falle die Mehrheit Helft stehn müßte. Auch möchten wir nicht mit ihm nach dem zweiten Hilf das Ausrufungszeichen vertheidigen, vielmehr scheint der Rhythmus besser, wenn wir Hilf' der Herzogin zusammenfassen, so daß das erste Hilf' wie eine Art Vorschlag erscheint. Der Schwabe Schiller sprach Hilfe, der Frankfurter Goethe Hülfe.

***) Nach Murr (S. 345) verkroch sich das Hausgesinde oder sprang von oben herab in den Hof, wobei es sich sehr verletzte, oder nahm auf andere Weise Reißaus, wobei manche des Raubs nicht vergaßen und in die benachbarten Marktstockhäuslein viel Silbergeschirr und andere Sachen brachten, um sie zu verkaufen. Schillers Bezeichnung, wonach ein Bedienter Silbergeschirr getragen, ist in dieser Fassung kaum verständlich. Die Gräfin sagt A. XII, 7 f., das *Hofgesinde fliehe*.

wäre wohl sehr entbehrlich.*) Die Anzeige der Ankunft Oktavios, des Verderbers ihres Bruders, setzt die Gräfin in entsetzlichste Aufregung; sie entfernt sich, festen Entschlusses, diese Erniedrigung nicht zu überleben.

Elfter und zwölfter Auftritt. Oktavio will die Schreckenskunde von Wallensteins Ermordung nicht glauben; aber Gordon weist auf den in einem rothen Zimmerteppich hinten über die Szene getragenen Leichnam hin.**) Deveroux bringt Buttler Wallensteins goldenes Vließ und Degen. Macdonald fragt ihn, ob man die Kanzlei schließen solle***), aber dieser verweist sie auf Oktavio. Wenn Buttler auf Oktavios Vorwurf behauptet, er habe nur des Kaisers Urtheil vollstreckt, so hat er nach der bisherigen Darstellung des Stückes durchaus recht, und Oktavios Verwünschung der raschen Vollziehung des Willens der Könige erscheint als leere Sophistik. Auch darf er gegen diesen behaupten, daß er nur das gethan, wozu er ihn getrieben. Sofort will er zum Kaiser nach Wien, von welchem

*) In der szenarischen Bemerkung zum zehnten Auftritt wird irrig der Bürgermeister vor dem Pagen und der Kammerfrau genannt. Auch daß Bediente schreckensvoll über die Szene rennen, ist hier nicht bezeichnend. Eigentlich sollten im Szenarium nur „Vorige. Seni“ stehn, da die andern nicht schon am Anfange des Auftritts auf der Bühne sind. Die Theaterhandschriften haben noch die Bemerkung, daß der ganze Auftritt ohne Pausen gesprochen werden müsse.

**) Daß derselbe, in seinen rothen Fußteppich gehüllt, fortgetragen wurde, ist überliefert. Vgl. Murr S. 342 f. und oben A. III, 123 ff.

***) Dies thaten nach dem ausführlichen Bericht (S. 280) Buttler, Gordon und Leßley; auch ließen sie die Leiche in einem alten Wagen aufs Schloß bringen. Das Schwert Wallensteins und die Partisane, womit dieser durchstochen worden, zeigte man Goethe auf der Bibliothek des Rathhauses in Eger. Auch Schiller hatte die letztere gesehen.

er Belohnung für die stracke Vollziehung des allerhöchsten Befehls erwartet.*)

Noch schärfer trifft den verrätherischen Freund die jetzt wieder eintretende Gräfin Terzky, die den Untergang ihres ganzen Hauses verkündet, das mit ihr ende. Sie überhört Oktavios Schmerzensruf, den sie, da von ihrem Hause niemand mehr zu vernichten ist, nur bittet, Wallensteins Dienerschaft nicht auch zu mißhandeln. Als er darauf sie der Gnade der Kaiserin versichert, wozu er kaum berechtigt ist, erklärt sie, sie habe auf Erden nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten, nur für sich die Gnade des Himmels zu erflehn. Für ihren Bruder wünscht sie***), daß man ihn in seiner Grabstätte zu Gitschin ruhen lasse; sie selbst hat Gift genommen, da sie ein entehrtes Leben nicht zu ertragen vermag. Noch im Hause des Mordes empfängt Oktavio, der eben selbst seinen Schmerz über die Verwaisung seines Hauses ausgesprochen hat, durch einen Kourier†) die Kunde von der freilich etwas sehr verfrühten, aber drama-

---

*) Buttler reiste wirklich bald darauf mit Deveroux nach Wien; der Kaiser reichte ihm freundlich die Hand, ließ ihm eine goldene Gnadenkette durch den Erzbischof umhängen, erhob ihn zum Grafen und schenkte ihm mehrere Güter Terzkas. Vgl. Murr S. 325. 346.

**) Sie verkündet auch, daß die Herzogin mit dem Tode ringe. In Wirklichkeit war diese gar nicht in Eger. Bitter scharf ist ihr Wort, sie liefere die Schlüssel ihres Hauses ab, das durch ihn völlig vernichtet sei. In der Theaterhandschrift änderte Schiller V. 13 „todt und Ihre (statt t o d t, d e s K a i s e r s) Rache", was viel schärfer gegen Oktavio ist, aber der Kaiser durfte kaum übergangen werden.

***) Statt „H e r r n —" sollte es heißen „H e r r n. — (zu Oktavio)". Gar zu toll hat man vermuthet, die Frage: „Wo soll . . . finden?" gehöre dem Oktavio.

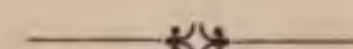
†) Ursprünglich, und noch in der berliner Theaterhandschrift, bringt ein

tisch äußerst wirksamen Belohnung, der durch seinen Verrath des Jugendfreundes erworbenen Erhebung in den Fürstenstand*), die ihm Gordon mit dem von Oktavio tief empfundenen Ausdruck des Vorwurfes ankündigt.**) Die ungeheure Wirksamkeit dieses die ganze Schwere der auf Oktavio lastenden Schuld aussprechenden Schlusses hat Goethe (vgl. S. 109) bezeichnend hervorgehoben.

Offizier den Brief (nach letzterer „mit großem Siegel") und spricht: „Ein Eilbot bracht' es mit. Er kommt vom Kaiser."

*) Oktavio wurde erst spät vom Könige von Spanien wegen des Sieges bei Diedenhofen (1639) zum Herzog von Amalfi ernannt. Selbst die Herrschaft Nachod (vgl. Murr S. 348) erhielt er erst, nachdem er sich zurückgesetzt glaubte.

**) Die berliner Handschrift fügt in der szenarischen Bemerkung zu „Vorwurfs" hinzu „und einen Nachdruck auf den Ton (das gesperrt gedruckte Wort Fürsten) legend". Ursprünglich trat Gordon dem Offizier entgegen; der Vers „Was gibts? Das ist das kaiserliche Siegel" fehlte; Oktavio selbst las die Aufschrift „Dem Fürsten Piccolomini!", ließ den Brief auf den Tisch fallen und blickte dann, wie es noch jetzt heißt, schmerzvoll zum Himmel. In der Theaterbearbeitung steht „Oktavio schrickt zusammen und".



Druckfehler.

S. 103, 14 muß es Böhmen statt Ungarn heißen.

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

19. 20.

Leipzig.
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Schillers

Maria Stuart.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

19. 20.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Schillers
Maria Stuart.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

19. 20.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Schillers
Maria Stuart.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Dritte, durchgesehene und erweiterte Auflage.

Leipzig,
Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
1885.

Sink' ein ergebnes Opfer am Altare!
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach.

I. Entstehung.

Schiller hatte kaum den Wallenstein zu Ende geführt, als er das Bedürfniß nach einer neuen dramatischen Arbeit empfand; doch wollte er, da er die ihm bei jenem erwachsene große Mühe dem geschichtlichen Stoffe als solchem zuschreiben zu müssen glaubte, diesmal einen rein erfundenen Stoff bearbeiten. „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt." So schrieb er am 19. März 1799 an Goethe, dem er bei seiner bevorstehenden Anwesenheit zu Jena einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorzulegen gedachte, um nicht in der ersten Instanz, in dem Gegenstande, einen Mißgriff zu thun. Zwei Tage später kam Goethe, der sofort an Meyer berichtete, Schiller habe sich
wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umg
von dem obligaten Historischen ermüdet, seine Fa
Felde der freien Erfindung gesucht. Der Stoff sei t
die Anlage gut, und er wolle den Plan genau
ehe er die Ausführung anfange. Daß der Stoff d
Brüder, der spätern Braut von Messin

sich unwidersprechlich aus Goethes Bemerkung in den Tag- und Jahresheften unter dem Jahre 1799, nach dem Wallenstein seien Maria Stuart und die feindlichen Brüder zur Sprache gekommen. Die gangbare Annahme eines Irrthums von Goethes Seite ist um so haltloser, als der Stoff der feindlichen Brüder schon älter war. Schiller hatte sich demnach schon vor Goethes Ankunft für diesen Stoff entschieden, aber er ging bald davon ab, wohl weil ihm die Erfindung nicht nach Wunsch gelingen wollte, und so wandte er sich wieder einem geschichtlichen Stoffe zu, der ihn gleichfalls schon früher angezogen hatte. Er scheint damals beim Suchen nach einem neuen dramatischen Gegenstand auf die „biographischen Nachrichten der erlauchten Damen Frankreichs“ von Pierre de Bourdeilles de Brantôme geführt worden zu sein, von denen der zehnte Band der zweiten Abtheilung der von ihm selbst gegründeten „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten“ vor einigen Jahren eine Uebersetzung gebracht hatte; das zweite Stück Brantômes behandelte eben Maria Stuart in anziehender Weise. Jedenfalls muß es für höchst wahrscheinlich gelten, daß ihn gerade diese ungemein günstige und lebendige Schilderung der unglücklichen Königin für diesen Stoff bestimmte. Beim Todesgange Mariens im fünften Aufzug hat er diesen, wie Boxberger zuerst bemerkt hat, ohne Zweifel, wenn auch keineswegs allein, benutzt. Schiller hatte schon im Dezember 1782, wo er nach Bauerbach kam, diesen Stoff sich zu dramatischer Bearbeitung vorgesetzt. Unter den Büchern, die er am 9. von dem meininger Bibliothekar Reinwald zu erhalten wünschte, war auch Robertsons „Geschichte von Schottland“. In einem spätern Briefe schreibt er diesem: „Zu

meiner Maria Stuart schicken sie mir doch auch jetzt Geschichten. Cambden*) ist herrlich, doch ist es gut, wenn ich mehrere habe." Doch schwankte er längere Zeit zwischen diesem geschichtlichen Stoffe und dem ersonnenen eines Imhof. Ende Februar versprach er dem Buchhändler Weygand in Leipzig eine Maria Stuart; aber bald darauf wandte er sich von ihr zum Karlos, dessen Geschichte ihm Dalberg schon in Mannheim empfohlen hatte. Kaum dürfte er von jener beabsichtigten Maria Stuart etwas aufgeschrieben haben.

In Weimar, wohin Schiller am 9. April mit Goethe ging, wird dieser ihn zu ernstlicher Beschäftigung mit Maria Stuart getrieben haben, die er wohl schon zum nächsten Geburtstage der

*) William Cambden gab im Jahre 1615 den ersten bis 1589 reichenden Theil seiner Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elizabetha heraus; den ersten Entwurf hatte er dem berühmten Geschichtschreiber de Thou (Thuanus) mitgetheilt, der ihn zu seiner Historia sui temporis benutzte. Burleigh hatte Cambden die Archive geöffnet, die er, wie alle andern ihm zu Gebote stehenden Quellen, mit großem Fleiße benutzte. Da er unter der Regierung von Mariens Sohn schrieb, so mußte er, wie sehr er auch die volle Wahrheit als erste Pflicht des Geschichtschreibers hervorhob, doch zu Gunsten der schottischen Königin schreiben. Den schroffsten Gegensatz bildet er zu Georg Buchanan. Dieser, der am Hofe der unglücklichen Königin freundliche Aufnahme gefunden hatte, war nach ihrem Sturze ganz auf die Seite ihres Gegners, des Regenten Murray, getreten, dessen Lehrer er gewesen. In Murray's Auftrag gab er 1751 eine Begründung der Beschuldigungen gegen Marien heraus (Detectio Mariae reginae); eine Zeit lang war er Mitglied des Staatsraths und Siegelbewahrer. Seine schön geschriebene Rerum Scoticarum historia (1582) nimmt entschieden Partei gegen seine frühere Königin. Cambden behauptet, freilich ohne Beweis, Buchanan habe kurz vor seinem Tode die Verunglimpfung Mariens bitter bereut, und seine Schuld, wenn er es vermöchte, selbst mit seinem Blute zu sühnen gewünscht. Buchanans auf Seiten des Volksrechts stehende Schrift De jure regni apud Scotos (1579) wurde in London öffentlich verbrannt.

Herzogin, den 30. Januar, aufführen zu lassen hoffte. Den 13. hatte Schiller selbst an Cotta geschrieben, er werde eine neue Tragödie noch für diesen Winter fertig machen. Am 24. lieh er von der weimarischen Bibliothek Cambdens Annales, welche er bei seiner Abreise am folgenden Tage mit nach Jena nahm. Dort begann er denn gleich am 26. April, wie er in seinem Kalender anmerkt, „Maria Stuarts Geschichte zu studiren". Denselben Tag schreibt er an Goethe, noch könne er zu keiner ruhigen Stimmung kommen. „Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht, und den Prozeß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viele dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der euripidischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualifiziren;*) denn ich sehe eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen**) auf die

*) Es widerspricht dem Zusammenhang, wenn Boxberger diese Aeußerung auf die Exposition des Stückes bezieht, von welcher hier gar nicht die Rede ist, und er an die Prologe denkt, die ja, wie Lessing unsern Dichter belehrt hatte, kein wesentlicher Bestandtheil des euripideischen Dramas sind. Die „euripidische Methode" geht eben auf die ausführliche Entfaltung des Zustandes, auf den breitern Pinsel des Dramatikers. Schiller bedurfte hier einer gewissen epischen Breite der Darstellung, in welcher sich die Personen, ihr Verhältniß gegen einander und die Handlungen in lebhafter Anschaulichkeit uns vergegenwärtigen. Es beschränkt sich dieses nicht auf die Exposition, sondern ist ein bezeichnender Charakterzug des ganzen Stückes.

**) Unter dem Politischen ist hier nicht das Konfessionelle zu verstehn, wie Fielitz „Studien zu Schillers Dramen" (1876) S. 52 will, sondern der Streit Mariens mit ihren schottischen Unterthanen und die von Elisabeth und der englischen Regierung dagegen eingenommene Stellung.

Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich und bis meine Ideen bestimmter geworden sind.“ Die von Schiller benutzte „Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth“ scheint nicht Cambden, den er freilich daneben gebrauchte, sondern der Aufsatz von Archenholz gewesen zu sein, „Geschichte der Königin Elisabeth von England“, im „Historischen Kalender für Damen für das Jahr 1790“ S. 1—189; er besaß diesen als Geschenk seines Verlegers Göschen, für den er die folgenden Jahrgänge des Kalenders übernahm. Archenholz gibt ausführlich Mariens Geschichte. Nach der Schilderung ihrer Hinrichtung (er folgt hier, wie so oft, ganz Robertson) heißt es: „Die Menschenliebe macht uns geneigt, einen Schleier über ihre Vergangenheit zu werfen und ihre Handlungen mehr ihrer Lage als ihrer Gemüthsneigung zuzuschreiben. Ihre Leiden überstiegen sowohl nach deren Grad als deren Dauer jene tragischen Unglücksfälle, die die Phantasie dichtet, um auf Theatern Mitleiden zu erregen. Wenn wir diese Leiden mit allen Umständen erwägen, so werden wir gestimmt, die Fehler der unglücklichen Königin zu vergessen und unsern Thränen freien Lauf zu lassen.“ Gerade von dieser tragischen Seite nahm Schiller den Stoff, wie er auch die ganze Auffassung von Archenholz in den Hauptpunkten beibehielt. Schon bei diesem tritt Elisabeths Eifersucht auf Mariens größere Reize hervor; ihr Mitleid, ihr Entsetzen über die Vollstreckung des Urtheils, ihre Thränen und ihre um die Hingerichtete angelegte Trauer, ihre Bestrafung derjenigen, die das Urtheil in Vollzug gesetzt, alles dies ist eben nur eine Farze. Archenholz ließ aber die Königin diese „unwürdige Rolle“ nach der Hinrichtung besonders deshalb spielen, um den Sohn der Unglücklichen und

die Schottländer zu beruhigen. Daß das ganze ungerechte Verfahren gegen Marien nur auf politischen Rücksichten beruhte; daß man die Königin von Schottland, die im Vertrauen auf Schutz und Hülfe England betrat, ja Elisabeth persönlich darum flehn wollte, unwiderrechtlich festhielt, ihr nicht allein die erbetene Abreise nach Frankreich verweigerte, sondern durch die härtesten Maßregeln ihr die Flucht unmöglich machte; daß man sie unverantwortlich hinhielt und eben dadurch ihre Versuche, die ihr widerrechtlich entzogene Freiheit sich zu verschaffen, sowie die auf ihre Befreiung und Elisabeths Ermordung gerichteten Verschwörungen hervorrief, welche die Furcht und den Haß der Vornehmen wie des Volkes gegen die katholische Maria immer leidenschaftlicher erregten; daß Elisabeth sich nur zum Schein weigerte, den Prozeß gegen Marien zu erheben, und später das Todesurtheil zu unterzeichnen, da sie wußte, daß das Parlament und das Volk sie immer von neuem darum angehen würden; daß Maria den Tod als willkommenen Befreier von ihren unaufhörlichen Leiden, als Märterkrone für die katholische Religion betrachtete, der sie unverbrüchlich treu geblieben, deren Schutz noch ihr letztes Gebet erflehte; daß sie durch die rührende Duldung, womit sie dem Unvermeidlichen entgegenging, alles, was sie verbrochen, gesühnt und im Tode die ganze Würde und Hoheit einer edlen Seele bewährte, während Elisabeth von Eifersucht und Furcht zu einem unwürdigen Spiele sich hinreißen ließ: dies alles fand Schiller schon bei Archenholz, und er war in vollem Rechte, wenn er diese Darstellung eines bewährten Geschichtschreibers seiner Tragödie zu Grunde legte. Denn mit Recht bemerkt Ranke bei anderer Gelegenheit, ein *Vortheil* der poetischen Darstellung liege darin, daß sie auch

eine minder begründete Ueberlieferung annehmen und, derselben folgend, die Tiefen des Gemüths erschließen könne. Bei den „paar tragischen Hauptmotiven“ dachte Schiller wohl an die Eifersucht Elisabeths, an den Haß der auf Mariens Tod dringenden Protestanten und die für sie verhängnißvollen, auf ihre Befreiung gerichteten Verschwörungen, an die quälende Reue über die Ermordung ihres Gemahls, an ihre Liebe zu Frankreich, das sie nicht wiedersehn sollte, endlich an das freudige Bewußtsein, daß sie als Märterin ihres Glaubens sterbe. Wenn er sich noch nach weitern Quellen umsah, so that er es nur, um manche einzelne individuelle Züge, deren der Dichter zur anschaulichen Darstellung bedarf, aufzufinden und für die Auffassung der Sitten der Zeit, des englischen Lebens, der staatlichen und rechtlichen Einrichtungen Englands, des Charakters der Hauptpersonen und der Oertlichkeit eine thatsächliche Grundlage zu gewinnen. Am 26. entlieh er der weimarischen Bibliothek den zweiten Theil von David Humes History of England (1754—1761) in deutscher Uebersetzung (1762), am 27. Buchanans Rerum Scoticarum historia und du Chesne's Histoire d'Ecosse avec l'histoire d'Angleterre. An demselben Tage wünschte er durch Goethe Viewegs Taschenbuch für 1799, worin ein Aufsatz von Genz über Maria Stuart steht, aus der herzoglichen Bibliothek zu erhalten. Damit nicht zufrieden, ließ er seine Gattin sich an den in Weimar wohnenden befreundeten Engländer Charles Gore mit der Bitte wenden, ihm dasjenige mitzutheilen, was, wir wissen nicht in welchem großen Werke, wohl der Archaeologia or miscellaneous tracts relating to antiquity, published by the Society of Antiquaries of London (seit 1770), auf Maria Stuart sich

beziehe.*) Gores Tochter Elise übersandte Schillers Gattin alles Aeltere und Neuere, was in dem betreffenden Werke sich auf die unglückliche Königin von Schottland bezog. „Herr Schiller wird ohne Zweifel Cambden und Robertson benutzt haben", fügte sie hinzu. „Dennoch trägt mir mein Vater auf, sie ihm zu überschicken, ebenso Brentôme und einen Band eines biographical dictionary (der Biographia Britannica?), worin viele Anekdoten stehen."

Als Goethe am 27. die obengenannten von der weimarischen Bibliothek verlangten Bücher Schiller übersandte, sprach er seine Freude über das Zutrauen aus, das dieser zu Maria Stuart habe; nur im ganzen angesehen, scheine dieser Stoff viel zu enthalten, was von tragischer Wirkung sein könne. Fast den ganzen Mai über erfreute sich Schiller, der bereits am 10. in seinen Garten zog, der Anwesenheit seines dichterischen Freundes. Mit diesem wurde wohl mehrfach über das Stück verhandelt, doch mit der Erfindung wollte es nicht recht gelingen. Zu dieser Zeit kam vieles andere zwischen den Freunden zur Sprache, besonders das Verhältniß der Natur zur Kunst, so daß Schiller sich gestehn mußte, habe auch das Schema des neuen Stückes keine besondern Fortschritte gemacht und sei nichts Produktives zu Stande gekommen, so hätten sie doch diese Zeit sich wieder nützlich beschäftigt. Den 8. schrieb er an Körner, er hoffe mit seinem neuen Stücke, dessen Gegenstand er ihm noch verschwieg, allerspätestens am Ende des Winters fertig zu werden, da der Gegenstand nicht so widerstrebend als Wallenstein sei, und er an der Behandlung des letztern das Handwerk gelernt habe; müßte er den Sommer über

*) Vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde II, 359 f.

nicht mehrere Monate an Goethes Propyläen wenden, so könnte er das Stück noch zu Ende des Jahres liefern. Am 27. verließ Goethe den jenaischen Freund. Dieser meldete ihm am 29., daß er die beiden Tage in seinem angefangenen Geschäft emsig fortgefahren, und er sprach die Hoffnung aus, ein beständigeres Wetter werde auch diesen Bemühungen förderlich sein. Allein auch jetzt noch wollte es nicht recht gelingen. Den 31. klagte er, daß sein Pensum noch immer sehr ungestaltet da liege. „Wüßten es nur die allzeit fertigen Urtheiler und die leicht fertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“ Er hatte in diesen Tagen mehrere Stücke Corneilles gelesen, die er wegen ihres falschen Geschmackes widerwärtig fand. Die Weibercharaktere schienen ihm klägliche Fratzen, nur das eigentlich Heroische, das an sich nicht sehr reichhaltig, sei glücklich, doch einförmig behandelt. Es zeige sich hier Armuth der Erfindung, Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, Kälte in den Leidenschaften, Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung und Mangel an Interesse fast durchaus. Viel höher stehe Racine, obgleich auch dieser alle Unarten der französischen Manier an sich trage und im ganzen etwas schwach sei. Anfangs Juni schritt die Ausarbeitung des Schemas viel glücklicher fort, ja Schiller ging, wie bei Wallenstein, vor der Vollendung desselben schon an die Ausführung. „Ich habe mich nicht enthalten können“, schreibt er den 4. Juni an Goethe, „weil das Schema zu den ersten Akten der Maria in Ordnung und in den letzten nur noch ein einziger Punkt*) unausgemacht ist,

*) Vielleicht die Art, wie Maria zur Spendung der Sakramente gelangt, trotz der Weigerung der englischen Regierung, einen katholischen Geistlichen zuzulassen.

um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung fortzugehen. Ehe ich an den zweiten Akt komme, muß mir in den letzten Akten alles klar sein. Und so habe ich denn heute, den 4. Juni, dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monat schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen." Die von Palleske bestimmt ausgesprochene Ansicht, der erste Akt sei in dieser Weise schon in Bauerbach entworfen worden, stellt sich als ein fast unbegreiflicher Irrthum heraus. Schiller that sich etwas darauf zu Gute, daß er das Stück mit der Verurtheilung Mariens beginne; dies kann keine fast achtzehn Jahre alte Erfindung sein. Nach dem in Bauerbach dem Dichter vorschwebenden Plane sollte ohne Zweifel der Prozeß selbst einen wesentlichen Theil des Stückes bilden, dieses wohl mit der Ankunft Mariens in England, wenn nicht schon früher, beginnen. Die Vollendung des ersten Aktes hielt den Dichter sehr lange Zeit auf, was kaum zu begreifen wäre, hätte es sich bloß um die Bearbeitung eines in den Hauptpunkten feststehenden Aktes gehandelt: aber er hatte hier gerade den Grund zur ganzen Tragödie gemäß dem nach langem Sinnen ihm endlich feststehenden Verlaufe derselben zu legen. Goethe wünschte am 5. zum Anfang der Ausarbeitung Glück: so wohl es gethan sei, seinen Plan im ganzen gehörig zu überlegen, so habe doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig sei, so große Vortheile, die man nicht versäumen sollte. Schiller, der drei Tage vorher einige Stunden in Weimar gewesen war, meldet am 11., die Arbeit gehe zwar sehr langsam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen habe und beim Anfang alles darauf ankomme, sich nichts zu verderben, doch habe er gute Hoffnung, daß er auf dem rechten Wege sei. Die

freundliche Stimmung, welche ihm die schönen Tage gebracht hatten, kam der Dichtung sehr zu statten. Aber verschiedene Besuche nahmen ihn darauf so sehr in Anspruch, daß er am 14. noch immer bei seinen drei Expositionsszenen saß und einen guten Grund für das Künftige zu legen suchte. Doch äußerte er denselben Tag gegen Cotta, der vor kurzem selbst in Weimar gewesen war, er sitze schon ganz ernstlich in seinem neuen Stücke, das er, wenn die Stimmung und Lust so anhalte, schon nach Neujahr auf der Bühne sehn müsse. Den Gegenstand desselben scheint er auch diesem noch verschwiegen zu haben. Vier Tage später meldet er Goethe, könne er auch, in Folge mancher Abhaltungen, nicht mehr hoffen, dem Freunde bei dessen Ankunft den ersten Akt vollendet vorzulegen, so gehe es doch bis jetzt noch immer vorwärts, jeden Tag geschehe etwas. Schon jetzt beginne er bei der Ausführung sich immer mehr von der eigentlich tragischen*) Qualität seines Stoffes zu überzeugen; und darunter gehöre besonders, daß man die Katastrophe gleich in der ersten Szene sehe, und sie, indem die Handlung sich davon wegzubewegen scheine, ihr immer näher und näher geführt werde. An der Furcht des Aristoteles fehle es also nicht, und das Mitleiden werde sich auch schon finden. Seine Maria werde keine weiche Stimmung erregen: das sei seine Absicht nicht; er wolle sie immer als ein physisches Wesen halten. „Das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönlich- und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt

*) Höchst willkürlich und wider den offenbaren Sinn erklärt Fielitz S. 57 tragisch durch fatalistisch. Tragisch ist die Handlung gerade dadurch daß sie Furcht erregt. Hiernach wird alles hinfällig, was Fielitz aus dieser Aeußerung folgert.

keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie." Schiller stand damals noch bei der Exposition;*) später wurde er selbst von der Liebenswürdigkeit seiner Heldin hingerissen, und er zeigte sowohl Marien zärtlich, als Lester von wirklicher Liebe für sie ergriffen wird und alle ihre Diener bis zu Melvil von ganzer Seele ihr ergeben sind. Bald darauf nahm die Anwesenheit seiner Schwester und seines Schwagers Reinwald ihn eine Woche in Anspruch. Der Besuch drückte ihn sehr, da die „ganze imperfektible enge Vorstellungsweise" dieses Freundes, auf den er in Bauerbach nicht wenig gehalten hatte, mit dem er aber jetzt nur noch über das Stoffliche sich unterhalten konnte, ihn bei seinen höhern Anforderungen an eine wahre Kunstdichtung zur Verzweiflung brachte. Indessen blieben auch diese Tage für die Tragödie nicht ohne Frucht. Vom 30. Juni bis zum 3. Juli weilte Schiller in Weimar. Mit dem Entwurfe des Stückes war er jetzt so weit gediehen, daß er die von der weimarischen Bibliothek geliehenen Bücher von Buchanan, Cambden und du Chesne zurückliefern konnte; den Band von Hume hatte er schon vorher wiedergegeben.

Nach seiner Rückkehr drückte ihn die große Hitze. Er begann die dreizehnbändige Histoire d'Angleterre par Mr. de Rapin Thoyras (1724) zu lesen, deren sechster Band die Zeit unter Elisabeth enthält. Schiller hat bei den vier ersten Aufzügen Rapin ganz besonders benutzt. Daneben ist einzelnes aus Robertson und dem Aufsatze von Archenholz genommen, vielleicht

*) Hiernach sind die Folgerungen, welche Fielitz S. 61 aus dieser Stelle zieht, unberechtigt.

auch aus Cambden. „Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht sehr schnell“, schreibt er den 12. Juli an Goethe, „aber doch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort. Die nöthige Exposition des Prozesses und der Gerichtsform hat, außerdem daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war sie nicht. Die englische Geschichte von Rapin Thoyras, die ich seit dieser Arbeit lese, hat den guten Einfluß, mir das englische Lokal und Wesen immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten.“ Den 19. hören wir, der erste Akt habe ihm viel Zeit gekostet und koste ihm noch acht Tage, weil er den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff darin habe bestehn müssen und Mühe gebraucht, der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem er zugleich von allem, was diese Brauchbares habe, Besitz zu nehmen gesucht; dagegen sollten, hoffe er, die folgenden Akte, die auch beträchtlich kleiner seien, schneller gehn. „Mit dem ersten Akt der Maria hoffe ich zu Ende dieser Woche ganz im Reinen zu sein“, schreibt er Mittwoch den 24. „Ich sollte freilich schon weiter vorwärts gekommen sein, aber dieser Monat war mir nicht so günstig als der vorige. Ich bin zufrieden, wenn ich den dritten Akt [im Spätherbst] mit in die Stadt bringe.“ Doch machte er nach seinem Kalender den ersten Akt an diesem Tage fertig und begann am folgenden den zweiten. Die sichere Hoffnung auf Goethes Besuch ging diesmal wieder nicht in Erfüllung. „Mir bleibt nun nichts übrig“, äußert Schillert am 30., „als mich, so lang es gehen will, in das Produziren zu werfen, weil die Mittheilung mangelt. Ich bin auch schon ganz ernstlich im zweiten Akte bei meiner königlichen Heuchlerin [Elisabeth]. Der

erste ist abgeschrieben, und erwartet Sie bei Ihrer Ankunft." Unausgesetzt hielt er sich, da Goethes Ueberkunft sich immer länger verzögerte, an seine Dichtung, wobei sich ihm aber, da er die Vorstellung der lebendigen Masse nicht hatte, sehr lebhaft das Bedürfniß theatralischer Anschauung aufdrängte, welchem er durch seine Uebersiedelung nach Weimar zu genügen sich entschloß. An Körner schreibt er nach langem Stillschweigen (dessen Urtheil über Wallenstein hatte ihn verstimmt) den 9. August, er stecke bis über die Ohren in seiner neuen Arbeit. „Ich habe mich in den zwei letzten Monaten von allen andern Dingen abgezogen, um so rasch als möglich in das Innerste meines Geschäfts zu kommen, und ich bin auf gutem Wege dazu. Ein Drittheil der neuen Tragödie habe ich schon hinter mir, und das Schwerste vom Ganzen. Ich bin nun sicher, daß ich mich im Stoff nicht vergriffen habe, ob man gleich glauben sollte, daß ein so allgemein bekannter und tragischer Stoff, eben weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müsse."*) Den folgenden Tag meldet er Cotta, er befinde sich wohl und benutze die gute Jahreszeit; auch schreite er in seiner Arbeit fleißig fort, die er, wenn nichts dazwischen komme, mit Ende des Jahres zu endigen hoffe. Von England aus war er unterdessen mehrfach wegen der Ueberlassung seiner neuen Stücke in Anspruch genommen worden, für

---

*) Eine 1784 zu Wien erschienene Maria Stuart von Heinrich Spieß war während Schillers zweiter Anwesenheit in Mannheim dort zurückgewiesen worden, wogegen sie auf andern Bühnen gespielt wurde. Kaum dürfte sich Schiller derselben noch erinnert haben. Als der Dichter sein Stück dem Regisseur Opitz in Leipzig angeboten hatte, gedachte dieser des bereits seit vielen Jahren aufgeführten gleichnamigen Trauerspiels von Spieß, von welchem der Plan und die Geschichte

deren Uebersetzung er den im nahen Dornburg wohnenden, Goethe und dem weimarischen Hofe befreundeten Engländer Joseph Charles Mellish in Aussicht genommen hatte, der Goethes *Hermann und Dorothea* übersetzt, und auch einiges aus *Wallenstein* mit gutem Verständniß übertragen hatte. An Goethe berichtet er den 16., in seiner dramatischen Arbeit gehe es noch immer frisch fort, und wenn nichts dazwischen komme, könne er vor dem Ende des Monats mit dem zweiten Akt fertig werden, der im Brouillon schon da liege. „Ich hoffe, daß in dieser Tragödie alles theatralisch sein soll, ob ich sie gleich für den Zweck der Repräsentationen etwas enger zusammenziehe. Weil es, auch *historisch* betrachtet, ein reichhaltiger Stoff ist, so habe ich ihn in historischer Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen können, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich da steht, nicht nöthig und, wegen historischer Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Interesse sind. Uebrigens ist bei der Arbeit selbst schon auf alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch wegbleibt, und es ist durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim *Wallenstein*." Am 24. bot er dem in Eton wohnenden Hofmeister G. H. Nöhden, der im Auftrage des

---

von Schillers „neuem Trauerspiel" ohne Zweifel wesentlich abweichen werde. Lope de Vegas Corona tragica de Maria Estuarda war Schiller wohl eben so unbekannt wie John Banks' The Island Queens or the death of Mary, Queen of Scots, das erste, 1706 mit allgemeinem Beifall aufgeführte Stück des Dichters, dessen *Essex* Lessing (Dramaturgie Stück 53 ff.) ausführlich besprochen hatte. Ueber eine Schulkomödie Maria Stuarta vgl. Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" XLII, 400 ff.

londoner Buchhändlers L. Miller wegen der Uebersetzung seines Wallenstein verhandelte, falls er auf seine Bedingungen eingehn wolle, auch seine künftigen Dramen an, zunächst sein neuestes Stück, Maria Stuart, für das er Mellish als Uebersetzer vorschlug. Sie würden dann auch den Vortheil haben, daß die Uebersetzung, da er das Stück aktweise dem Uebersetzer geben könne, mit Anfang des März fertig wäre. Den 26. ward der zweite Akt abgeschlossen und der dritte begonnen, worin Schiller aber schon am 3. September, wegen einer Reise nach Rudolstadt und der drängenden Ausstattung des Musen-Almanachs mit einem eigenen Beitrage, einen Stillstand eintreten lassen mußte. „Ich werde nun", schreibt er an diesem Tage dem weimarischen Freunde, „in meiner dramatischen Arbeit eine Zeit lang pausiren müssen, wenn noch an den Almanach gedacht werden soll. Der Abschnitt ist auch schicklich; ich habe die Handlung bis zu der Szene geführt, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Die Situation ist an sich selbst moralisch [nach den persönlichen Verhältnissen]*) un-

---

*) So schrieb ich schon in der ersten Auflage. Fielitz S. 49 behauptet, dieses Wort Schillers sei stets mißverstanden worden, aber er selbst geht fehl, wenn er bemerkt, Schiller sage, daß Elisabeth ihrer gefangenen und verurtheilten Feindin, deren Tod sie um jeden Preis wolle, eine Zusammenkunft bewillige, sei moralisch unmöglich, er habe aber das für seine dichterischen Zwecke nöthige Zusammentreffen der beiden Frauen „durch andere moralische und sachliche Motive" herbeigeführt. Moralisch wird von Schiller hier offenbar als Gegensatz zu ästhetisch gedacht, aber der Hauptpunkt liegt nicht in diesem, sondern in dem von Fielitz sonderbar übersehenen an sich selbst d. h. in der Weise, wie die Zusammenkunft von Marien verlangt wird, als eine Unterredung mit ihrer königlichen Schwester, der sie nach ihrer Verurtheilung ihr Herz als Schwester, Königin und Frau öffnen und sich über die gegen sie geübte Gewaltthätigkeit beklagen

möglich; ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poesie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig, sie mit Ihnen zu verhandeln. Ich fange in der Maria Stuart [am Anfange des dritten Aktes] an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Diese Abwechslung ist ja auch in den griechischen Stücken, und man muß das Publikum an alles gewöhnen." Goethe erwiederte: „Ueber Ihre Marie wird es mir eine Freude sein, mit Ihnen zu verhandeln. Was die Situation betrifft, so gehört sie, wenn ich nicht irre, unter die romantischen. Da wir Modernen nun diesem Genius nicht entgehen können, so werden wir sie wohl passiren lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit nur einigermaßen gerettet ist. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan. Ich bin äußerst neugierig auf die Behandlung." Vom 13. bis zum 15. war Schiller zu Weimar. Den folgenden Tag kam Goethe auf einige Wochen nach Jena. Schiller las ihm noch denselben Abend die zwei ersten Akte der Maria Stuart vor, die sich seines vollsten Beifalls zu erfreuen hatten. Ihn beschäftigte damals das Lied von der Glocke nebst andern kleinen lyrischen Gedichten. Die Schwierigkeit, welche ihm die historischen Stoffe verursachten, hatte ihm

---

will, ist sie moralisch unmöglich d. h. Elisabeth kann sie nicht bewilligen. Diese wird erst möglich nicht durch moralische Motive, sondern dadurch, daß sie wesentlich eine andere ist als die, welche Maria verlangt hat, dadurch, daß Leicester Elisabeth auffordert, die Zusammenkunft zur Demüthigung ihrer Nebenbuhlerin zu benutzen, und er es zu veranstalten weiß, daß dieselbe als zufällig, von ihr nicht beabsichtigt erscheint. Elisabeth kann diesem Reize nicht widerstehn, und so geht sie gern auf Leicesters Vorschlag ein.

diese vor der Hand wieder verleidet, wie er am 26. September gegen Körner äußert, der ihm solche zu sammeln sich angeboten hatte; sie nähmen der Phantasie zu sehr die Freiheit und seien mit einer fast unausrottbaren prosaischen Trockenheit behaftet. Seine Hoffnung, schon am 27. zur theatralischen Muse zurückzukehren, ging nicht in Erfüllung, da ihm das Lied von der Glocke noch ein paar Tage kostete. Nach seinem Kalender nahm er erst am 30. Maria Stuart wieder vor. Den 3. Oktober zog er aus dem Garten in die Stadt, wo ihm am 11. in später Nachtstunde seine erste Tochter Caroline geboren wurde. Als er am folgenden Tage die glückliche Vermehrung seiner Familie mit einem neuen Bürger Cotta mittheilt, schreibt er: „Mein neues Stück, die Maria Stuart von Schottland, ist schon sehr weit gediehen; und ich lebe schon wieder in zwei neuen Planen*), die nächstes Jahr noch sollen ausgeführt werden. Alles ist jetzt meinen theatralischen Beschäftigungen günstig; denn ich werde ins künftige die Wintermonate förmlich in Weimar wohnen mit meiner ganzen Familie. Der Herzog hat mir, um es zu befördern, 200 Rthlr. Zulage gegeben. Die Nähe des Theaters wird begeisternd auf mich wirken und meine Phantasie lebhaft anregen. Auch kann ich auf diese Art mehr mit Goethen zusammen sein." Aber die Unruhe, worein der leidende Zustand seiner Gattin Schiller versetzte, raubte ihn jede Stimmung zur Fortsetzung des Dramas. Um dem Herzog zu gefallen, griff er wieder zu dem längst zurückgelegten Plane seiner von diesem besonders begünstigten Malteser; er überdachte diesen näher, und er hoffte,

*) Die beiden neuen Plane waren Macbeth, dessen er im Briefe an Goethe vom 26. August gedenkt, und die feindlichen Brüder (vgl. oben S. 1 f.).

daß es damit recht gut gehen werde, da er das punctum saliens gefunden habe und das Ganze sich zu einer einfachen großen und rührenden Handlung eigne. Noch immer hoffte er Maria Stuart im Januar auf die Bühne zu bringen. Aber am 23. erkrankte Schillers Frau so heftig, daß ihr Leben mehrere Tage in Gefahr schwebte und eine lange Schwächung unvermeidlich schien. Erst am 21. November ward sie merklich besser, so daß am 3. Dezember die Uebersiedelung nach Weimar gewagt werden konnte.

Hier ging der Dichter bald wieder an seine Maria Stuart, deren dritter Akt bis auf wenige Lücken am 23. vollendet war, so daß er den folgenden Abend Mellish die drei ersten Akte vorzulesen versprach. „Ich hatte gestern Abend den Anschlag gefaßt, Sie noch zu besuchen", meldet er den 23. an Goethe, „vertiefte mich aber zu sehr in mein Geschäft (Maria Stuart), und die Stunde wurde versäumt. Weil ich morgen die drei ersten Akte Mellishen lesen will, so war und ist noch in diesen Tagen viel zu thun, was mich zu Hause gehalten; denn nichts ist, wie Sie selbst aus Erfahrung wissen werden, zeitverderblicher als die kleinen Lücken, die man in der Arbeit gelassen, auszustopfen." Wahrscheinlich wiederholte er diese Vorlesung den 27. beim Herzog, zu welchem er mit Goethe geladen war. Am letzten Tage des Jahres führte er das Stück bis zu Mortimers Tod; denn darauf bezieht es sich, wenn er gegen Goethe äußert, bis zum Abend wolle er suchen, einen seiner Helden, dem die Keren des Todes sich schon nahten, noch unter die Erde zu bringen.

Am 5. Januar 1800 sprach Schiller gegen Körner die Hoffnung aus, mit seinem neuen Stücke, wenn er sich ferner

daran halte, doch vielleicht Ende Februar fertig zu werden. Aber die Bearbeitung des Macbeth, die ihn länger aufhielt, als er gedacht, und die Durchsicht seines Wallenstein für den Druck hielten ihn zurück, und am 16. Februar warf ihn gar eine ernstliche Krankheit nieder, von welcher er noch am 24. März die schweren Folgen fühlte, da die Kräfte sich nicht rasch herstellen wollten. Die Unterhandlungen mit Miller (S. 16) hatten sich indessen zerschlagen, und auch der Versuch, Maria Stuart durch Sheridan auf das Drurylane-Theater zu bringen, war ohne Erfolg geblieben. Mellish sollte Maria Stuart übersetzen; für einen Verleger der Uebersetzung werde Cotta sorgen. Am 16. März sandte Schiller den ersten Akt an Mellish; sei er damit fertig, so solle der dritte (den zweiten hatte er schon früher erhalten) folgen und so nach und nach die übrigen. Eine Einladung Goethes auf den Mittag des 5. April mußte er absagen. „Ich stecke jetzt ganz in meinem Geschäfte und suche, da ich eine leidliche Stimmung habe, so weit zu kommen, als möglich ist.“ Am nächsten Mittag werde er sich einstellen, wenn er sich nur irgend wohl befinde; denn noch immer war er leidend. Am 5. Mai, während Goethes Aufenthalt in Leipzig, schrieb er, daß er die vier ersten Aufzüge des Stückes für den Theaterzweck vollständig in Ordnung gebracht, und schon den fünften in die Hand genommen. „Ihre Abwesenheit empfinde ich sehr“, äußert er den 9. gegen diesen, „und doppelt empfinde ich sie, weil ich mich jetzt nicht in meine Arbeit verlieren kann; denn die Proben zu Macbeth zerschneiden mir die Zeit gewaltig, und zum fünften Akt der Marie habe ich nicht kommen können, auch nicht wollen, weil ich dazu einer eigenen Stimmung bedarf.“ Zwei Tage später lud er die Schauspieler zu sich,

denen er die vollendeten vier Akte vorlas. Man erzählt*), Schiller habe die Vorlesung absichtlich erst nach dem Nachtessen, um elf Uhr, begonnen, und den meist schon seit 5 Uhr versammelten Schauspielern vorher von dem Stücke nichts weiter verrathen, als daß seine Maria nicht unschuldig sei, da eine engelreine Heldin ihm untragisch scheine. Einige Fläschchen Constanziawein setzten alle in eine heitere Stimmung. Das mit Feuer vorgetragene Stück riß sie zur Bewunderung hin. Schiller bemerkte gelegentlich, es habe ihm angemessener geschienen, gleich zu Anfang Mariens Schuld hervortreten zu lassen; diese verringere sich im Laufe des Stückes immer mehr, und zuletzt stehe sie fast makellos da; es müsse gleich deutlich werden, was in den Beschuldigungen ihrer Feinde wahr und was Verleumdung sei. Der Dichter habe mit der Vorlesung hauptsächlich bezweckt, die vom Herzog begünstigte Schauspielerin Fräulein Jagemann für die Rolle der Elisabeth zu gewinnen, was ihm auch vollkommen gelungen sei, da er die Elisabeth für eine größere Kunstleistung als die der Maria, die sich gewissermaßen von selbst spiele, erklärt habe: aber ohne Zweifel wollte er sich des guten Willens aller Schauspieler versichern. Damals, hören wir weiter, habe er beabsichtigt, die Darstellerinnen der Rollen der beiden Königinnen mit einander abwechseln zu lassen. Im fünften Akte hätten noch zwei junge Gräfinnen Douglas**) auftreten sollen, von denen er die eine

---

*) Vgl. Weimars Album (1840) S. 150 ff. Wir müssen die Genauigkeit dieses Berichtes auf sich beruhen lassen.

**) Töchter des mit Marien verwandten, von ihr zum Kanzler ernannten Grafen Douglas, der später als ihr entschiedenster Gegner auftrat und auf Befehl des Königs Jakob, des Sohnes Mariens, 1581 als Mitschuldiger am Morde

für die im Frühjahr nach Weimar gekommene Fräulein Fanny Caspers bestimmt habe, welche im Naiven und Schalkhaften sich auszeichnete und, wie auch ihre ältere Schwester, damals die schönsten Hoffnungen erregte. Daß Schiller in dieser Szene Marien als besorgte Mutter habe zeigen wollen, müssen wir stark bezweifeln. Hat er ja absichtlich (mit Ausnahme von I, 7) jede Beziehung auf Mariens einzigen Sohn gemieden. Von der weimarischen Bibliothek lieh er um diese Zeit für den fünften Akt einen theologischen Mischband, der unter andern eine Schrift von d'Aubespine De veteribus ecclesiae ritibus enthält.

Den 15. Mai begab sich der Dichter, nur von seinem Diener Rudolf begleitet, nach dem herzoglichen Schlosse Ettersburg, um hier in stiller Ruhe den fünften Akt zu dichten. Hierzu hatte ihn wahrscheinlich Goethe bestimmt, der in ähnlichem Falle die Einsamkeit suchte; dieser wird ihm auch die Erlaubniß des Herzogs dazu erwirkt haben. Während der ersten Tage hinderte ihn das unfreundliche Wetter, doch bald rückte es mit der Dichtung. Den 23. kam er nach Weimar, um Leseprobe der vier ersten Akte zu halten; am Abend des 24. kehrte er nach Ettersburg zurück, wo es aber mit der Fortdichtung nicht recht gelingen wollte. Den 29. kamen die Schauspieler Vohs nebst Frau, Becker und Haide zur Probe nach Ettersburg; aber die meiste Zeit wurde verschwatzt. Am 2. Juni kehrte Schiller nach Weimar zurück, ohne das Stück zu Ende geführt zu haben.

Darnleys hingerichtet worden war. Maria hatte auf seinem Schlosse Lochlevin gefangen gesessen, war aber durch seinen Sohn Georg befreit worden. Ursprünglich hatte Maria schon I, 2 sich gegen Paulet darüber beklagt, daß man ihr „die *unschuldige* Gesellschaft der Schwestern Douglas, ihrer lieben Basen," entziehe.

Mit Goethe, der vergebens die Zeit über nach Ettersburg zu kommen gehofft hatte, verhandelte Schiller am 23. oder 24. über das Stück. Von der Absicht, eine Kommunion auf der Bühne darzustellen, war Goethe wohl früher unterrichtet; denn, wenn dieser gleich am Tage nach seiner Rückkunft, am 17. Mai, das römische Missale und Breviarium und zwei Werke über Kirchengebräuche von der weimarischen Bibliothek lieh, so that er dies wohl nur der Aufführung wegen, um sich über das äußere Ceremoniell der katholischen Kommunion ins Klare zu setzen. Endlich am 9. Juni wurde der fünfte Akt beendet, als die Leseproben der vier ersten schon begonnen hatten. Goethe war verhindert, diesen beizuwohnen. Am 10. schreibt ihm Schiller: „Es thut mir leid, daß Sie unserer Leseprobe nicht beiwohnen können; ich werde Ihnen morgen einen treuen Rapport davon erstatten!“ Am Abend scheint der fünfte Akt vorgelesen worden zu sein; denn Schiller fährt fort: „Bei der Abendvorlesung der Maria wünschte ich Sie eigentlich nicht anwesend, weil ich Ihnen die ganze zweite Hälfte des Stückes, die Sie noch nicht kennen (den vierten und fünften Aufzug) lieber auf einmal vorlegen möchte und bei dem verzettelten Vorlesen (der einzelnen Schauspieler) das Beste verloren geht.“ Der Herzog hörte wohl durch die Jagemann am Abend des 11., Maria solle im letzten Akte kommunizieren. Am folgenden Morgen sprach er deshalb sein Bedenken darüber gegen Goethe aus; dieser möge doch darauf achten, daß ja nichts Anstößiges dabei vorkomme, wie es auch vor mehrern Jahren in Hagemeisters Jesuiten, wo eine Messe gesungen werden soll, während Manfred am Altar kniet, vermieden worden sei, nur hätte man damals noch das Crucifix weglassen können. Goethe schrieb darauf sogleich dem Dichter:

„Der kühne Gedanke, eine Kommunion aufs Theater zu bringen, ist schon ruchtbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war; nun, da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Akt mittheilen, und mich diesen Morgen nach zehn Uhr besuchen, damit wir die Sache besprechen könnten!" Die Kommunion mit der vorhergehenden katholischen Beichte unterblieb wirklich: in der betreffenden Szene fielen nicht allein die meisten Beziehungen auf die förmliche Beichte weg,*) sondern auch die Stellen, wo Melvil den Kelch ergreift und Marien die Hostie zeigt, wurden ganz geändert, und dessen Schlußrede also umgestaltet:

So gehe hin und sterbend büße sie!
Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen;
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach.
Dem selgen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Sink, ein ergebnes Opfer, am Altar,
Gib hin dem Staube, was vergänglich war,
Die irdsche Schönheit und die irdsche Krone!
Und als ein schöner Engel schwinge dich
In seines Lichtes freudenreiche Zone,

---

*) Statt „daß mir Gott vergebe" ward „auf des Himmels Freuden", statt „die heilge Kirche Der mangelhaften Beichte droht" „den Meineid treffen, Der den Wahrhaftigen belügt", statt „Beichte" ward „Bekenntniß", statt „gebeichtet und gebüßt" „bekannt und abgebüßt", einmal „erlassen" statt „gebeichtet" gesetzt. Das Niederknieen Mariens, ihr Bekenntniß auf Melvils Fragen, der sogar an ihre letzte Beichte anknüpft, die Aeußerung der Reue waren geblieben, nur das Segnen mit dem Zeichen des Kreuzes zum Beginne und bei der Absolution weggefallen.

Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
Gereinigt in den Schoß des Ewigreinen!*)

Aber durch das völlige Aufgeben der Kommunion ward die Dichtung selbst geschädigt. Maria, die eben als gläubige Katholikin sterben soll, muß das innige Verlangen nach dieser Wegzehrung aussprechen, und Melvil, der ihr zu Liebe geistlich geworden, wie durch ein Wunder ihr auch diese höchste Gunst bringen.**) Welchen hohen Werth Schiller hierauf legte, ergibt sich aus der Erzählung des ersten Darstellers des Melvil, des Schauspielers Haide, welcher am 22. Juni 1812 an Böttiger schrieb:***) „Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung die Szene im fünften Aufzuge ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen; er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei der Administration beider Sakramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen, und

*) So lautet die Stelle auch in der hamburgischen, und mit geringer Abweichung (V. 6 Sink als ein) in der leipziger Theaterhandschrift.

**) Demnach ist diese Szene keineswegs, wie Freytag (Technik des Dramas S. 173) will, ein bloßes „episodisches Situationsbild", aber eben so wenig hat Fielitz Recht, sie für nicht selbstverständlich zu halten. Noch seltsamer ist Bulthaupts Ansicht (Dramaturgie der Klassiker I, 266), die Beichte habe mit dem Dramatischen nichts zu thun, die Heldin dürfe das nicht abbeichten, bereuen und zurücknehmen, was ihr Heldenthum am besten gekennzeichnet habe. Schillers büßende Maria muß als Katholikin, wie es die geschichtliche that, nach dieser Wegzehrung verlangen, nur daß sie hier auf ganz unerwartete, sie mit frommer Rührung erfüllende Weise wirklich zur Erfüllung ihres Wunsches gelangt, ist des Dichters nicht vorherzusehende höchst glückliche und ergreifende Erfindung.

***) Vgl. Schnorrs „Archiv für Litteraturgeschichte" VI, 274 f.

das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche, dem Vorzuge des katholischen Klerus, auch die Könige berechtigt seien." Freilich ist der späte Bericht nicht ganz zuverlässig, einiges, was er enthält, wie z. B. daß er schon damals neben der Rolle des Melvil auch die des Mortimer habe übernehmen müssen, entschieden falsch, aber daß Schiller ihm die möglichst getreue Darstellung des Ceremoniells anempfohlen habe, dürfte kaum zu bezweifeln sein. E. W. Webers Meinung über die Verwerflichkeit dieser Szene auf der Bühne können wir nicht ganz theilen. Nach seiner Ansicht treibt die Schauspielerin, welche Marien darstellt, da sie das Sakrament nur scheinbar genießt, mit einer Mysterie offenbare Täuschung; wollte sie die höchste Wahrheit erreichen, so würde sich die Bühne sofort in die Kirche selbst verwandeln. Wie das? Warum sollte sich eine Schauspielerin, wie in alle übrigen Zustände, auch nicht in den einer gläubigen Katholikin versetzen können, die aus innigster Andacht den Leib des Herrn empfängt? Aber die äußere Handlung der Ertheilung des Abendmahls auf der Bühne dürfte trotz allem mit dem Geiste der neuern Zeit nicht zu vereinigen sein. Der gläubige Katholik wird darin immer eine Entweihung, ein Spiel mit dem Heiligen sehn, um so mehr als die Wahrheit seines heiligen Mysteriums von Andersgläubigen bestritten wird, der Protestant sich gleichfalls durch die künstlerische Verherrlichung des katholischen Abendmahls verletzt fühlen, wenn er nicht einen Widerwillen gegen jede Darstellung religiöser Gefühle und Handlungen empfindet. Mit Recht fühlte Körner nach der Aufführung der Maria Stuart in Leipzig sich durch die Aenderung der Szene verletzt. Dürften Dichter und Schauspieler nicht alles aussprechen, was diese Situation

fordere, so wolle er lieber die ganze Szene entbehren als immer an die aus ärmlichen Begriffen von der Kunst entstehenden Schranken der Darstellung erinnert zu werden.*) Am 14. Juni, bei starker Sommerhitze, wurde das Stück, welches erst nach 10 Uhr endete, vor einem gedrängten Hause mit großem Beifall gegeben, und zwei Tage später wiederholt. „Man hatte alle Ursache, mit der Aufführung sehr zufrieden zu sein, sowie das Stück mich außerordentlich erfreut hat", schrieb Goethe am andern Tage auf Schillers Anfrage, der meinte, die Schauspieler verdienten gewiß vieles Lob, worüber Goethe ihnen etwas sagen möge. Gegen Körner äußerte er, der Succeß sei gewesen, wie er ihn nur wünschen gekonnt. Den höchsten Preis der Darstellung erwarb sich Fräulein Jagemann als Elisabeth, die sich überall ihrer königlichen Würden bewußt blieb, vielleicht mehr, als der Rolle gemäß war, da Schiller ihre Eifersucht und Angst vor ihrer Nebenbuhlerin hervortreten lassen wollte. Auf eine den Dichter selbst überraschende Weise soll die Zankszene zwischen den beiden Königinnen mißlungen sein, woraus Maria gegen seine Absicht als gedemüthigt, Elisabeth als triumphirend hervorging, da Frau Vohs als Maria die argen Schmähungen der stolzen Gegnerin halbverstohlen zuflüsterte, statt sie mit aller Kraft eines im tiefsten verletzten leidenschaftlichen Herzens gegen sie auszustoßen. Sonst soll Frau Vohs durch ihre schöne Gestalt, ihre ausdrucksvollen Züge, ihren schwärmerischen Blick, ihr weiches Gefühl, ihre leidenschaftliche Glut und ihre fromme

*) Schillers alter Freund, der Schauspieler Beck in Mannheim, äußerte: „Leider fordert die Bühne, daß nicht alles darf gegeben werden in diesem schönen Stück! und doch finds gerade die vorzüglichsten Schönheiten dieses Stückes, welche man opfern müßte; das ist entsetzlich!"

Glaubensseligkeit großen Eindruck hervorgebracht haben, wenn es ihr auch an dem entschiedenen Ausdrucke starker Willenskraft fehlte. Unübertrefflich war sie in den lyrischen Ergüssen am Anfange des dritten Aktes. Vohs stellte den Mortimer, den vom Glanze der Schönheit Mariens leidenschaftlich hingerissenen, bei aller Verirrung edel begeisterten Jüngling, mit tiefer Ergriffenheit dar, wobei er freilich die Grenzen des Bühnenanstandes überschritt, indem er Marien oft ungestüm umfaßte. Melvil wurde von Haide mit ruhiger Würde und edlem Gefühl gegeben. Auch die übrigen Rollen (Graff, der Darsteller des Wallenstein, hatte Talbot, Becker Burleigh, Malkolmi Paulet, dessen Gattin die Kennedy, Fräulein Caspers die Kurl übernommen) waren in guten Händen; am wenigsten genügte Cordemann als Leicester. Auch in Lauchstädt und Rudolstadt, wo die weimarische Truppe im Sommer spielte, ward Maria Stuart mit großem Beifall aufgeführt; man erklärte sie für das schönste Schauspiel, das je auf der deutschen Bühne erschienen sei, und war entzückt darüber, wenn man auch gestand, es nicht ganz zu fassen.*) Da die Jagemann nicht mit nach Lauchstädt und Rudolstadt ging, hatte Fräulein Caspers die Rolle der Elisabeth übernommen und glücklich durchgeführt. An die Theater von Berlin und Leipzig ging die Handschrift der Maria Stuart mit den für die Bühne gemachten Veränderungen von V, 7 und manchen sonstigen Auslassungen und Abweichungen schon am 23. und 30. Juni ab. Gegen Iffland, dem Schiller das Stück für 12 Carolins abließ, äußerte er bei der Ueber-

*) Vgl. die Berichte des Regisseurs Becker in den „Briefen an Schiller" (1877) S. 373. 385.

sendung, es habe in Weimar die gewünschte Wirkung gemacht. „Sollte man auf dem berliner Theater nicht so weit gehen dürfen, als ich in der sechsten (siebenten) Szene des fünften Aktes gegangen bin, und hier in Weimar gehen durfte, so ist mit wenigen Worten geholfen, die ich Ihnen ganz überlasse. Es würde mir große Freude machen zu hören, daß Mad. Fleck die Maria und Mad. Unzelmann die Elisabeth gespielt. . . . Weil mir alles daran liegt, daß Elisabeth in diesem Stück noch eine junge Frau sei, welche Ansprüche machen darf, so muß sie von einer Schauspielerin, welche Liebhaberinnen zu spielen pflegt, dargestellt werden. . . . Maria ist in dem Stück etwa 25 und Elisabeth höchstens 30 Jahre alt. . . . Daß die Rolle Melvils, so klein sie ist, in sehr guten Händen sein muß, werden Sie selbst finden." Iffland erklärte sich bereit, diese zu übernehmen und im fünften Akte alles einzurichten, wie Schiller es verlangte; die Maria aber müsse er der Unzelmann geben; Madame Meier werde die Elisabeth, Fleck den Shrewsbury spielen. Der Regisseur Opitz in Leipzig, an den Schiller die Maria schon am 30. Juni gesandt, bewunderte das „brave" Stück, durch welches der Dichter sich einen Lorbeerzweig mehr in seinen Kranz geflochten, und wünschte dasselbe auch in Dresden ganz aufführen zu dürfen, woran er nur wegen der Beichtszene zweifelte. Von Herzfeld wurde das Stück für die hamburgische Bühne verlangt. Opitz gab mit Schillers Bewilligung eine Abschrift des Stückes an Beck in Mannheim. Auch andere Bühnen, wie in Schwerin und Gottorf, verschafften sich das neue Trauerspiel. In Grätz und Stuttgart ließ Schiller das Stück anbieten; an letzterm Orte fand es Schwierigkeiten, so daß es dort erst am 25. März 1802 aufgeführt wurde.

Ueber die beiden ersten Aufführungen in Weimar hatte Böttiger in dem Journal des Luxus und der Moden einen Bericht erstattet. Wenn derselbe in dem Taschenbuch Minerva 1813 einen dadurch veranlaßten aus Jena datirten*) Brief des Dichters mittheilt, so ist es unzweifelhaft, daß jedenfalls die Briefform ebenso rein erdichtet ist, wie bei dem in Betreff der Jungfrau von Orleans von demselben Böttiger mitgetheilten Briefe. Wie bei diesem eine ältere Aufzeichnung von mündlichen Bemerkungen Schillers zu Grunde liegt, deren Genauigkeit freilich sehr fraglich bleibt, dürfte es sich ähnlich in diesem Falle verhalten, wenn auch keine solche Aufzeichnung, wie bei der Jungfrau von Orleans, sich erhalten hat.**) Obgleich die Zuverlässigkeit der Schiller zugeschriebenen Aeußerungen im einzelnen bedenklich erscheint, liegt doch unzweifelhaft manches Wahre zu Grunde. Böttiger hatte geäußert: „Furchtbar waltet das Schicksal über sein Opfer, die unglückliche [aber auch schuldige?] Maria. Freunde und Feinde, alles, was sich der Bedrängten nähert, wird in seine Netze verwickelt und vor dem Auge des unterrichteten, zitternden Zuschauers ahnungslos dem Verderben geweiht." In Bezug hierauf soll Schiller bemerkt haben: „Eine Schuldlose möchte der Empfindsamkeit gewisser Menschen freilich besser zugesagt haben. Ich hätte eine solche für mein Trauerspiel nimmer brauchen können. Man bringt ganz ungereimte Vorstellungen von der Schicksalsfabel zur Sache. An diese hab' ich im antiken Sinn hier gar nicht denken können. Auch werde ich mich durch alles, was die

*) Schiller wohnte ja seit dem Dezember 1799 in Weimar.

**) Dies hat schon Fielitz S. 113 bemerkt.

Schotten zur völligen Rechtfertigung ihrer Königin aus Papieren und Muthmaßungen zusammenkleben, in meiner Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß Maria, welche durch Darnleys Undank und Frevel aufs tiefste gekränkt und, wie alle schönen Weiber, veränderlich war, dem Bothwell sich freiwillig hingegeben und seinen Plänen selbst bis zur Blutschuld sich gefügt habe. Doch das gehört vor ein anderes Forum. Es bleibt klar: nur die reuevolle Schuldige war für die Bühne geeignet. Ich möchte wohl sehn, wie jemand die Schuldlose zu einem erträglichen Stück verarbeiten könnte." Im Journal hatte Böttiger weiter bemerkt: „Gewaltig verschlingt und entwickelt sich alles in dem kühn geknüpften und gelösten Knoten der Zusammenkunft der beiden Königinnen im Schloßgarten zu Fotheringhay, wo der Dichter es wagte die geschichtliche Wirklichkeit höhern Forderungen der dramatischen Kunst aufzuopfern.*) Man hat den unglücklichen Ausgang jener Unterredung der stolzen Elisabeth mit der aufglühenden Maria Stuart besonders gegen das Ende sehr hart und beleidigend gefunden; man hat aber auch die Nothwendigkeit eingesehen, gerade durch eine solche Fiktion die äußerst undramatische Unentschlossenheit der Elisabeth zu einem raschen Entschluß zu bringen." Hiergegen ließ er Schiller bemerken: „Sie lassen die Nothwendigkeit gelten, die mich gleichsam zwang, die beiden Königinnen zusammenkommen zu lassen. Aber eben darum darf auch im steigenden Wortwechsel

*) Böttiger mochte von einer ähnlichen Aeußerung des Dichters selbst gehört haben. Er war zur Zeit der Aufführung Gymnasialdirektor in Weimar. Freilich war Schiller gegen ihn sehr auf der Hut, aber dieser könnte ihn doch auch zu dieser Zeit selbst gesprochen oder Aeußerungen des Dichters von andern vernommen haben.

kein Wort wegfallen. Dasselbe mag von dem gewaltigen Andringen Mortimers auf die geängstete Marie gesagt werden." In Böttigers Bericht hieß es: „Herr Vohs gab dem fanatischen Mortimer alle Heftigkeit und Energie, die dieser stark gezeichnete Charakter zu erfordern schien. Eine andere Frage bleibt freilich die, ob jene Heftigkeit bis zu gewissen Aeußerungen, die er sich in den letzten Momenten gegen die durch Liebe und Haß grausam verfolgte Maria erlaubte, überhaupt darstellbar, ja überhaupt in der Seele des religiösen Fanatikers gewesen sei. Auf jeden Fall hat die mildernde und, um mit Aristoteles zu reden, reinigende Kunst hier ihre heiligen Rechte." Hierauf soll Schiller geantwortet haben: „Was die Konventionsmenschen, die nur an Salons und geregeltem Repräsentationswesen kleben, als unanständig stempeln, ist zur Sühnung und Entsündigung der Unglücklichen, die sich einst hingab, um so nothwendiger, als auch sonst nicht leicht etwas anders gefunden werden dürfte, was die Schrecknisse (das Schreckliche?) ihrer Lage stärker malen könnte. Die plumpe Unbeholfenheit des Schauspielers kann freilich der Dichter nicht verantworten." Nun soll aber auch Schiller gegen Böttiger die Abendmahlsszene vertheidigt haben, obgleich in Böttigers Anzeige davon weder die Rede war, noch auch sein konnte, da diese schon bei der ersten Aufführung weggefallen war, doch möchten auch hier Aeußerungen Schillers zu Grunde liegen können. Daß Schiller die Szene durch die mittelalterlichen Autos sacramentales und die dramatisch vorgestellten Mysterien vertheidigt habe, ist höchst unwahrscheinlich; ebenso wenig möchte er behauptet haben, kein vernünftiger Katholik nehme Aergerniß daran, nur die Protestanten schrieen Feuer. „Traurig genug, daß die Verhandlungen unserer Schau-

bühne und der kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten", läßt Böttiger Schiller äußern, und mit den Worten schließen: „Der einzige Vorwurf, der mich treffen kann, ist, daß ich den Unmündigen schon für mündig hielt. Läßt man die Beichte und streicht das Abendmahl weg, so vermauert man das Thor und läßt die Schildwache davor stehn."

Kehren wir von dem böttigerschen Schiller zu dem wirklichen zurück. Am 3. Juli sandte der Dichter die Handschrift seines Dramas an Körner, auf dessen Urtheil er gespannt war. Dieser fand, Schiller nähere sich hier mehr der Manier der Alten, eine Handlung darzustellen, nicht einen Helden. Selbst die Hauptpersonen seien nicht idealisirt, keine ihrer Schwächen und gehässigen Seiten verborgen, nur den Talbot ehre und liebe man, aber er bleibe immer eine Nebenfigur, und vertrete gleichsam die Stelle des griechischen Chors. „Wie sehr ist es dir gleichwohl gelungen, jene hohe Rührung hervorzubringen, die der echten Tragödie eigenthümlich ist! Der Vortheil ist mir recht einleuchtend geworden, wenn die Handlung das Herrschende in dem dramatischen Produkte ist: alles vereinigt sich dadurch in einen einzigen Brennpunkt. Die Charakterdarstellung verliert dabei gar nicht, aber jeder Charakter erscheint durch seinen Antheil an der Handlung des Stücks. Hier gelang es dir sogar, den Hauptzug des damaligen Zeitalters, den Kampf der Hierarchie mit ihren abtrünnigen Unterthanen, an das Schicksal Mariens anzuknüpfen. In der Darstellung erkenne ich deine kräftigste Manier, selbst das Jugendliche der Räuber in einigen Szenen Mortimers. Für eine glücklich gelöste Aufgabe halte ich besonders die siebente Szene des fünften Aktes [deren Abänderung für die Bühne Schiller nicht mitgeschic

hatte]. . . . Es ist kein Grund vorhanden, religiöse Gegenstände vom Gebiete der dramatischen Kunst auszuschließen, und daß man so etwas auf dem Theater nicht verträgt, beweist bloß die noch herrschenden unwürdigen Begriffe von der Schauspielkunst. So lange diese aber noch dauern, ist es recht, eine solche Szene für das Theater abzuändern. . . . Der Dialog ist einfacher und weniger geschmückt als in deinen frühern Produkten, ohne dabei an Gehalt zu verlieren. Die Jamben werden immer fließender, und die geänderte Versart im Anfange des dritten Akts macht eine treffliche Wirkung. . . . Es gibt ein englisches Stück über diesen Stoff von Banks, das ich besitze.*) Ich konnte mir nicht versagen, es anzusehn, fand es aber erbärmlich; er hat Norfolks Liebe und Hinrichtung besonders ausführlich behandelt." Schiller, den dies Urtheil sehr freute, besonders da Körner beim Wallenstein auf die Hauptperson zu viel Gewicht gelegt hatte, erwiederte sofort. „Nach meiner Ueberzeugung", äußerte er, „hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein, insofern sie sich auf ihn allein bezieht oder allein von ihm ausgeht. Der Held einer Tragödie braucht nur so viel moralischen Gehalt, als nöthig ist, um Furcht und Mitleid zu erregen. Freilich macht man schon längst andere Forderungen an den tragischen Dichter, und uns allen ist es schwer, unsere Neigung und Abneigung bei Beurtheilung eines Kunstwerkes aus dem Spiel zu lassen: daß wir es aber sollten und daß es zum Vortheil der Kunst gereichen würde, wenn wir unser Subjekt mehr verleugnen könnten, wirst du mir eingestehn. Da ich übrigens selbst von alten Zeiten her

---

) Vgl. oben S. 15.

an solchen Stoffen hänge, die das Herz interessiren, so werde ich wenigstens suchen, das eine nicht ohne das andere zu leisten, obgleich es der wahren Tragödie vielleicht gemäßer wäre, wenn man die Gelegenheit vermiede, eine stoffartige Wirkung zu thun." Körner bemerkte darauf, einen absoluten persönlichen Werth, eine Hoheit der menschlichen Natur fordere er doch immer von der Hauptfigur, da sonst auch die Handlung nicht interessiren, sie freilich Furcht und Mitleid erregen könne, aber nicht beide, wie Aristoteles wolle, reinige. Zur Veredlung unserer Theilnehmung gehöre auch das Idealische der Personen, und seine Maria sei auch idealisirt.

Cotta ging auf Schillers Vorschlag, das Stück als Almanach drucken zu lassen, da dessen lyrischer Almanach aufhörte, gern ein; weil aber in Jena, wo es gedruckt werden sollte, eine bei der Länge der Verse zu dem Taschenbuchformat passende Schrift fehlte, so stand Schiller davon ab. Maria Stuart sollte nun im wallensteinschen Format nächste Ostern erscheinen; der Druck könne gleich beginnen. Aber auch die Herausgabe der englischen Uebersetzung von Mellish, die noch vor der deutschen Maria Stuart erscheinen sollte, ward ernstlich betrieben. Die drei ersten und den halben vierten Akt sandte Schiller schon den 29. August an Cotta. Der Druck ward in London durch Vermittelung des Schriftstellers Johann Christian Hüttner bei dem Buchdrucker Bulwer begonnen, aber Hüttner überraschte am 27. Januar 1801 Cotta mit der Nachricht, die Uebersetzung sei nach dem Urtheile kundiger Freunde so schlecht, so voll Germanismen, so ungrammatisch, reich an Widersprüchen, manchmal zusammenhangslos, an unzähligen Stellen so rein prosaisch, daß sie entschiedenes Unglück machen müsse; auch hätten mehrere

Buchhändler den Verlag der Uebersetzung abgelehnt. Deshalb rieth er, die gedruckten Bogen zu vernichten und lieber den kleinen Schaden zu tragen als sich einem weit größern auszusetzen. Aber Schiller erkannte, daß Hüttner sich von Freunden der englischen Buchhändler hatte hintergehn lassen, da Mellish ein seiner Muttersprache durchaus kundiger, gebildeter und gelehrter Engländer, und was man sonst gegen eine in Deutschland gemachte Uebersetzung bemerkt habe, offenbar seichtes Gerede sei. Deshalb bat er Cotta, die gedruckten Bogen liegen zu lassen, bis man das Urtheil eines sachkundigen englischen Gelehrten eingeholt. „Diese leidige Geschichte hat mich so verdrießlich gemacht", schloß er seinen Brief vom 6. Februar, „daß ich lieber den ganzen Verlust tragen als mich noch einmal darüber expliziren möchte. Die deutsche Maria soll uns, wie ich hoffe, über das Fehlschlagen der englischen Spekulation trösten; leid sollte mirs wenigstens thun, wenn Sie nur einen Augenblick Ihre Freude an diesem Verlage verlören, den Ihnen zwei andere [londoner] Buchhandlungen gern entrissen hätten." Cotta aber, den Schillers Mißmuth betrübte, gab sofort Auftrag, daß man den Druck schleunigst zu Ende führe. „Vergessen Sie diese unangenehme Geschichte", schrieb er dem Dichter, „und bewegen Sie doch Gädike [Buchdrucker in Jena], daß er mich durch Zusendung der Aushängebogen doch bald in den Stand setzt, mich an diesem Werke für den Jammer der Lage unseres Vaterlandes zu laben." Bei der Durchsicht des Stückes zum Druck änderte Schiller wenig, ein paarmal mit Rücksicht auf Bemerkungen Körners; der Vers ward häufig berichtigt, einzelnes gestrichen, was in der Theaterbearbeitung stehn geblieben war, wogegen er das dort Gestrichene beibehielt. Leider wurde die

Durchsicht übereilt, da Schiller noch Macbeth, Karlos und den Abfall der Niederlande zum Druck durchgehn mußte, und er tief in der Dichtung seiner Jungfrau von Orleans steckte. Der Druck war Ende April vollendet. Leider fiel hier V, 14 nach dem Verse Elisabeths: „Bedenkt Euch ... Schrift?" Davisons Angstruf aus: „Erneuert? — Ewige Barmherzigkeit!" den erst Joachim Meyer nach der Theaterhandschrift wieder eingefügt hat. Auch sonst hatte sich eine Anzahl Druckfehler eingeschlichen. Der erste Druck erschien in drei Ausgaben, auf Velin-, Schreib- und Druckpapier. Auch hier war, wie bei Wallenstein, häufig ein Gedankenstrich statt des Punktes gesetzt. Noch in demselben Jahre ward eine zweite Auflage, zum Theil auf Post-, zum Theil auf Druckpapier, und im folgenden eine dritte nöthig, die sich von der ersten nur durch neue Druckfehler unterscheiden. Nach Schillers Tod erschien Maria Stuart 1807 im vierten Bande von dessen Theater. Hier war II, 4 in der Rede Talbots nach dem Verse: „Schwer büßte ... Schuld" der folgende ausgefallen: „Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung endet!" den gleichfalls erst Meyer wieder hergestellt hat. Zu der historisch-kritischen Ausgabe", in welcher Hermann Oesterley die Maria Stuart lieferte (1872), sind außer den drei ersten Ausgaben, dem Theater (1807), den Abdrücken von Körner (1815) und Meyer (1860) die leipziger und hamburgische Theaterhandschrift und die Uebersetzung von Mellish benutzt. Die erstere Handschrift scheint genauer verglichen als die zweite; nur in wenigen Stellen weichen sie von einander ab. Die neue vollmersche Ausgabe zeichnet sich durch die bekannte Sorgfalt des Herausgebers aus.

Anfangs Juni war nun auch die englische Uebersetzung zu

London in Kommission von Escher und Geisweiler erschienen unter dem Titel: Mary Stuart, a Tragedy. By Frederick Schiller. Translated into English by J. C. M. Esq. Den Druck der übrigen Bogen (von L an) hatte G. Auld übernommen. In der Vorrede ward der Wunsch ausgesprochen, daß das Stück auf die englische Bühne kommen möge; man habe es dieser angeboten, als es noch nicht vollendet gewesen, ohne eine Antwort zu erhalten. Der Uebersetzer hoffe, die Verdienste des Stückes nicht so vermindert zu haben, daß es keine tragische Wirkung mehr thue. In einer Anzeige der Uebersetzung in den von Hüttner herausgegebenen englischen Miscellen wurde nur des schönen Druckes und der „gelehrten“ Vorrede gedacht, welche die Charaktere mit kurzen, aber treffenden Zügen schildere. Die Uebersetzung, die für uns von großem Werthe ist, weil Mellish am Anfange bis zu II, 3 die frühere Fassung benutzte, aus der im Drucke manche, meist auch in der Theaterbearbeitung fehlende Stellen ausgeschieden worden, fand gar keinen Absatz, wie Cotta am 29. Dezember meldete, woran theils der Umstand, daß ein deutscher Buchhändler ein Buch in England erscheinen ließ, theils der seit kurzem eingetretene Umschwung beitrug, daß die deutschen Schauspiele und Romane als sittenlos, die deutsche Literatur als Ausfluß einer gottesleugnerischen Philosophie und eines verkappten Jakobinismus verschrieen wurden, theils auch die für die meisten Engländer verletzende Auffassung des Stoffes. Ob eine von Irland aus angezeigte Uebersetzung, von welcher Cotta im angeführten Briefe spricht, wirklich erschienen sei, bleibt zweifelhaft.

Auf der Bühne machte Maria Stuart viel weniger dauernden Eindruck als Wallenstein und die rasch auf sie

folgende Jungfrau von Orleans. Man wußte das so fein und kunstvoll angelegte, mit künstlerischer Mäßigung durchgeführte Stück nicht so leicht zu fassen; die Zuschauer ließen sich durch die von schwerer Schuld beladene katholische Maria, wenn sie auch gerührt wurden, nicht in tiefster Seele erschüttern, fühlten sich auch durch die ungünstige Darstellung der Elisabeth, die scheinbare Feier des Katholizismus, die Zankszene und die geistliche Handlung auf der Bühne verletzt, da eine reine Kunstwirkung bei der urtheilslos urtheilenden Menge und selbst bei den durch den Stoff vorwiegend bestimmten Gebildeten nicht zu finden war. Freilich floß die Jungfrau von Orleans dem Dichter mehr aus dem Herzen, und wirkte durch das Schwungvolle der Heldin mächtiger auf das Gefühl, während bei Maria Stuart der Verstand mit dem Stoffe einen harten Kampf bestanden hatte, doch ohne daß die anschauliche Lebhaftigkeit der Darstellung darunter gelitten hätte. Schiller selbst sah im September 1801 die berühmte Unzelmann als Maria. Diese spielte die Rolle mit Zartheit und großem Verstande, auch war ihre Deklamation schön und sinnvoll, aber der Dichter vermißte an ihr den vollen Schwung und den echten tragischen Stil; ihr Vortrag habe sich dem Konversationstone genähert, alles sei aus ihrem Munde zu wirklich geworden. Bei der Anwesenheit Schillers zu Berlin im Mai 1804 wurden seine übrigen neuern Stücke ihm zu Ehren aufgeführt, nur nicht Maria Stuart. Frau von Staël erklärte das Trauerspiel für die pathetischste und am besten angelegte deutsche Tragödie. Mariens bewundernswürdig gehaltener Charakter bewirke ein immer steigendes Interesse; man fühle Mitleid mit ihrer Reue wie mit ihren Fehlern. Vielleicht hätte Elisabeth etwas weniger

grell gezeichnet werden sollen. In England fand das Stück der ungünstigen Schilderung Elisabeths wegen die unfreundlichste Aufnahme; trotz einzelner Schönheiten hielt man es für verfehlt und matt, ja Bulwer meinte, seine Schwächen von Schillers damaliger Körperschwäche herleiten zu müssen, da der Dichter im Jahre 1800 sich sehr übel befunden habe! Nur Schillers Bewunderer Carlyle nahm sich später des Stückes lebhaft an, wenn ihm auch die Moral des Gegenstandes nicht sehr empfehlenswerth schien, da Mariens blutige Verbrechen durch jahrelangen Kummer und Leiden gesühnt würden. Ins Französische wurde Maria Stuart erst 1816 übersetzt. In Lebruns freier Bühnenbearbeitung, welche mit dem Werke auf die allerfreieste Weise umging, fand es Beifall auf der Bühne. Man rühmte, dieser habe das Gold vom Blei geschieden und die zahlreichen, das Stück entstellenden Fehler getilgt.*)

Die erste genau eingehende Beurtheilung der Maria Stuart in der allgemeinen Literaturzeitung 1802, Nr. 1 f. schien Schiller so verfehlt, daß der Herausgeber Schütz dadurch zu der sonderbaren Aeußerung veranlaßt ward: „Ihre Bemerkung über das Hauptinteresse in der Maria Stuart hat in mir wieder den Wunsch erregt, daß eminente Dichter in einer Vorrede oder Selbstrezension von ihrem Plane Rechenschaft geben möchten. Sie thäten damit nichts anders, als was ein Künstler thut, der einem den Standpunkt anweiset, aus welchem sein Gemälde am besten betrachtet werden könnte.“ Goethe hielt unser Drama für eine der höchsten, wenn nicht die höchste

*) Vgl. Cosack Le Theâtre de Schiller imité et traduit en France (1858) S. 12 ff.

Leistung Schillers. Es war des Freundes erstes Stück, das er kurz nach dessen Tod sah, doch fühlte er sich damals so angegriffen, daß er nur den beiden ersten Aufzügen beiwohnen konnte. Tieck erklärte Marien für den gelungensten weiblichen Charakter des Dichters. A. W. Schlegel rühmte die Kunstfertigkeit und Gründlichkeit der Anlage und Ausführung; alles sei weislich abgewogen, die Wirkung unfehlbar, Mariens letzte Szene wahrhaft königlich, die religiösen Eindrücke mit würdigem Ernst behandelt. Dagegen fehlte es auch nicht an den wegwerfendsten Urtheilen, wenn diese auch weniger öffentlich zu Tage traten. Das allerwunderlichste fällte der sonst so geschmackvolle Gustav von Brinkmann in einem Briefe an Fr. Jacobi, da die hohe Kunst der feinen dramatischen Gliederung und der charakteristischen Ausführung seinem mit flüchtigem Vorurtheil die in sich rein vollendete Dichtung streifenden Blicke sich ganz entzog. Neuerdings hat Bulthaupt der Tragödie vorgeworfen, der fünfte Aufzug lösche unbegreiflicherweise das Vergangene aus, er sei eine, wenn auch glänzend verdeckte Irrung des Dichters. So wenig hat er den Nerv der Dichtung erfaßt. In der eigenthümlichen, glänzenden Technik komme sie seinen Jugenddramen am nächsten, meint er, aber diese Technik ist nach ihm verfehlt, ja er vermißt im Stücke jede eigentliche Handlung, die man nur verkennen kann, wenn man seine Augen vor Schillers glücklich erfundener Handlung, wie wir sie unten darlegen werden, ganz verschließt.

II. Stoff.

Mariens Unglück war eine Folge theils der politischen Zerwürfnisse theils der schwierigen Stellung, worin die mit einem empfindsamen Herzen begabte, aber jeder Willensstärke ermangelnde junge Königin sich befand; ihr Untergang ward durch die Entschiedenheit herbeigeführt, womit sie, von einer sie mißbrauchenden Partei verführt, ihren Ansprüchen auf den englischen Thron nicht entsagen zu dürfen glaubte, obgleich das größtentheils protestantische England, in Erinnerung an die traurigen Tage unter der gleichnamigen Tochter Heinrichs VIII., vor der Wiederkehr einer katholischen Königin sich entsetzte. Ihre Mutter Maria, eine Schwester der in Frankreich herrschenden strengkatholischen Guisen, hatte die von Heinrich VIII. gewünschte Verbindung Mariens mit seinem Sohne, als einem Protestanten, zurückgewiesen, wodurch sie den eigentlichen Grund zu allen Verwicklungen legte, die ihr Leben verwirrten und zerstörten. In ihrem sechsten Jahre kam die schon acht Tage nach der Geburt, am 8. Dezember 1542, ihres Vaters, der ihr den Krieg mit England hinterlassen hatte, beraubte Thronerbin Schottlands an den üppigen, bildungsreichen französischen Hof, wo ihr das

schönste Schicksal bereitet schien, da sie aus Politik dem jungen Dauphin Franz verlobt ward; man wollte durch sie Schottland mit Frankreich zu einem England überlegenen Reiche vereinigen, ja auch ihre Ansprüche auf den englischen Thron dachte man zu Frankreichs Vortheil zu verwerthen. Maria, die sich in vollem Glanze der Schönheit entwickelte, ward leider zu frühe mit allen sinnlichen Reizen vertraut; aber auch für Wissenschaft und Kunst zeigte sie eben so große Liebe als Begabung. Noch vor Vollendung ihres sechzehnten Lebensjahres ward sie dem schwächlichen, aber sie innig liebenden Dauphin Franz vermählt. Damals herrschte in England noch die schon dem Tode verfallene Maria. Als diese bald darauf starb, nahm Maria mit ihrem Gatten auf den Rath ihres Oheims, des Herzogs von Guise, mit Genehmigung des französischen Königs den englischen Königstitel an und ließ Equipagen und Hausgeräth mit dem englischen Wappen versehn, da die vom Parlamente berufene Elisabeth als uneheliches Kind nach katholischen Grundsätzen kein Erbrecht habe, sie selbst, als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII., zunächst zum englischen Throne berechtigt sei. Papst Paul III. hatte auf die Anzeige von Elisabeths Thronbesteigung sich entschieden für Marien als einzig rechtmäßige Thronerbin erklärt; wolle aber Elisabeth die Sache seiner Entscheidung überlassen, so dürfe sie jede mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht erwarten. Heinrich VIII, hatte kurz vor seinem Tod Elisabeths Erbrecht anerkannt, ohne indeß seine frühere Erkärung derselben als Bastard aufzuheben, der Nachkommen seiner Schwester hatte er gar nicht gedacht; seine Bestimmung war vom Parlament anerkannt worden. Durch den bereits am 10. Juli 1559 erfolgten Tod König Heinrichs II. von Frankreich wurde Franz II.,

Mariens Gatte, zum Throne berufen; aber schon gegen Ende des folgenden Jahres starb er und hinterließ den Thron seinem minderjährigen Bruder Karl IX., für den die der jungen Wittwe seit lange abgeneigte Mutter Katharina von Medici die Regentschaft führte. Wenige Monate vorher war Mariens Mutter gestorben. Darauf war am 6. Juli zu Edinburgh zwischen den französischen, schottischen und englischen Bevollmächtigten ein Vertrag geschlossen worden, wonach der König und die Königin von Schottland nicht ohne Einwilligung der Stände Krieg erklären und Frieden schließen dürften, Franz II. und dessen Gemahlin erklären sollten, während des Lebens der Elisabeth und ihrer Nachkommen nicht den englischen Königstitel führen zu wollen. Elisabeth konnte diesen Vertrag leicht bestätigen, wogegen der König und die Königin von Frankreich wegen des sehr ungünstigen Artikels über ihr Recht an den englischen Thron seine Anerkennung verweigerten, gegen das eigenmächtige Verfahren der schottischen Grafen, welche die katholischen Religion, worin beide erzogen waren, in ganz Schottland abgeschafft hatten, entschiedenen Einspruch erhoben und Elisabeth vorwarfen, daß sie ihre Unterthanen in ihrem Ungehorsam unterstützt habe. Maria zog sich nach dem Tode ihres königlichen Gatten zu ihren Verwandten nach Lothringen zurück, wohin sie von dem englischen Gesandten verfolgt wurde, der ihr die Bestätigung des Vertrags von Edinburgh abzudringen hoffte. Auf ihre Erklärung, erst in Schottland, nach Befragung der Stände, sich bestimmen zu wollen, lehnte Elisabeth ihre Bitte, durch England nach Schottland reisen zu dürfen, ganz ungebührlich mit heftigen Vorwürfen wegen der Nichtbestätigung des Vertrages ab; diese aber erwiederte leidenschaftlich, sie könne

auch wider ihren Willen sich nach Schottland begeben. Maria vergoß heiße Thränen, als sie ihr geliebtes Frankreich verließ, ja sie wünschte, wie Brantôme erzählt, daß sie durch eine englische Flotte zur Rückkehr genöthigt werden möchte. Glücklich entging sie den, wie man sagte, von Elisabeth gegen sie ausgesandten Schiffen und landete in Leith ganz unerwartet, da sie absichtlich vierzehn Tage vor der festgesetzten Zeit Frankreich verlassen hatte. Unter vollem Jubel zog die neunzehnjährige Königin in ihre Hauptstadt ein. Dort sah sie sich bald ihres Glaubens wegen den ärgsten Schmähungen ausgesetzt. Vergebens suchte sie ihre protestantischen Gegner dadurch zu versöhnen, daß sie, obgleich man ihr von anderer Seite die Wiederherstellung der katholischen Religion einreden wollte, jeden Versuch gegen die protestantische für Hochverrath erklärte, und Protestanten die ersten Stellen gab; den Haß gegen sie als Katholikin, der durch ihre Neigung für Frankreich und ein freiheiteres Leben genährt wurde, konnte sie nicht vertilgen. Mit Elisabeth trat sie wieder in freundliche Verbindnng. Aber zu einer Verständigung über die englische Thronfolge kam es nicht, da Maria als nächste Thronerbin anerkannt zu werden wünschte, noch weniger zu der beabsichtigten Zusammenkunft der beiden Königinnen zu York, die Elisabeth immer wieder verschob, aus Eifersucht auf Mariens strahlende Schönheit wie auch aus Furcht, deren Anwesenheit möchte ihre Anhänger in England aufregen. Maria schickte den Ritter James Melvil als Gesandten nach England, welcher Elisabeth genau beobachtete und seiner Königin versicherte, daß sie auf Elisabeths Freundschaft sich nicht verlassen dürfe, da diese von Eifersucht gestachelt werde; alle ihre glatten Worte erklärte er für Verstellung und Lüge.

Als Maria, da sie wegen ihres Anspruches auf den englischen Thron nicht ohne Elisabeths Willen sich verheiraten wollte, diese wegen der Bewerbung des Erzherzogs Karl von Oestreich befragte, rieth diese ihr ab, indem sie darauf hinwies, daß von der Wahl ihres Gatten ihre Thronfolge in England abhängig sei. Sie ließ ihr ihren eigenen Liebhaber Lord Dudley zum Gatten vorschlagen, aber dieser Antrag einer Vermählung mit einem Unterthan Elisabeths, dessen Vater und Großvater auf dem Blutgerüst geendet, versetzte sie in Zorn, und sie wies ihn entschieden ab. Da die Schotten dringend ihre Vermählung forderten, sie selbst auch den Wunsch hegte, dem Lande einen Thronfolger zu geben, aber Elisabeth, die mit dem Vorschlag ihres eigenen Günstlings sie nur hinzuhalten suche, auf keine Verbindung mit einem auswärtigen Fürsten eingehen wollte, wandte Maria ihre Gedanken auf einen ihrer Verwandten, Henry Stewart Lord Darnley,*) einen schönen erst zwanzigjährigen Mann, den Sohn der Gräfin Lennox, einer Tochter der jüngern Schwester Heinrich VII. aus zweiter Ehe. Eine solche Verbindung schien auch Elisabeth gefallen zu müssen, da Darnley in ihrem Reiche geboren, Erbe der englischen Kronlehen seines Vaters, des Grafen von Angus, und mit dem englischen Königshause nahe verwandt war. Allein Elisabeth kam auf Lord Dudley zurück, den sie, scheinbar um ihn der schottischen Königin annehmbarer zu machen, zum Grafen von Leicester erhob. Auf Mariens Bedingung, ihr Erbrecht auf den englischen Thron sicher zu stellen, ging sie nicht ein, erklärte nur, daß es sie nicht

---

*) Die Form Darley, die besonders Oncken als einzig richtig nachweisen wollte, ist nur eine mißbräuchliche Entstellung.

gereuen solle, wenn sie dem Grafen Leicester ihre Hand reiche. In bitterstem Unmuth, durch alle ihre Nachgiebigkeit bei Elisabeth nichts erreicht zu haben, müde der Abhängigkeit von dieser falschen Freundin, der es im Grunde mit dem Antrage, Leicester zu heiraten, auch nicht Ernst sei, reichte sie dem reizenden jungen Darnley ihre Hand. Aber diese Verbindung sollte für sie äußerst unheilvoll werden. Nicht allein die leidenschaftlichen Protestanten, unter ihnen vor allem der grimmige Knox, bekämpften dieselbe und schmähten auf den katholischen König Heinrich (denn Maria hatte ihm ohne das Parlament den Königstitel gegeben), sondern die mißvergnügten Großen, die, wie immer, von Elisabeth unterstützt wurden, verbündeten sich gegen sie und griffen zu den Waffen: doch König Heinrich und Maria zogen an der Spitze eines stärkern Heeres ihnen entgegen und zwangen sie, nach England zu fliehen, wo sie bei Elisabeth Aufnahme fanden. Ueber die weitere traurige Entwicklung dieser unseligen, durch so manche Einflüsse gestörten Ehe lassen wir Archenholz berichten, dessen Darstellung Schiller vorlag. „Das Glück des Darnley, mit dem Königstitel zu prangen und der Gemahl der schönen Maria zu sein, ward theuer erkauft", äußert dieser. „Schon im ersten Jahre ward sie seiner überdrüssig, woran ihre Liebe zu Ritzio*), einem italienischen Sänger, vorzüglich Schuld war.

*) David Riccio aus Poncalieri in Piemont, der 1561 als Sekretär des savoyischen Gesandten nach Schottland gekommen, war jung, aber nicht schön, von etwas mürrischem, abstoßendem Wesen, gewandt im italienischen und französischen Ausdrucke. Da er eine gute Baßstimme hatte, die gerade in der Hauskapelle der Königin fehlte, so bat diese den Gesandten, ihn in ihre Dienste treten zu lassen. Er kam an die Stelle ihres nach Frankreich zurückkehrenden Kabinetssekretärs und ward ihr allmächtiger Günstling. Auch die Verbindung mit Darnley, dessen vertrautester Freund er wurde, war durch ihn vermittelt und

Dieser Mensch wurde nicht allein ihr Vertrauter bei Vergnügungen, sondern auch ihr geheimer Sekretär und vornehmster Rathgeber in Staatsangelegenheiten, ob er gleich weder die Gesetze des Landes, noch dessen Sprache verstand. Man konnte endlich keine Gunst bei Hofe als durch seinen Kanal erlangen. Alles mußte ihm bezahlt werden; dabei empörte er jedermann durch seinen Uebermuth. Zu diesem allem kam das Gerücht, daß Maria ihm die Kanzlerwürde zugedacht hätte. Die dadurch aufs äußerste gereizte Geduld der Großen und des Königs erzeugte nun eine Verschwörung wider das Leben dieses Unwürdigen.*) Heinrich selbst trat an deren Spitze, und nun wurde Ritzios Ermordung beschlossen. Es war am 9. März 1566, daß diese in ihrer Art einzige Szene in dem königlichen Schlosse zu Edinburgh**) vorging. Der Plan war, daß zur Bestrafung der Maria der Mord vor ihren Augen geschehn sollte. Der König selbst führte die Meuchelmörder des Abends durch eine geheime Treppe ins Zimmer der Königin, die mit ihrem Ritzio und einigen andern Personen an der Tafel saß. Heinrich stand eine Zeit lang auf den Rücken ihres Stuhles gelehnt, wild um sich

---

leidenschaftlich betrieben worden. Schiller nennt ihn Rizio, wie Robertson, Cambden Rizius, Rapin Rizzo, Archenholz Ritzio. Eine verbrecherische Neigung Mariens zu ihm hatte schon Robertson entschieden zurückgewiesen, und heute ist diese Verleumdung ihrer Ehe, wie so manche andere, allgemein als solche erkannt.

*) Diese ganze Darstellung ist höchst ungenau. Darnleys Hochmuth und Herrschsucht (er drang darauf, königliche Rechte und einen Antheil an der Regierung zu erhalten) und seine Vernachlässigung Mariens sind hierbei völlig übersehen, auch des Königs Aufreizung durch die mißvergnügten Großen.

**) Genauer zu Holyroodhouse, in einem kleinen, durch eine innere Treppe mit der Wohnung des Königs zasammenhängenden Gemache.

herblickend. Maria war voller Unruhe, die aber noch ve
wurde, als bald darauf die zum Morde bewaffneten Lor
ihrem Gefolge ins Zimmer traten. Sie ermannte sich jedoch, um mit gebieterischer Stimme nach der Ursache dieses verwegenen Eindringens zu fragen. Lord Ruthven gab ihr keine Antwort, sondern befahl dem Ritzio, einen Platz zu verlassen, dessen er unwürdig sei. Dieser Elende begriff nun die Größe der Gefahr, er suchte Schutz hinter der Königin und umfaßte ihren Leib; allein auch hier erreichten ihn die Dolche. Maria drohte, bat, weinte. Man achtete aber weder auf ihre Thränen noch auf ihr Geschrei und durchbohrte dem in ihren Armen liegenden Liebling das Herz. Alle Verschwörer stürzten nun auf das geweihte Opfer zu, warfen Tisch und Stühle übern Haufen, und bald lag der Leichnam da, von sechsundfünfzig Wunden zerfleischt. Was das Grausame dieser Handlung noch vermehrte, war, daß sich die Königin im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft befand. Ihr Leben war also in Gefahr gesetzt, ihre hohe Würde geschändet und ihre weibliche Ehre in den Augen der ganzen Welt befleckt. Die Mörder, die mit ihrem gewaffneten Gefolge 160 Mann stark waren und ungeachtet des ihnen vom Könige verliehenen Schutzes alles von der so tief gekränkten Maria zu fürchten hatten, wollten sie nun so lange gefangen halten, bis sie ihre Begnadigung unterzeichnet hätte; Heinrich selbst stand ihnen nachdrücklich bei, indem er denen, die versuchen wollten, ihre Königin mit Gewalt zu befreien, sagte, es sei alles mit seinem Willen geschehen. Maria, aller ihrer Bedienten beraubt und von vierzig Mann bewacht, wurde krank und bekam Wehen, die ihren Zustand, von Hülfe entblößt, gefährlich machten. Erst nachdem ein fremder Arzt, den Heinrich rufen ließ, dies be-

stätigte, wurden ihre Kammerfrauen herbeigelassen. Sie verschob jedoch noch immer die verlangte Begnadigung, söhnte sich zum Schein mit ihrem Gemahl aus, und nun entwichen beide in der Nacht und flohen nach Dunbar. Hier brachte die Königin Truppen zusammen, womit sie auf Edinburgh marschirten. Die Verschworenen, unfähig, Widerstand zu thun, flohen nach England, wo sie jedoch bald ihre Begnadigung erhielten; denn die Königin vergaß alles Vergangene in den Armen des Grafen Bothwell*), ihres neuen Lieblings, eines wegen seines liederlichen Lebens berüchtigten Mannes. Ihre Rache blieb allein auf ihrem Gemahl, den sie dahin vermochte, durch seine öffentliche Erklärung die Zustimmung zum Morde, die jedermann bekannt war, zu verleugnen. Nachdem sie ihn hierdurch lächerlich gemacht hatte, so drückte sie dieser Verachtung durch ihr eigenes Betragen das Siegel auf. Sie zeigte ihm die stärkste Antipathie, vermied, so viel als möglich, mit ihm unter einem Dache zu wohnen, bewog ihre Hofleute, ihn auch mit Verachtung zu behandeln, und selbst seine Equipage sowohl als sein Gefolge wurden so eingerichtet, daß der Spott selbst des niedrigsten

---

*) James Hepburn, Graf von Bothwell, der, obgleich Protestant, sich ihrer Mutter anschloß und ihr selbst, als sie noch in Frankreich war, seine Hülfe angeboten hatte, war wegen einer Verschwörung gegen das Leben ihres Halbbruders Graf von Murray gefangen gesetzt worden, aber entflohen. Maria ließ ihn aus der Verbannung zurückkommen, empfing ihn freundlich und nahm ihn in ihren geheimen Rath auf. Er war ein stattlicher, männlich kräftiger, kühner und entschiedener, freilich so wenig wie die übrigen schottischen Großen, sittlich reiner Mann, an dem sie im Gedränge der Parteien die festeste Stütze zu finden hoffen durfte, wie er sich schon bei seiner Rückkehr, besonders nach der Ermordung Riccios, wo man sie selbst ihrer Freiheit 'beraubte, bestens bewährt hatte.

Pöbels nicht ausbleiben konnte.*) Heinrich wollte dies nicht länger ertragen. Er machte einen Entwurf, nach Frankreich oder Spanien zu entfliehen; auch war bereits ein Schiff dazu auserſehen. Die Ausführung wurde jedoch auf einige Zeit verschoben; er verließ den Hof und begab sich nach Glasgow, wo er auf einmal von einer sonderbaren Krankheit befallen wurde, die alle Spuren von erhaltenem Gifte zeigte.**) Maria kam selbst, ihn zu besuchen, zeigte Besorgniß, und führte ihn nach Edinburgh zurück. Hier wohnte er von jetzt an, um bei seiner Krankheit der Ruhe zu pflegen, in einem abgesonderten Hause vor der Stadt***), wo die Königin auch einige Nächte zubrachte. Nur am 10. Februar wollte sie in ihrem Palast schlafen, und in eben dieser Nacht wurde das ganze Haus, der Wohnort des Königs, durch Pulver in die Luft gesprengt. Man wollte das Volk überreden, daß dieses zufällig geschehen, allein der Leichnam des Königs zeigte alle Kennzeichen einer vorhergegangenen Erwürgung; auch wurde er ganz in der Stille beerdigt, und zwar von gemeinen Handlangern. Diese abscheuliche That empörte jedermann. Man schrie des Nachts laut in den Straßen der Residenz, daß Maria und Bothwell Heinrichs Mörder wären, ja man schlug diese Beschuldigung an die Mauern des königlichen Palastes an, mit der Aeußerung, daß gegen gehörige Sicherheit Kläger mit Beweisen auftreten würden. Maria war

---

*) Auch diese Darstellung hat sich als die entschiedenste Verleumdung ergeben.

**) Er war an den Blattern erkrankt. Die ganze Darstellung ist höchst ungenau und irreführend.

***) In der sogenannten Feldkirche (Kirk of Field), welche dem Probst von St. Maria gehörte.

taub sowohl gegen dieses Volksgeschrei als gegen die Stimme des Wohlstandes, und heiratete Bothwell, der sich in der Geschwindigkeit von seiner Gemahlin, einer würdigen Dame, scheiden ließ. Um das Sonderbare dieser Handlung zu vermehren, wurde eine politische Farze gespielt. Bothwell mußte die Königin entführen, und sodann vermochte er viele der vornehmsten Lords, eine Schrift des Inhalts zu unterzeichnen, daß sie es den Vortheilen der Königin gemäß hielten, den Bothwell zu heiraten, weil er ihr wider ihren Willen beigewohnt habe."

Die auch von Schiller angenommene Mitwissenschaft Mariens an der Ermordung Darnleys steht keineswegs fest. Brantôme behauptete, nur Betrüger, wie Buchanan, schöben ihr diese zu, und manche Vertheidigungsschriften erschienen damals, auch in Frankreich und Deutschland. Rapin und Robertson zweifeln nicht an Mariens Mitschuld; Lingard läßt die Sache unentschieden; Raumer und Mignet halten Marien für schuldig. Ranke neigt sich zu der das Ereigniß am besten psychologisch erklärenden Annahme, Bothwell habe, da er Mariens zurückkehrende Neigung zu ihrem Gemahl bemerkt, um den Preis seines Ehrgeizes nicht zu verlieren, die blutige That beschleunigt. Neuerdings ist die Frage nach Mariens Schuld auf das lebhafteste verhandelt worden. Man stützt sich besonders auf die in einer Kassette der Königin aufgefundenen Briefe, die freilich ihre Mitwissenschaft bezeugen würden. Aber selbst der entschiedenste Gegner der Königin, H. Breßlauer, muß zugeben, daß einer dieser Briefe gefälscht sei, was ein schlechtes Licht auf die übrigen wirft, und die ganze Art, wie man mit diesen Briefen hervorrückte, und sie behandelte, sowie die Geschichte des Prozesses und die genaueste Verfolgung des Verhaltens Mariens

zeugen für ihre Unschuld am Morde ihres Gatten, den Bothwell und die mit ihm Verschworenen ins Werk gesetzt hatten.*)

Darnleys Vater, der Graf von Lennox, klagte vor dem auf seine Bitte von der Königin berufenen Parlamente Bothwell und einige andere des Mordes an. Der Tag der Verhandlung ward festgesetzt, aber viel zu früh, gegen allen Gebrauch, so daß dem Ankläger nicht Zeit genug blieb. Dieser erschien nicht selbst, sondern bat um Vertagung, weil er in der kurzen Zeit seine Freunde nicht habe sammeln können, um sicheres Geleit von ihnen zu erhalten. Bothwell begab sich mit zweihundert Soldaten und viertausend Edelleuten nach dem Gerichte, bei welchem Graf Argyle als erblicher Oberrichter von Schottland den Vorsitz führte. Seine Begleitung war so groß, daß keiner ihn zu verurtheilen wagen mochte. Die Vertagung ward verworfen und sodann Bothwell freigesprochen. Dieser erklärte sich auch öffentlich zum Zweikampfe mit jedem Schotten, Franzosen und Engländer bereit, der ihn des Mordes zeihen würde, lehnte aber den Zweikampf mit denen, welche sich wirklich dazu stellten, aus nichtigen Gründen ab. Von allen Seiten war Maria bestimmt worden, die Verurtheilung Bothwells durchzusetzen, aber dieser und seine Freunde hatten damals die volle Macht, gegen die auch der Königin Wille ohnmächtig war. Der Verdacht, daß sie selbst von unüberwindlicher Leidenschaft zu dem kühnen, ritterlichen Manne verblendet gewesen, wie es Schiller nach der

---

*) Vgl. Ernst Bekker „Maria Stuart, Darley und Bothwell" (1881), Cardauns „Deutsche Untersuchungen über Maria Stuart" (in Hüffers „Historischem Jahrbuch" 1882) und „Der Sturz Maria Stuarts" (1883), Breßlauer „Beiträge zur Geschichte Maria Stuarts" (in von Sybels „Historischer Zeitschrift" LII, 254 ff. 1884).

gangbaren Ansicht glaubte, kann vor unparteiischer Würdigung der entschieden feststehenden Thatsachen nicht bestehen. Die Königin lehnte nicht allein Bothwells Bewerbung ab, sondern widerstand auch der dringenden Mahnung des Adels, auf dieselbe einzugehen. In ihrer äußerst bedrängten Lage sah Maria sich genöthigt, im Parlamente alle bisherigen Verleihungen von Krongütern an Bothwell und dessen Freunde als unwiderruflich zu bestätigen. Am Tage nach der Auflösung des Parlaments erklärten vierundzwanzig Pears (alle Bischöfe, alle Grafen und Lords des Parlaments bis auf 7), die Bothwell in seinem von Bewaffneten umgebenen Hause versammelt hatte, ihre Ueberzeugung von dessen Unschuld am Morde, und verpflichteten sich, ihm mit Gut und Blut gegen alle Verleumder beizustehn und, so wahr sie einst dem ewigen Gotte Rechenschaft ablegen müßten, dahin zu wirken, daß er die Königin heirate, sobald diese es angemessen finde und es gesetzmäßig geschehen könne.

Als Maria Tags darauf auf ihrem Rückritte vom Schlosse zu Stierling nach Foulbriggs gekommen, wurde sie nebst ihren Begleitern vom Grafen von Bothwell, der mit tausend Reitern erschien, aufgehoben und nach Dunbar gebracht, das sie nicht verlassen durfte, bis sie eingewilligt hatte, ihm ihre Hand zu geben. Nach Mariens mit allen Verhältnissen stimmender Aussage raubte Bothwell sie, weil sie kurz vorher die Vermählung mit ihm abgeschlagen hatte, und er einsah, daß er nur mit Gewalt ihre Zustimmung erhalten könne. Bothwell gab ihr die Verschreibung der Pears, an deren Echtheit sie kaum zweifeln konnte; aber sie bestand auf ihrer Weigerung, weil die Verbindung mit ihm unebenbürtig sei, auch sein Antrag viel zu früh komme und sie erst mit ihren heimischen und auswärtigen

Verwandten und Freunden sich berathen müsse. Die Hoffnung, ihre Getreuen würden sie mit Gewalt befreien, ging nicht in Erfüllung, und so mußte sie an die Echtheit jener Verschreibung glauben. Bothwell trat immer entschiedener auf und ließ nicht ab, bis er „durch Ueberredung und zudringliches Werben, verbunden mit Gewalt," sie dahin brachte, ihre Zustimmung zu geben. Er führte sie jetzt nach Edinburgh, wo sie noch immer ängstlich bewacht wurde. Die Einholung der Erlaubniß ihrer Familie und des Königs von Frankreich gestattete Bothwells Eile nicht, der dagegen rasch die Ehescheidung von seiner Gattin zu erlangen wußte. Maria vergab vor dem Gerichte Bothwell ihre gewaltsame Entführung, und erklärte, von ihm wieder in Freiheit gesetzt zu sein; sei sie auch zuerst über seine Kühnheit erzürnt gewesen, so habe seine ehrfurchtsvolle Behandlung sie doch versöhnt, und sie wolle ihm noch höhere Ehren verleihen. Tags darauf ernannte sie ihn zum Herzog von Orkney und begnadigte die Lords, welche die Verschreibung unterzeichnet hatten. Die Vermählung erfolgte am 15. Mai in der Halle von Holyroodhouse durch einen reformirten Geistlichen. Aber auch jetzt noch ward sie von Bothwell wie eine Gefangene gehalten, und seine eigenwillige, rauhe Behandlung ließ sie die Tiefe ihres Unglücks bitter empfinden.

Doch wie hätten die übrigen schottischen Lords sich Bothwells rücksichtslose Allgewalt gefallen lassen? Sie verbündeten sich zur Rettung des Thronerben, dessen Ermordung man fürchtete. Mit ihren rasch gesammelten Haufen dachten sie Bothwell und Marien, als diese eben zu Borthwick waren, zu überfallen. Bothwell floh am Morgen nach Dunbar, wohin ihm am Abend Maria in Mannskleidung folgte. Die Ver=

bündeten zogen in Edinburgh ein, wo sie Bothwell des Mordes Darnleys, der Gewaltsamkeit gegen die Königin und des Anschlags auf das Leben des Thronerben beschuldigten. Dieser stellte sich mit einer Schaar seiner Freunde dem viel stärkern Feinde entgegen, doch kam es nicht zur Schlacht. Nach längern Unterhandlungen einigte man sich dahin, daß Bothwell ungehindert sich entfernen, die Königin aber nach Edinburgh zurückkehren solle; die Lords versprachen, ihr gebührende Ehre und Gehorsam zu bezeigen. Aber man brach auf schändliche Weise den Vertrag: statt nach ihrem Palaste führte man sie in das Haus des Stadtvoigts, wo man sie allein in ein Zimmer einsperrte. Am folgenden Abende wurde sie unter Bedeckung von 400 Mann nach dem Schlosse von Lochlevin gebracht, wo man sie durch die Drohung, sie als Mörderin ihres Gatten sterben zu lassen, zur Entsagung der Krone zu Gunsten ihres Sohnes zwang. Sodann beschloß man, sie des Mordes und des Ehebruchs anzuklagen und ihre Gefangenschaft für die ihr gebührende Strafe zu erklären. Die für die Anklage vorgeführten Beweismittel waren nichts weniger als zuverlässig; dennoch bestätigte das Parlament die Verurtheilung des Gerichts. Durch Hülfe des achtzehnjährigen George Douglas ihrem Gefängnisse entflohen, widerrief sie zu Hamilton die ihr entrissene Thronentsagung. Auch 6000 ihrer Getreuen hatten sich um sie versammelt, aber leider mußte sie sehn, daß diese vor den weniger zahlreichen, aber wohlgeübten Truppen ihrer Gegner die Flucht ergriffen. Maria faßte trotz der lebhaftesten Gegenvorstellungen den kühnen Entschluß, bei Elisabeth Schutz zu suchen, auf deren Antheil sie, trotz allem, was sich in der letzten Zeit zwischen ihnen begeben hatte, rechnen zu dürfen glaubte, besonders da diese

sich so warm für ihre Befreiung verwendet, sie eingeladen, bei ihr eine Zuflucht zu suchen, und ihr eine Aufnahme, wie sie einer Königin würdig, versprochen hatte. Ihr argloses Herz ahnte nicht, daß die Politik kein Recht, keine Scheu kenne, daß Elisabeth die Schutzflehende als Gefangene festhalten, daß die um ihre Krone besorgte Königin, die auf der Nebenbuhlerin reizendere Schönheit eifersüchtige Frau sie ihrer Leidenschaft opfern werde.

Der weltkluge Staatssekretär William Cecil, der alle bisher in Schottland gegen Marien getriebenen Ränke geleitet hatte, jubelte bei ihrer Ankunft. Er drang bei Elisabeth darauf, daß sie nicht mehr aus dem Lande gelassen werde, da es für Englands Königin und die englischen Protestanten, ja den ganzen Protestantismus von höchster Wichtigkeit sei, ihrer Person versichert zu bleiben. Gleich nach ihrer Ankunft in Carlisle hatte Maria in einem ihre unglückliche Lage darstellenden Briefe den Wunsch ausgesprochen, Elisabeth besuchen, ihr das von ihren Unterthanen erlittene Unrecht schildern und sich gegen die Verleumdungen ihrer Feinde rechtfertigen zu können. Cecil aber beredete diese, sie dürfe als jungfräuliche Königin nicht mit einer des Ehebruchs und Mordes angeklagten Frau persönlich verkehren, die vielmehr sich zuvörderst vor englischen Abgeordneten gegen die harte Beschuldigung ihrer Gegner rechtfertigen müsse. Maria ward in dieser Weise beschieden. Freilich war diese im vollsten Rechte, wenn sie nicht darauf einging, sondern nach Schottland zurück oder durch England nach Frankreich zu reisen verlangte: aber statt auf diese durchaus berechtigte Bitte der unglücklichen Frau einzugehn, verhöhnte man das Recht der Schutzflehenden, in der Elisabeth die gefährlichste Nebenbuhlerin

wurde, sobald sie von Bothwell geschieden sein würde. Die Einwilligung der Elisabeth zu dieser Vermählung war jedoch nicht zu erwarten. Es wurde daher beschlossen, die Sache heimlich zu betreiben, sich durch Verbindungen zu stärken und sodann die königliche Zustimmung zu ertrotzen. Norfolk, der mit den größten Familien in England verwandt war, machte ein Bündniß, welchem die vornehmsten Edlen des Reichs, die Grafen von Bedford, Northumberland, Westmoreland, Arundel, Pembroke und viele andere beitraten. Hierzu kamen alle Katholiken des Landes, die eifrig die Freiheit der Königin von Schottland wünschten; selbst der Graf von Leicester, Elisabeths Liebling, beförderte aus Privatursachen den Entwurf. Norfolk glaubte sich auch auswärts Zustimmung verschaffen zu müssen, und wandte sich daher an die Höfe von Frankreich und Spanien, die dieser Vermählung ihren Beifall gaben. Nun wollten die Grafen von Northumberland und Westmoreland einen Aufruhr erregen, die Maria mit Gewalt befreien und nach Schottland führen. Norfolk verhinderte jedoch die Vollziehung dieses Vorhabens. Indessen waren alle diese Anschläge Elisabeths Wachsamkeit nicht verborgen geblieben. Sie warnte den Herzog, der die Verbindung mit Maria leugnete und verächtlich davon sprach. Da er jedoch durch diese Verstellung keine Ueberzeugung hervorbrachte, so verließ er den Hof, ohne Abschied zu nehmen, und ging auf seine Güter. Bald aber gereuete ihn dieser Schritt. Er wollte nach London zurückkehren, wurde aber schon unterwegs in Haft genommen und nach der Tower gebracht, die Königin von Schottland aber nach Coventry

---

und ihn dem Herzog und dem Bischof Leßley mitgetheilt. Auch der Regent billigte anfangs diese Verbindung mit dem vornehmsten protestantischen englischen Pear.

geführt, aller Zugang zu ihr eine Zeit lang untersagt und die Zahl ihrer edlen Hüter vermehrt.*) Der Bischof von Roß und andere Freunde des Herzogs hatten mit ihm gleiches Schicksal. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland sollten auch in Verhaft genommen werden, allein sie griffen zu den Waffen, und, von ihren Vasallen wie auch von allen in Nordengland wohnenden Katholiken unterstützt, erschienen sie 6000 Mann stark im Felde. Sie machten ein Manifest bekannt, worin sie sagten, daß sie nichts wider die Königin unternehmen wollten, ihre einzige Absicht sei, die Religion ihrer Vorfahren wieder herzustellen, die bösen Rathgeber vom Hofe zu entfernen und der Königin Maria sowohl als den andern Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Der Graf von Sussex rückte den Rebellen mit 7000 Mann entgegen, während der Graf von Warwick mit einem noch stärkern Corps ihnen in den Rücken zu kommen suchte. Bei dieser Nachricht zerstreueten sich die Aufrührer, ohne zu schlagen, und die Oberhäupter flohen nach Schottland. Norfolk hatte keinen Antheil an diesem Aufruhr, vielmehr bot er, obgleich gefangen, alle seine Vasallen auf, zur königlichen Armee zu stoßen. Elisabeth war mit diesem Betragen so zufrieden, daß sie jetzt, anstatt der Tower, ihm seinen eigenen Palast zum Verhaftsort anwies. Gegen die gefangenen Rebellen wurde mit großer Strenge verfahren, so daß 800 von ihnen unter Henkershänden starben."

Während Elisabeth mit dem Regenten über die Auslieferung Mariens unterhandelte, fiel dieser unter Mörderhand. In Schottland erhoben sich darauf Mariens Freunde, anfangs mit

---

*) Hastings, Graf von Huntington, wurde Shrewsbury zur Seite gegeben.

Glück, doch wurden sie durch die von Elisabeth ihnen entgegengestellten Truppen bald besiegt. War schon diese Erhebung ihrer Sache höchst nachtheilig, so noch mehr der von Papst Pius V. über die Königin von England verhängte Kirchenbann, welcher diese ihrer königlichen Würde entsetzte und die Unterthanen des ihr geleisteten Eides entband. Doch Mariens Bitten und die Verwendungen von Frankreich und Spanien veranlaßten Elisabeth wenigstens den Schein anzunehmen, als ob sie ihr unter gewissen Bedingungen die Freiheit geben wolle. Maria, die mit dem schon 1571 zum Baron von Burleigh ernannten Cecil verhandelte, sah sich, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, zu allem gezwungen, was man von ihr verlangte. Indessen machte man die Ausführung des Vertrages von der Zustimmung der Schottländer abhängig. Absichtlich wurden die Verhandlungen mit diesen von englischer Seite sehr lässig betrieben, ja sie stockten zuletzt ganz, so daß Maria, Dank der rücksichtslosen Eigenwilligkeit Elisabeths, nach wie vor englische Krongefangene blieb.

Im Parlament setzte man gleich darauf zwei gegen die schottische Königin und die Katholiken gerichtete Bills durch. Die erste derselben erklärte es für Hochverrath, wenn jemand bei Lebzeiten der Königin die Krone beanspruche, oder behaupte, diese gehöre einem andern als ihr, diese für eine Ketzerin, Tyrannin, Ungläubige oder Gewaltherrscherin ausgebe, oder das Recht des Parlaments, die Thronfolge festzustellen, leugne; auch belegte sie alle, welche in Schrift oder Druck behaupteten, jemand, der nicht zur leiblichen Nachkommenschaft der Königin gehöre, sei ihr Erbe, mit einjährigem Gefängniß, beim Wiederholungsfalle mit härterer Strafe. Das andere Gesetz erklärte es für Hochverrath, Bullen oder sonstige Schriftstücke des Bischofs von

Rom zu veranlassen, anzunehmen oder in Vollzug zu setzen, oder nach ihnen freizusprechen und sich freisprechen zu lassen, und sie verbot bei strenger Strafe, sogenannte Agnus Dei oder sonstige vom Bischofe zu Rom geweihte Heiligthümer ins Land einzuführen oder anzunehmen. Da Frankreich in Folge der Verhandlungen wegen der Vermählung Elisabeths mit dem Herzog von Anjou Mariens Sache nicht betrieb, so wandte sich diese an andere katholische Mächte. Aber bald kamen die von Mariens Seite im In- und Auslande angeknüpften Verbindungen zu ihrer gewaltsamen Befreiung an Tag. Maria und der noch immer die Vermählung mit ihr im Auge haltende Herzog von Norfolk hatten den Italiener Roberto Ridolfi an den Papst und nach Spanien gesandt, um diesen den Plan der gewaltsamen Befreiung mitzutheilen und eine Unterstützung durch spanische Truppen zu erbitten. Aber noch ehe man zur Einigung kam, ward die Sache verrathen. Die Verschworenen, unter ihnen vor allen Norfolk, wurden verhaftet. Shrewsbury, in dessen Gewahrsam Maria zu Sheffield war, theilte ihr mit, daß man von ihren Umtrieben Kunde und die Schuldigen verhaftet habe; die Zahl ihrer Diener wurde beschränkt und nur in Gegenwart ihrer Hüter durfte sie von jetzt an Besuch empfangen. Norfolk wurde von einem Gerichte von 26 Pears, deren Vorsitz Shrewsbury führte, nach einer das Vertheidigungsrecht des Verklagten unbillig beschränkenden, höchst einseitigen Verhandlung zum Tode verurtheilt. Zweimal nahm Elisabeth den Befehl zu Hinrichtung zurück. Burleigh aber, der vor kurzem zu Großschatzmeister ernannt worden war, drängte sie, und ihr vor, man müsse die Axt an die Wurzel des Uebels die Königin von Schottland aus dem Wege räu

Elisabeths Leben noch ihre Krone sicher sei, so lange diese nicht im Grabe ruhe. Wenn Elisabeth darauf, wie es heißt, erwiederte: „Kann ich den Vogel tödten, der, vom Habicht verfolgt, zu meinen Füßen Schutz gesucht? Ehre und Gewissen verbieten es mir,“ so sprach sie ihr eigenes Urtheil. Denn hatte sie dem Vogel den erflehten Schutz gewährt, verweigerte sie ihm nicht die goldene Freiheit, des Lebens edelstes Gut, wonach er wimmerte? Auf Burleighs Betreiben forderte das Parlament, die Königin möge das Haupt Norfolks fallen lassen, dessen Leben mit der Sicherheit der Königin unvereinbar sei. Nach dieser dritten Aufforderung gab Elisabeth den Befehl zur Hinrichtung, den sie nicht zurücknahm. Das blutige Schauspiel war die Vorbereitung zum gräßlichern, das erst so viele Jahre später folgen und ganz auf dieselbe Weise ins Werk gesetzt werden sollte. Schon jetzt suchte man Elisabeth zu dem Prozesse gegen Marien zu drängen. Das Parlament beschloß in Folge der Entdeckung von Mariens Verbindung mit dem Auslande eine Verurtheilungsbill gegen diese zu erlassen, und da Elisabeth dies zweimal verbot, brachten sie eine Bill ein, welche diese von der Thronfolge ausschloß. Auch hiergegen erklärte sich die Königin, ja sie löste, da man die Bill dennoch durchbringen wollte, das Parlament auf; doch verfehlte sie nicht, der unglücklichen Nebenbuhlerin unter den heftigsten Vorwürfen von den Forderungen des Parlaments Mittheilung zu machen. Diese erwiederte, ihre Einwilligung in die Heirat mit dem Herzog von Norfolk sei keineswegs gegen ihre gute Schwester gerichtet gewesen, ihr Briefwechsel mit Ridolfi habe sich auf Geldgeschäfte beschränkt, und von auswärtigen Mächten habe sie nur Hülfe für ihre getreuen Unterthanen erbeten. Der Bischof von Roß, der in

die Verschwörung Ridolfis verwickelt war, ward in den Tower gesetzt, später aus dem Lande verwiesen.

Zwischen Norfolks Fall und dem nächsten Plane zur gewaltsamen Befreiung Mariens liegen dreizehn Jahre, während welcher Schottland in beständiger Aufregung blieb. Maria war diese Zeit über bereit, auf alles einzugehn, um nur ihre Freiheit wiederzuerlangen, deren Entbehrung sie auch schwach und krank gemacht hatte: doch all ihre Versuche scheiterten an Elisabeths Furcht, Haß und Eifersucht, und an äußern, von der Unglücklichen unabhängigen Umständen. Daß sie dabei jede Gelegenheit ergriff, welche sich ihr zu einer gewaltsamen Befreiung darbot, war natürlich, da sie solche Schritte mit Recht als Nothwehr betrachtete. Im April 1584 fing man auf eigenthümliche Weise einen vom schottischen Hofe an Marien gerichteten Brief auf, worin man ihr mittheilte, ihr Sohn, der König, der den Plan ihres Oheims billige und daran persönlich Theil zu nehmen entschlossen sei, wünsche zu wissen, welche Hülfe von englischer Seite zu erwarten stehe. Auf diesen Brief hin wurde James Throckmorton, den man schon früher mit seinem Bruder u. a. aus Verdacht einer Verschwörung verhaftet, aber entlassen hatte, wieder eingezogen und vor Gericht gestellt. Auf der Folter gestand er seine Verbindung mit dem spanischen Gesandten Mendoza zur Beförderung des Unternehmens des Herzogs von Guise, und seine Absicht, Truppen in Mariens Namen zu werben, um die bestehende Regierung, wenn sie den katholischen Gottesdienst nicht gestatten wolle, zu stürzen. Mendoza w
schuldigung als unwahr zurück und verließ erzü
Throckmorton fiel als Opfer der Furcht vor dem
des Hasses der Katholiken auf dem Blutgerüste.

Loos traf im Februar 1585 den walisischen Rechtsgelehrten Dr. Parry, der von Edmund Nevil aus dem Hause Westmoreland, mit dem er verschiedene Plane zu Mariens Befreiung und Elisabeths Ermordung besprochen hatte, verrathen worden war. Auch Parrys Umtriebe gab man Marien Schuld, die jetzt Shrewsbury, der sie fünfzehn Jahre lang mit aller ihr schuldigen Achtung behandelt hatte, ja sogar in den Verdacht einer Liebschaft mit ihr gefallen war, entzogen und der strengen Aufsicht des Puritaners Sir Amyas Paulet, eines Schützlings von Leicester, und dse Drugeon Drury übergeben ward.

Mariens Feinde benutzten diese Vorfälle im Oktober zur Bildung eines eigenen Bundes, dessen Mitglieder sich eidlich verpflichteten, jeden, der etwas gegen die Person der Königin unternehmen würde, zu bekämpfen, zu verfolgen, und nicht zu ruhen, bis sie ihn vertilgt hätten; auch erklärten sie, daß sie einen durch eine solche Verschwörung beförderten Anspruch auf die Krone nie anerkennen würden. Die Verbindung wurde vor dem Ende des Jahres durch das Parlament bestätigt, welches die Bill durchsetzte, daß im Falle eines Einfalles oder eines Versuches, der Königin zu schaden, derjenige, für den die Verschwörung gemacht worden, allen Anspruch auf die Thronfolge verliere; wer selbst Antheil daran nehme, habe sein Leben verwirkt; von der Königin werde in diesem Falle eine Kommission von wenigstens 24 Mitgliedern zur Aburtheilung eingesetzt. Dieses Gesetz war geradezu gegen Marien gerichtet, ja eine Verhöhnung alles Rechts, da dieser auch dann der Anspruch auf die Thronfolge aberkannt wurde, wenn sie selbst keinen Antheil an derartigen Versuchen habe.

„Der Fanatismus brütete in diesem unglücklichen Zeitalter

immerfort", schreibt Archenholz; „allenthalben sah man dessen ungeheure Geburten: rastlose Verfolgung der Protestanten, martervolle Hinrichtungen, Meuchelmord und Verschwörung. Die nach dem Blute der Ketzer lechzenden Schwärmer kannten kein besseres Ziel als die Königin Elisabeth. Der Tempel, worin dieser höllische Dämon des Fanatismus vorzüglich genährt wurde, war das kürzlich angelegte englische Seminar zu Rheims*), wo Frankreichs Könige gekrönt wurden. Hier lehrten die Priester ihre Zöglinge, daß die vom Papst Pius V. gegen Elisabeth erlassene Bulle vom heiligen Geist selbst diktirt worden sei. Viele Jünglinge seufzten nun nach der Märterkrone. Savage, ein junger Offizier**), that ein feierliches Gelübde, Elisabeth zu ermorden, und kam in Gesellschaft eines gleich gestimmten Priesters, Namens Ballard, nach England. [Anthony] Babington, ein junger, reicher, der Maria ergebener Mann [zu Dathick] in Derbyshire, versprach ihnen allen Beistand, und unter andern auch elf durch Freundschaft und Religionseifer verbundene Personen, sämmtlich von guter Familie und bekannter Treue, als Theilnehmer zu verschaffen. Babington unternahm mit hundert Reitern die Königin von Schottland zu befreien; andere sollten in verschiedenen Grafschaften Aufruhr erregen, während Savage

---

*) Es war ursprünglich ein Kollegium für ausgewanderte katholische Engländer in Douay gewesen, das während des niederländischen Aufstandes in die Erzdiözese des Kardinals von Guise nach Rheims verlegt wurde. Der Papst unterstützte es durch bestimmte Zuschüsse. Es stand unter dem aus Lancaster stammenden Geistlichen Dr. William Allen, späterm Kardinal, der in einem besondern Buche die Ermordung exkommunizirter Prinzen und Fürsten für eine nicht bloß erlaubte, sondern sogar verdienstliche Handlung erklärte.

**) Er hatte in der Armee des Prinzen von Parma gedient.

mit fünf andern*) die Königin morden sollte. Man hoffte, alle Katholiken würden sodann zu den Waffen greifen, da dann Maria den Thron von England besteigen und die alte Religion wieder herstellen würde. Die Verschworenen schmeichelten sich, daß ihr Vorhaben ein tiefes Geheimniß sei, allein sie betrogen sich stark. Einer von dem Bunde**) war längst ein Spion der Regierung, gegen welche er heftig loszog, um sein Spiel zu verbergen. Dieser also gab den Ministern***) von allem Nachricht. Ein anderer von den Verschworenen, Gifford, ein goldsüchtiger Priester, bestätigte dieselbe. Er steckte der Maria immer Briefe zu und empfing ihre Antworten. Alles kam in Walsinghams Hände. Man ließ sie ruhig fortarbeiten, bis man glaubte, der Gefahr nicht mehr trotzen zu dürfen. Nun wurden sie sämmtlich in Verhaft genommen, und da sie alles gestanden, hingerichtet.†) Maria, die keine Entdeckung ahnte, wollte eben in Begleitung ihrer Hüter ausreiten, als man ihr sagte, daß alles verrathen sei. Sie sank fast in Ohnmacht, und wollte nach ihrem Zimmer zurückkehren, allein es wurde ihr nicht gestattet. Man eröffnete ihr Kabinet und bemächtigte sich aller Papiere, die nach Hofe gesandt wurden; auch ihre vornehmsten Bedienten nebst ihren Sekretären wurden in Verhaft genommen. Man fand 60 verschiedene Schlüssel zu Chiffern und in ihrer Schatulle 2000 Pf. St.; auch dies nahm man ihr weg, und sie selbst ward nach

---

*) Unter ihnen Chidioc Tichbourne.

**) Pooly, in Diensten der Tochter des Ministers Walsingham.

***) Vielmehr bloß Walsingham.

†) Sieben auf grausame Weise am ersten, die sieben andern weniger grausam am zweiten Tage.

Fotheringay*), einem festen Kastell in Northamptonshire**), fünfzehn Stunden von London entfernt, gebracht.“ Daß Maria von der Verschwörung Babingtons wußte, liegt klar vor, aber nur zum Zwecke ihrer Befreiung; ihre Zustimmung zu Elisabeths Ermordung kann nicht erwiesen werden, da die dafür sprechende Stelle in ihrer Antwort an Babington mit den entsprechenden in Babingtons Briefe trotz Mignets und Rankes Gegengründen offenbar eingeschoben ist. Breßlauer, der neuerdings die von ihm in genauem Abdrucke S. 312 ff. gegebenen Briefe als echt vertheidigt, ist auf eine Analyse derselben, welche die Einschiebung unzweifelhaft macht, nicht eingegangen.

„Das englische Volk“, fährt Archenholz fort, „war über alle diese wiederholten Nachstellungen ihrer Monarchin äußerst aufgebracht. Man sagte, es sei jetzt augenscheinlich, daß das Wohl beider Königinnen nicht neben einander bestehn könne, und daß es ungereimt wäre, die Ruhe Englands einer fremden Person aufzuopfern. Es hieß, die beleidigte Nation habe die gerechte Rache in Händen, und müßte sie daher vollziehen; nichts als der Tod der einen Königin könne das Leben und

---

*) So schreiben auch Rapin und Robertson, Cambden Fotheringhaia, Shrewsbury bei Robertson (II, 480) Fotheringay-Castle. Schiller hat Fotheringhay, Fotheringhayschloß. Fotheringay liegt fünfzehn Stunden von London, was freilich der Darstellung Schillers widerspricht, wonach die königliche Jagd, die an demselben Tage am späten Vormittag beginnt und zu guter Stunde vor Abend nach London zurückkehrt, noch über Fotheringhay hinaus geht und Burleigh in wenigen Stunden in Fotheringhay und kurz nach der Hinrichtung von dort in London zurück ist; aber solche kleine Widersprüche in der Lage des Ortes darf sich der Dichter zu seinem Zwecke gestatten.

**) Das Schloß war der alte prächtige Sitz der Prinzen des Hauses York.

mit demselben die fortdauernde Ruhe des Reichs sichern. Dies war der Gegenstand aller Volksgespräche, so wie der ernstlichsten Berathschlagungen im königlichen Kabinet. Die Minister behaupteten, daß, wenn es gleich nicht schwer sei, Maria selbst genau zu verwahren, so sei es doch unmöglich, den Rebellionen, den Verschwörungen, den Mordversuchen, kurz allen den Unternehmungen vorzubeugen, die, durch Eigennutz, Politik und Fanatismus erzeugt, zum Besten der gefangenen Königin von ihren in- und ausländischen Freunden versucht werden würden. Leicester rieth zur Vergiftung und schickte einen Geistlichen zu Walsingham, um ihm das Unsündliche dieses Mittels zu erklären; der Minister aber verwarf es mit Abscheu." Man entschied sich für die öffentliche Gerichtsverhandlung nach dem im vorhergehenden Jahre vom Parlamente gerade für diesen Fall beschlossenen Gesetze.

„Die vierzig*) vornehmsten Personen des Königreichs, sowohl durch ihre Geburt als durch ihre Staatsämter, und fünf Oberrichter oder Präsidenten der Tribunale sollten die große Sache untersuchen und entscheiden. Der Titel der Maria machte den Rechtsgelehrten viele Schwierigkeiten. Es war sonderbar, daß zu eben der Zeit, da man das Wesen der Justiz verletzte, man für die leeren Formalitäten sich so besorgt zeigte. Endlich kam man überein, daß sie in den Gerichtsakten genannt werden sollte: 'Maria, Tochter und Erbin des verstorbenen Königs von Schottland Jakob V., gemeiniglich genannt Königin

---

So viele nennt auch Robertson; eigentlich waren es 42, wie Rapin an- Fotheringay erschienen davon nur 36, in Westminster beim Urtheils- . Schiller nennt bald 42, bald, wohl nur als runde Zahl, 40.

von Schottland und verwittwete Königin von Frankreich'.*) Diese unglückliche Dame war längst überzeugt, daß man ihren Tod suchte; sie erwartete alle Tage vergiftet zu werden, allein nie fiel ihr der Gedanke der Möglichkeit ein, daß sie öffentlich als eine Verbrecherin vor Gericht gezogen werden könnte. Ihr Erstaunen war daher über alle Beschreibung, als die königlichen Kommissarien zu ihr kamen, und ihr einen Brief von Elisabeth brachten, worin sie ihr unter den bittersten Vorwürfen Nachricht gab, daß ihre Verbrechen untersucht werden sollten; sie wurde dabei erinnert, da sie lange unter dem Schutz der englischen Gesetze gelebt habe, sich dem Tribunal zu unterwerfen. Maria betrug sich bei dieser Botschaft mit vieler Würde. Sie betheuerte ihre Unschuld, schlug es aber ab, die Kommissarien als Richter in ihrer Sache zu erkennen. 'Ich kam in dieses Königreich', sagte sie, 'als eine unabhängige Fürstin, die Königin um Hülfe zu ersuchen, aber nicht mich ihrer Autorität zu unterwerfen. Mein Geist ist durch meine Unglücksfälle noch nicht so herabgesunken, daß ich vor Gefahr zittern oder etwas einer gekrönten Monarchin Unwürdiges thun sollte. Wenn mir der Prozeß gemacht werden soll, so können nur Fürsten allein meine Richter sein. Die Unterthanen der Königin von England, so edel ihre Geburt auch immer sein mag, sind unter meinem Range. Von dem Augenblick an, da ich dies Königreich betrat, bin ich wie eine Gefangene behandelt worden; die englischen Gesetze haben mir keinen Schutz gewährt, und nun will man sie verletzen, um mir das Leben zu nehmen.' Alle Vorstellungen

*) So nannte Elisabeth sie schon in dem Schreiben, das den Gerichtshof zusammenberief.

und Bitten der Kommissarien waren vergeblich. Endlich drohten sie, nach der Gerichtsordnung zu verfahren und auch ohne ihre Vertheidigung ein Urtheil zu sprechen, das sodann nach der Form Rechtens nicht günstig für sie ausfallen könnte. Maria blieb zwei Tage lang unbeweglich. Das wohl ausgesonnene Argument eines Richters*) aber gab den Ausschlag. Er sagte, daß sie durch ihre Weigerung, vor dem Tribunal zu erscheinen, ihrer Ehre den empfindlichsten Stoß gäbe, allen Verdacht rechtfertigte, alle Beschuldigungen bestätigte und sich des einzigen Mittels beraubte, ihre Unschuld zu beweisen. Nun gab Maria nach, die keinen Freund um Rath fragen konnte, und trat den folgenden Tag vor Gericht, jedoch mit der Protestation, daß, ob sie gleich auf Beschuldigungen Antwort geben wollte, sie doch das gegenwärtige Tribunal nicht für das ihrige anerkenne. Der Prozeß war sehr feierlich. Die Richter saßen in der großen Halle des Kastells mit bedecktem Haupte und Maria saß ihnen gegenüber. Der Grund der Anklage, wobei der Generaladvokat als Kläger auftrat, war die letzte Verschwörung. Man las die Abschriften von Mariens Briefen, die Bekenntnisse der Verschworenen vor ihrer Hinrichtung und die freiwilligen Aussagen ihrer eigenen Sekretäre**). Die Briefe bewiesen ihr Mitwissen um alles; viele bezogen sich auf Verschwörungen und Rebellionen, andere hatten zum Gegenstand, die Spanier zu einer Invasion zu bestimmen. Diese Dokumente wurden mit großer Beredsamkeit zergliedert. Maria ohne Advokaten und Rathgeber befand sich in einer traurigen Lage; sie hörte alles aufmerksam

*) Des Oberkammerherrn Sir Christoph Hatton.

**) Des Franzosen Nau (Robertson schreibt Naué) und des Engländers Curl.

an, bis die Klage völlig vorgetragen war; sodann erhob sie sich von ihrem Stuhl, und machte mit majestätischer Würde ihre Vertheidigung. Einige Punkte der Anklage leugnete sie durchaus, worunter auch die Theilnahme an den Mordversuchen war; dagegen räumte sie ein, daß sie versprochen, dem Könige von Spanien die Krone von England abzutreten, wenn ihr Sohn die katholische Religion nicht annehmen würde. Das Verhör dauerte zwei Tage, sodann reisten die Kommissarien nach Westminster. Die beiden Sekretäre der Maria, die man, ungeachtet ihres Ansuchens, mit ihr nicht hatte konfrontiren wollen, wurden nochmals vor die Sternkammer gefordert, und da sie ihre vorige Aussage mit einem Eide bekräftigten, so wurde Maria förmlich einer Verschwörung wider Elisabeths Leben schuldig erklärt, worauf nach den englischen Gesetzen die Todesstrafe stand. Beide Parlamente bestätigten das Urtheil; ja, sie gingen so weit, die Königin in einer Adresse zu ersuchen, so lieb, als ihr ihre eigene Sicherheit, die Erhaltung der protestantischen Religion und die Wohlfahrt ihres Volks wäre, die Vollziehung des Urtheils nicht länger zu verschieben. Die Adresse war der Elisabeth sehr angenehm; indessen verbarg sie ihre Gedanken und bat das Parlament, ein Mittel auszusinnen, wodurch sie ohne die öffentliche Sicherheit in Gefahr zu bringen, entübrigt sein könnte, eine Königin und eine nahe Blutsverwandte hinrichten zu lassen. Das Parlament verdoppelte seine Vorstellungen, und behauptete, daß Güte gegen Maria Grausamkeit gegen Elisabeths Unterthanen wäre; es hieß, es sei Ungerechtigkeit, die Vollziehung des Gesetzes einem einzelnen Menschen zu versagen, aber noch mehr einem ganzen Volke, das einmüthig diese Nationalgerechtigkeit als ein Pfand ihrer mütterlichen Liebe erwarte. Das Urtheil wurde jetzt

öffentlich bekannt gemacht*), wobei Elisabeth nicht vergaß anzudeuten, daß das Parlament solches von ihr erzwungen habe. Zwei Abgeordnete mußten nun Maria davon Nachricht geben.**) Sie hörte sie mit einer triumphirenden Miene an, und sagte: 'Nach so vielen Leiden ist mir der Tod ein willkommener Befreier. Ich bin stolz darauf, daß die Protestanten mein Blut verlangen, und sterbe also als eine Märtyrerin der katholischen Religion.' Von diesem Augenblicke an hörte man auf, ihr wie einer Königin zu begegnen. Der Thron in ihrem Staatszimmer wurde weggenommen, ja ihr Hüter Paulet setzte alle Ceremonien beiseite und bedeckte sich sogar in ihrem Cabinet.***) Maria schrieb nun an Elisabeth ihren letzten Brief, worin sie jedoch mit keinem Wort ihr Urtheil abzuwenden suchte. Er enthält einige Gunstbezeugungen, die sie von Englands Königin erflehte. Sie bat, daß ihr Leichnam nach Frankreich geschickt werden möchte, um daselbst in geweihter Erde bei der Asche ihrer Mutter begraben zu werden; ferner wünschte sie die Gegenwart ihrer Bedienten bei ihrem Tode als Zeugen, daß sie als eine katholische Christin stürbe, sowie daß diese Bedienten mit den kleinen ihnen zugetheilten Vermächtnissen ungehindert nach Frankreich reisen könnten; endlich bat sie um einen katholischen Priester, sie zur Ewigkeit vorzubereiten. Dieser Brief blieb unbeantwortet, weil Elisabeth glaubte, das Ansuchen aus vielen Ursachen nicht gestatten zu können. Man trug der Maria einen protestantischen Geistlichen an, den sie jedoch nicht annahm und sich nun allein

---

*) Vielmehr nur die Verurtheilung, nicht der Wortlaut des Urtheils.

**) Lord Buckhurst that dies in Begleitung des Sekretärs Beal und Pawlets.

***) Nach Robertson.

zum Tode bereitete. Man sprengte Gerüchte aus von neuen Verschwörungen*), von der Ankunft der spanischen Flotte, von der Landung einer französischen Armee unter dem Herzog von Guise und von einem Einfalle der Schottländer in England. Das betäubte Volk verlangte nun laut die Hinrichtung der Maria als das einzige Mittel, dem Königreich Ruhe zu verschaffen. Nun wurde das Todesurtheil von Elisabeth unterzeichnet, und auf ihren ausdrücklichen Befehl auch mit dem großen Reichssiegel bekräftigt. Die Vollziehung wurde zwar nicht anbefohlen, allein die versammelten Geheimenräthe glaubten jetzt genug autorisirt zu sein, den geheimen Wunsch der Königin zu erfüllen, und die Szene eigenmächtig anzuordnen. Diese Handlung geschah im königlichen Palast, gleichsam vor Elisabeths Augen, und Elisabeth schwieg. Ein von ihnen allen unterzeichneter Befehl zur Hinrichtung wurde an den Obersherif der Grafschaft gesandt, und dabei den Grafen von Shrewsbury und Kent Vollmacht ertheilt, auf die Vollziehung des Urtheils zu sehn."

Elisabeth hatte eine von Burleigh entworfene Vollmacht an Shrewsbury als Lordmarschall und die Grafen von Kent, Derby, Cumberland und Pembroke als Assistenten zur Anordnung der Hinrichtung nach sechs Wochen unterzeichnet und ihrem Sekretär William Davison befohlen, das große Insiegel beizufügen, darauf aber geäußert, Pawlet und Drury könnten sie leicht von dieser Last befreien, und diese auszuforschen geboten.

*) Einer der Beamten des französischen Gesandten L'Aubespine hatte mit einem Menschen gesprochen, der im Palaste Elisabeths Wohnzimmer in die Luft sprengen wollte. L'Aubespine hatte diesen Anschlag mit Verachtung abgewiesen; er war aber zur Kenntniß Elisabeths gekommen, die L'Aubespine darüber zur Rede stellte. Anders stellt Rapin nach Cambden die Sache dar.

Aber Pawlet entsetzte sich über die ihm gemachte Zumuthung, Marien durch Gift aus dem Wege zu räumen. Am folgenden Tage verbot die Königin Davison, das Siegel dem Befehle beizudrücken, und sie stellte sich ganz erstaunt, als dieser bemerkte, daß es schon geschehen; es gebe ein besseres Mittel, meinte sie, die Verurtheilte aus dem Wege zu räumen. Als sie ihm diese Aeußerung am nächsten Tage wiederholte, theilte er ihr Pawlets Erwiederung mit, welche sie höchst ärgerlich aufnahm: sie kenne andere, die weniger bedenklich seien, fügte sie hinzu; an diese wolle sie sich wenden. Davison wußte nicht, was er thun solle, da sie ihm gesagt hatte, sie wolle von der Sache gar nichts weiter wissen, bis sie geschehen sei. So wandte er sich denn an den Oberkammerherrn Hatton, dem er vorstellte, Elisabeth zeige sich so furchtsam, unentschlossen; sie scheine ihm alle Schuld aufwälzen zu wollen. Hatton äußerte seine Freude, daß die Sache so weit sei; sie jetzt aufzuhalten, wäre unverantwortlich. In Davisons Begleitung begab er sich zu Burleigh, wo die Befehle an Shrewsbury und Graf Kent entworfen wurden. Im geheimen Rath wurde nun der Beschluß gefaßt, nicht weiter, wie es sonst Sitte war, bei Elisabeth anzufragen, da eine solche Entscheidung sie in neue Zweifel und Zögerungen stürzen würde. So ergingen denn die Befehle zur Hinrichtung, die am 16. (nicht, wie man früher annahm, am 8.) Februar vollzogen ward.

„Elisabeth stellte sich bei der Nachricht der vollzogenen Hinrichtung so erstaunt, daß sie in vielen Minuten kein Wort hervorbringen konnte“, erzählt Archenholz. „Sie weinte, sie wehklagte, sie legte Trauerkleider an, und um diese Farze vollkommen zu machen, so wollte sie die Welt überreden, es sei alles ohne ihr Wissen und wider ihren Willen geschehen. Einige ihrer ver-

trautesten Minister wurden vom Hofe verbannt, Burleigh von ihr äußerst mißhandelt, und Davison, ein Mann von großen Talenten und edler Denkungsart, der die Absendung des Urtheils besorgt hatte, nach der Tower gebracht, wo er mehrere Jahre lang elend schmachten mußte. Endlich erhielt er seine Freiheit, nachdem er eine ungeheure Geldstrafe hatte bezahlen müssen, die ihn zum Bettler machte. Sie spielte diese unwürdige Rolle, um Jakob und die schottländische Nation zu besänftigen." Auch gegen den König von Frankreich erklärte Elisabeth, die Hinrichtung sei ohne ihr Vorwissen geschehen, und sie wolle die Vermessenheit ihrer Minister strafen. Auf den untergeordneten Davison hatte Elisabeth ihren vollsten Haß geworfen, weil dieser sich stets von der Verfolgung Mariens frei gehalten hatte, und vom beabsichtigten Meuchelmorde am besten unterrichtet war.

III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung.

Schiller setzt Mariens Mitschuld am Morde Darnleys und ihre leidenschaftliche Liebe zu Bothwell nach der zu seiner Zeit gangbaren Annahme voraus, wodurch sie sich ihm erst zur tragischen Heldin zu eignen schien, dagegen hält sie sich von allen Versuchen zu Elisabeths Ermordung fern, worauf sich auch die geschichtliche Maria berief: sie übt bloß das Recht der Nothwehr, sich aus der Gefangenschaft zu befreien, in welcher sie Elisabeth wider alles Recht hält; nur hierzu sucht sie sowohl einzelne bedeutende Männer wie die katholischen Mächte zu gewinnen. Die langen Leiden, welche mit ihrer Hinrichtung endeten, faßt er als Sühne ihrer blutigen Schuld auf; was sie auch seit ihrer Ankunft auf dem englischen Boden unternimmt, schlägt zu ihrem Nachtheil aus, und nicht weniger alle Verschwörungen, welche von andern zu ihrem Besten gewagt werden. Aber unmöglich konnte der Dichter in dem engen Rahmen des Dramas die vielfachen in England zu Mariens Gunsten gemachten Versuche, von Norfolk an bis zu Babington und dem letzten Unternehmen, Elisabeths Wohnzimmer in die *Luft* zu sprengen, zur Darstellung bringen, unmöglich alle Ver-

handlungen von dem Tage zu York bis zu ihrem Verhör vor den Kommissarien zu Fotheringhay vorführen: es galt Mariens Unglück als Sühne für das vergossene Blut zur Anschauung zu bringen, aber zugleich die leidenschaftliche Glut ihrer Natur, wenigstens in einer augenblicklichen Aufwallung schauen zu lassen, überhaupt das ganze Wesen der unglücklichen Königin in allem ihren Liebreiz, in aller ihrer selbstbewußten Hoheit, in aller reinen Güte ihrer edlen Seele, aber auch in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit neben ihrer bußfertigen Stimmung aufzuzeigen, welche sie zuletzt mit vollster Ergebung in ihr schreckliches, einer Königin unwürdiges, vom Hasse ihr mit Verletzung alles Rechtes bereitetes Schicksal sich fügen, ja dieses als die vom Himmel verhängte Sühne ihrer wirklichen Schuld begrüßen läßt. Hierzu bedurfte der Dichter mannigfacher Um- und Zudichtungen.

Beginnen wir mit der Zeit. Zwischen Mariens Ankunft in England und ihrer Hinrichtung liegen fast neunzehn volle Jahre. Im Drama ist nur von ihrem langen Aufenthalte die Rede; wir hören, daß Shrewsbury lange ihr Hüter war, ehe sie Paulet übergeben ward. In einem oben angeführten Briefe an Iffland sagt Schiller, Maria sei in dem Stücke etwa 25, Elisabeth höchstens 30 Jahre alt*), während letztere damals in Wirklichkeit 53 Jahre zählte, Maria im 45. Jahre stand, und bei einem Alter von 25 Jahren höchstens 7 Jahre gefangen gewesen sein könnte. Das Recht zu einer solchen Freiheit, und zwar gerade in Bezug auf Elisabeth, hatte Lessing Voltaire

*) Deshalb läßt Schiller auch II, 8 Leicester nur seit zehn Jahren um Elisabeths Hand werben; dieses Verhältniß war viel älter.

gegenüber energisch in der Dramaturgie (Stück 23) vertheidigt. Auch hat sich Schiller eine kleine Freiheit darin gestattet, daß er das Stück am Jahrestage von Darnleys Ermordung, die am 10. Februar erfolgte, beginnen läßt, obgleich die Hinrichtung nach der damaligen Annahme schon am 8. Februar stattfand; eine größere, aber durchaus nothwendige lag darin, daß zwischen der Mittheilung des Urtheilsspruches an Marien und der Hinrichtung im Drama nur ein Tag, in der Wirklichkeit mehr als ein Vierteljahr liegt. Hier möge auch gleich der weitern Abweichung von der Geschichte gedacht werden, daß Maria nach Schiller kinderlos ist (nur IV, 7 wird in Widerspruch hiermit ihr Sohn erwähnt). Nach der geschichtlichen Wahrheit hätte er bei Mariens weichem Herzen eines nähern Verhältnisses zu ihrem einzigen Sohne gedenken oder den Grund der Entfremdung andeuten müssen, was nicht ohne sonstige Einbuße hätte geschehen können.

Ein höchst glücklicher Gedanke war es, das Stück erst eben vor der Mittheilung des Urtheilsspruchs zu beginnen, also kurz vor der Vollendung ihres tragischen Geschickes, so daß von Anfang an schon der Tod über der Unglücklichen schwebt, welche in frommer Buße und Entsagung in ihm die Sühne für ihr blutiges Verbrechen am eigenen Gemahl und die Befreiung von ihren Leiden sieht und sich auf ihren Tod, den sie freilich in anderer Weise fürchtet, vorbereitet. Vgl. oben S. 4. 10. Aber der wirkliche Verlauf würde zu einer Tragödie weder Gehalt noch Raum bieten, da hier sich nur Mariens Betragen in diesem traurigen Zustande und die Versuche finden, die Königin zur Unterschrift des Todesurtheils zu bestimmen, wobei ein neuer, im Beginne vereitelter Versuch, das Wohnzimmer Elisabeths in die Luft zu

sprengen, nicht ohne Folge blieb: damit waren vier Akte, wenn man den fünften dem Todesgange Mariens widmete, nicht zu füllen, und eine bloß leidende Büßerin konnte keine echt tragische Wirkung thun, es bedurfte einer Handlung, welche sie in leidenschaftliche Bewegung und ihren Charakter ins Licht setzte. Freilich fielen die Verschwörungen zur Befreiung Mariens vor den Anfang des Dramas; um eine lebendige Handlung zu gewinnen, mußte ein solcher Versuch erfunden und in die Tragödie selbst verlegt werden. Zu diesem ersonnenen Versuche nahm Schiller ein paar Züge gerade von Babingtons Verschwörung. Auch dort waren der Verschworenen zwölf, aber nicht sie selbst, sondern die geheimen Schürer der Verschwörung hatten in den englischen Seminarien studiert; der, welcher die Ermordung Elisabeths übernommen hatte, war ein Offizier Savage, und man könnte meinen, dies habe Einfluß auf Schillers Wahl des Namens Sauvage gehabt. Aber Maria hatte auch einzelne Männer für ihre Befreiung zu gewinnen gewußt, vor allen den unglücklichen Herzog von Norfolk. Dieser Zug war für Schillers Zweck von noch größerer Wichtigkeit, wenn er ihn so wandte, daß er Marien handelnd auftreten lassen konnte; das war aber nur dann möglich, wenn es sich nicht um eine Verschwörung zu ihrer gewaltsamen Befreiung handelte, von welcher sie nur abmahnen konnte, sondern eine Verwendung bei Elisabeth diese bestimmte, ihren Haß gegen sie fahren zu lassen. Hier bewährte nun Schiller wieder die Kunst glücklicher Erfindung. Elisabeths Liebling, Graf Leicester, der früher der schottischen Königin als Gemahl vorgeschlagen worden war, hat vor einiger Zeit selbst eine Verbindung mit Marien eingeleitet, deren Reize auch jetzt noch eine unwiderstehliche Gewalt auf ihn üben, worauf sie, deren Seele

nicht allein durch die sich unerwartet eröffnende Aussicht auf Befreiung, sondern auch, wenn gleich noch weniger bewußt, durch Liebe mächtig bewegt wird, mit leidenschaftlicher Entschiedenheit eingeht. Zu diesem Schritte Leicesters bot sich dem Dichter eine glückliche Veranlassung. Er läßt gerade in dieser Zeit Elisabeth den Gedanken hegen, dem Herzog von Anjou ihre Hand zu reichen, wodurch sich ihr zehnjähriger Liebhaber Leicester bitter verletzt fühlt.*) Die Verlobung Elisabeths mit dem Herzog erfolgte aber in anderer Weise fünf Jahre früher, am 22. November 1581. Begonnen hatten die Verhandlungen bereits vor der berüchtigten Bartholomäusnacht, waren später vom Herzog aufgenommen worden, der 1579 zu diesem Zwecke einen in allen Hofkünsten erfahrenen Edelmann Simier nach London sandte. Es kam damals ein vorläufiger Verlobungsvertrag zu Stande; bald darauf stellte sich der Herzog selbst bei der Königin ein, von welcher er die schmeichelhaftesten Zusicherungen erhielt. Simier schloß die Verlobung am 24. November 1579 ab, doch schon nach zwei Monaten ward der Königin die Sache wieder leid. Der Herzog ließ seinen Plan nicht fallen. Im April 1581 kam eine glänzende französische Gesandtschaft**) nach London, um die mit Simier verabredeten Punkte in einen Vertrag zwischen England und Frankreich zu bringen (die Heirat sollte nach sechs Wochen erfolgen); aber auch diesmal trat Elisabeth

*) Leicesters Mißmuth hierüber berichtet Rapin S. 347 nach Cambden unter dem Jahre 1578.

**) Der bei Schiller erscheinende außerordentliche französische Gesandte Präsident de Bellièvre war vom Könige gesandt, um gegen Mariens Hinrichtung Verwahrung einzulegen, mit welcher es aber nicht Ernst war. Vgl. Cambden S. 479 ff. Rapin S. 413.

zurück. Im folgenden November besuchte der Herzog wieder selbst London. Archenholz erzählt: „Es wurde eben damals der Königin Krönungstag gefeiert, eine jährliche Hofbelustigung, wobei man ehedem alle Pracht des Landes aufbot. Mitten unter diesen Pomp, nach einer langen und vertrauten Unterredung zwischen der Königin und dem Herzog, im Versammlungssaal, zog sie einen Ring vom Finger und steckte ihm solchen an. Alle Hofleute erstaunten und glaubten, daß sie endlich ihren bestimmten Willen öffentlich der Welt zeigen wollte .... Indessen war die Sache doch noch nicht zu Ende. Alle Vertraute der Königin mit dem Günstling Leicester an der Spitze, alle Minister, alle Hofdamen, kurz jedermann, der sich ihr näherte, machten ihr unabläßig die ernstlichsten Vorstellungen wider diesen Schritt, der sie aus so vielen Gründen in den Augen ihrer Unterthanen und aller europäischen Monarchen herabsetzen würde. Elisabeth wankte und brachte ganze Nächte schlaflos zu. Endlich siegte der Ehrgeiz. Sie ließ den Herzog von Anjou rufen, meldete ihm ihren veränderten Entschluß und entschuldigte sich, so gut sie konnte. Anjou verließ sie im größten Zorne. Noch im Vorzimmer warf er den von ihr erhaltenen Ring weg, und verfluchte den Unbestand des weiblichen Geschlechts.“*) Schiller läßt die Verbindung durch die Verschwörung des französischen Gesandten L'Aubespine abbrechen,

---

*) Th. Hensel in dem mit Einsicht geschriebenen Aufsatze „Schillers Maria Stuart und ihre Kritiker“ im Morgenblatt 1864, Nr. 9—11 ließ den Dichter diese und andere Züge aus Hume schöpfen, da er nicht wußte, daß der Aufsatz von Archenholz ihm bei dem Entwurf und der Ausführung vorlag, er den Hume nicht lange behielt. Vgl. oben S. 12.

die erst den 10. Juni 1584, mehr als zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs, fällt.

Auf glücklichste Weise setzt Schiller seine beiden Erfindungen, die Verschwörung, von der Mortimer, diese mit großem Kunstverstand ersonnene, mit frischestem Leben ausgestattete Gestalt*), Marien Kunde gibt, und die eben angeknüpfte Verbindung mit Leicester, mit einander in Zusammenhang, um nicht bloß eine bewegte Handlung, in welcher Maria in leidenschaftlicher Aufregung erscheint, zu gewinnen, sondern auch die wirkliche Zusammenkunft der beiden Königinnen, den Gipfelpunkt des ganzen Dramas, dichterisch zu ermöglichen.

Freilich ist der Schritt von Leicesters Seite insofern schwach begründet, als nicht abzusehn, wie Elisabeth zur Befreiung Mariens zu bestimmen sein könnte, sollte er auch die Vollziehung des Todesurtheils durch eine List zu verhindern vermögen, deren Voraussetzung die Bitte Mariens an Elisabeth ist, wovon er jedoch vor seinem Anerbieten an diese noch nichts weiß und auch selbst keine Veranlassung dazu gegeben hat; doch durch die glückliche Art, wie Leicesters Antrag an Marien ganz nebensächlich bei Gelegenheit ihrer Erwiederung an ihn erwähnt wird, entzieht sich die Unwahrscheinlichkeit dem Blicke des Lesers wie

---

*) Er macht ihn zum Neffen Paulets. Daß Paulet einen Sohn verloren hatte, über dessen Tod Elisabeth ihn 1586 oder 1587 brieflich tröstete, hat erst Raumer entdeckt, kann demnach keine Veranlassung zu Schillers Annahme geboten haben. Dieser muß Mortimer den Vornamen Eduard gegeben haben, da Mellish im Personenverzeichniß ihn Sir Edward Mortimer nannte. Den Namen Mortimer nahm er wohl aus dem ersten Theil von Shakespeares „Heinrich IV.", wo der junge, von der Liebe zu seiner französischen Gemahlin berauschte Lord Edmund Mortimer Graf von March zu dem Bunde Percys gegen den König gehört.

des Zuschauers.*) Maria empfing Leicesters Antrag und beantwortete ihn, wie sie auch die Bitte an Elisabeth um eine Zusammenkunft stellte, noch ehe sie die Fällung des Urtheils kannte; der Zuschauer vernimmt diese erst, als Mortimer Marien die Sache verräth. Somit leuchtet diesem denn, wie jener selbst noch ein Hoffnungsstrahl, freilich ein äußerst bedenklicher, da er zugleich von einer neuen Verschwörung hört, von der wir das Traurigste für Marien fürchten, wie diese selbst in Erinnerung an frühere den Verschworenen verderbliche und ihr selbst nachtheilige Versuche davor warnt.

Die geschichtliche Maria hatte früher nochmals nach einer persönlichen Zusammenkunft mit ihrer „guten Schwester" verlangt, und selbst bei ihrem Verhöre gewünscht, vor dem Rathe in Gegenwart der Königin sich zu vertheidigen. Schiller läßt sie unmittelbar vor der bevorstehenden Mittheilung des Urtheils diese Gunst von Elisabeth sich erbitten, obgleich sie deren Gewährung nicht hoffen kann, ja nach ihrer Ueberzeugung von deren Stimmung gegen sie dürfte sie kaum einen solchen Wunsch ernstlich hegen: aber diese Unwahrscheinlichkeit übersieht man leicht, besonders im Anfange des Dramas, wo Mariens Stellung zu ihr noch weniger anschaulich hervorgetreten ist Sie entging auch Schiller ebensowenig, wie daß der Lage der Sache nach weder Elisabeth selbst darauf einzugehn geneigt sein, noch einer ihrer Minister ihr dazu rathen konnte, aber in der eigenthüm-

*) Auch Maria hofft, Leicesters Einfluß werde Elisabeth trotz ihres Hasses und der gegen sie erbitterten Staatsmänner zu ihrer Befreiung bestimmen, was sich nicht durch die Verblendung der Sehnsucht erklären dürfte, welche das Gewünschte für möglich hält. Es ist eben eine der Unwahrscheinlichkeiten, von denen kaum irgend eine bedeutende dramatische Dichtung ganz frei ist.

lichen Stellung, die er Leicester gerade in diesem Augenblicke zu Elisabeth einnehmen läßt, hatte er ein glückliches Mittel gefunden, die Gewährung der Bitte wahrscheinlich zu machen. Vgl. oben S. 16 f. Leicester wird von der Hoffnung getrieben, ein Besuch Elisabeths bei Marien würde es dieser unmöglich machen, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, da der Besuch alsdann für die größte Grausamkeit gelten müßte, und so sucht er die stolze, von Haß und Eifersucht gegen die Unglückliche erfüllte englische Königin durch den Gedanken, ihr Besuch werde nicht eine Gunst, sondern eine Strafe für diese sein, dafür zu gewinnen, ohne daran zu denken, daß er eben dadurch Elisabeths Hochmuth auf das äußerste spanne, so daß diese mit einem Marien unerträglichen Hohne auf sie herabschauen werde. Die Unterredung selbst ist für den Fortschritt der Handlung und die Charakteristik beider Königinnen sehr bedeutsam. Der für Elisabeth höchst verletzende, sie in höchsten Zorn versetzende Ausgang, verbunden mit dem unmittelbar darauf stattfindenden glücklich abgewandten Angriff auf ihr Leben, und die Entdeckung der neuen Verschwörung beschleunigen die Unterschrift des Todesurtheils.

Was den Charakter der Königinnen betrifft, so tritt Elisabeth hier in ihrem ganzen übermüthig eiteln Stolze und ihrer bitter gehässigen Eifersucht hervor. Die von Natur leidenschaftliche Maria, deren weiches, herzliches Gemüth auf das glücklichste sich in der ersten Szene desselben Aufzugs ausgesprochen hat, sie, die mit aller Ruhe und Besonnenheit Elisabeth zu empfangen und ihre Wünsche dieser auszusprechen gedacht hatte, wird unwillkürlich, als man ihr ganz unerwartet deren Ankunft meldet, von dem ärgsten Widerwillen und Haß gegen die nach

Schillers Annahme noch nie gesehene englische Königin erfüllt, die sie so bitter verfolgt und ihr unendliche Leiden grausam bereitet hat; ihr Anblick überzeugt sie, daß sie sich in ihr nicht getäuscht, daß sie ganz herzlos ist, doch faßt sie sich bald mit Gewalt, um die Bewilligung ihrer Bitte nicht zu verfehlen, sie giebt ihren nur zu wohl gegründeten Klagen wider diese den möglichst schonenden Ausdruck, ja sie erniedrigt sich so weit, daß sie fußfällig um ihre Gnade fleht. So sehr hat sie den Stolz ihres Herzens gebeugt, da sie hofft, Leicesters Zuspruch werde jene vermocht haben, in ihre Befreiung zu willigen. Da Elisabeth aber, statt Mitleid und Bedauern zu zeigen, bittersten Hohn auf sie häuft, ja mit schmähendem Vorwurf ihre Frauenehre angreift, entflammt ihr edles Herz zum äußersten Abscheu über eine so schnöde Härte, und so läßt sie sich zum schärfsten Ausbruch ihres mit Mühe zurückgehaltenen Hasses und ihrer wahren Gesinnung gegen sie hinreißen, welche von ihrer bußfertigen Stimmung über ihr eigenes Verbrechen zum Schweigen gebracht und zuletzt von der Hoffnung auf das Wort der Befreiung niedergehalten worden war. Dieser Rückfall aus ihrer bußfertigen, versöhnlichen Stimmung in das selbstbewußte Gefühl ihres Rechtes, der erlittenen grausamen Mißhandlung und der Verhöhnung alles Rechtes aus bloßem Eigennutze weist uns um so lebhafter auf die Kämpfe hin, welche die bisherige Fügung in ihr trauriges Schicksal sie gekostet hat.

Ein ganz anderer Kampf ist es, den Elisabeth mit sich besteht. Ihre von Stolz, Eifersucht und bitterm Hasse gegen Marien erfüllte Seele möchte diese, welche sie als Bastard zu bezeichnen gewagt hatte, zu Grunde richten, aber doch schaudert sie vor dem Gedanken, daß man von ihr sagen sollte, sie habe

die geborene Königin, die sie so lange widerrechtlich gefangen gehalten und zu gewaltsamen Versuchen der Befreiung gezwungen, auf dem Blutgerüste enden lassen, habe der Blutsverwandten ein so schmähliches Ende bereitet: nur bitterste Eifersucht, grimmster Haß und die Nothwendigkeit, sich ihrer zu entledigen, sich von der Angst vor ihr, die ihrem Thron und Leben drohe, zu befreien, können sie endlich zur Vollstreckung des grausamen Urtheils bestimmen. Sie, die Marien ihren Antheil an der Ermordung Darnleys mit tugendhaftem Abscheu nicht vergeben kann, sie wagt es, andere zur Vergiftung der Gehaßten zu verführen. Wenn Mariens Buße ihre Jugendsünden sühnt, wozu sie von glühender Leidenschaftlichkeit sich hatte hinreißen lassen, wenn sie durch ihre würdige Haltung in ihrem entsetzlichen Unglück sich verklärt (vgl. oben S. 21), so wird dagegen Elisabeth, die ehrsüchtige, eitle, übermüthige, heimlich ihren Lüsten fröhnende*) Heuchlerin, die sich den Anschein geben will, die Hinrichtung sei ohne ihren Willen geschehen, sie wird, als der blutige Schlag gefallen, von Grauen über ihre That erfaßt, deren Schuld sie vor den Augen der Welt von sich abwenden will, und während sie denjenigen, der die Seele der Verfolgung Mariens, nicht aus persönlichen, sondern aus politischen Gründen gewesen, in Ungnade verbannt, verläßt sie der Mann, der sie vergebens von

---

*) Auch dieses durfte der Dichter annehmen, da man nicht e i n e n, sondern eine Anzahl ihrer Liebhaber kennt, mit denen sie, wenn auch der Beweis, daß sie sich ihnen hingegeben, nicht vollständig zu erbringen ist, doch jedenfalls sehr ungebührliche Vertraulichkeiten sich gestattete, und sie wenigstens den stärksten Verdacht gegen ihre vorgebliche Jungfräulichkeit erregte. Schon Hume hatte bemerkt, ihre verliebte Natur sei durch viele lustige Beispiele bewiesen und verschiedene seltsame Vorfälle machten ihre Sittlichkeit sehr verdächtig.

der Schreckensthat zurückzuhalten gesucht hat, in dem Augenblick, wo sie seiner Leitung sich vertrauen möchte, und ihr Günstling flieht, da er seine Liebe zu Marien verrathen hat, nach Frankreich: sie steht einsam da im quälenden Bewußtsein ihrer Schuld, das sie immerfort verfolgen wird. Elisabeth ist vom Dichter zur künstlerischen Abrundung des Dramas in ein höchst nachtheiliges Licht gestellt, da die großen Eigenschaften dieser mächtigen Herrscherin nur nebensächlich in ihren Folgen, vor allem in der Verehrung des in ihr Englands Heil erkennenden Volkes, hervortreten, wogegen ihre Eitelkeit und Heuchelei scharf gezeichnet sind. Schiller nennt sie einmal in einem Briefe an Goethe, als er eben am zweiten Aufzug dichtete (vgl. oben S. 13), seine „königliche Heuchlerin". Die Heuchelei in ihrem Verhalten gegen Marien, wie auch ihre mädchenhafte Gefallsucht, ihre Eitelkeit und Eifersucht gegen die jüngere und reizendere Nebenbuhlerin fand er bei Hume, Robertson, Rapin und Archenholz stark hervorgehoben. Daß Elisabeth bei ihrem Prozeß und dem Befehle zur Hinrichtung von Eifersucht nicht frei war, wird auch der größte Verehrer ihrer Person nicht leugnen können; wenn sie bei der Nachricht von ihrem Tode geseufzt haben soll, so beweist dies nur, welchen Eindruck die vollbrachte Rachethat auf sie geübt, wobei vielleicht auch die Erinnerung des gleichen Schicksals ihrer eigenen Mutter mitwirkte, keineswegs, daß sie deren Tod abzuwenden gewünscht, und die harte Strafe gegen Davison zeugt eben nur vom Bewußtsein ihrer Schuld, von der sie sich vor der Welt rein zu waschen suchte. Daß sie selbst Anschläge gemacht, Marien vergiften zu lassen, steht fest, nicht weniger ihre Hauptschuld, daß sie sich nie ernstlich entschließen konnte, wie es ihre heilige Pflicht war, die Unglückliche, deren

Vertrauen sie so schmählich getäuscht, frei zu lassen, und sie diese eben dadurch zu Versuchen zwang, welche England in Unruhe und Gefahr brachten. Mariens Tod ist ein politischer Mord, der durch die Formen des Rechtes, womit man ihn umgab, nicht entschuldigt wird, dieser nur spottet.

Ueber Mariens Schuld läßt uns der Dichter gleich am Anfang nicht in Zweifel. Darnleys Ermordung hat sie aus Rache und aus Leidenschaft für Bothwell geschehn lassen, in England dagegen sich von allen gegen das Leben der Königin gerichteten Verschwörungen frei gehalten, bloß einige durch ihre widerrechtliche Gefangenschaft veranlaßte Versuche zu ihrer Befreiung gemacht. Daß sie des Verbrechens, nach dem Leben Elisabeths getrachtet zu haben, nicht schuldig sei, behauptet sie nicht nur Burleigh gegenüber mit unverdächtigem Selbstbewußtsein, sondern sie spricht es auch vor dem als Stellvertreter Gottes von ihr verehrten Priester in ihrer letzten Beichte aus, durch welche sie Vergebung für alle in England begangenen Sünden zu erlangen sich sehnt, wenige Augenblicke vor ihrem Heimgange. Ihre Verurtheilung war ein entschiedenes Unrecht, das nur, wie sie selbst Burleigh entgegenhält, der Vortheil des Landes und der Haß der herrschenden Protestanten eingaben, welche die Furcht trieb, daß sie einst zur Herrschaft gelangen und die Zeiten der spanischen Maria zurückführen werde. Auch der harte, aber streng ehrliche Paulet muß gestehen, daß bei dem Prozesse Unziemlichkeiten vorgefallen, wie Maria hervorhebt, daß man das englische Recht nur da gegen sie angewandt, wo es ihr nachtheilig, dagegen umgangen, wo es zu ihren Gunsten gesprochen. Daß die Schreiber Mariens falsch gegen sie gezeugt, zeigt am entschiedensten kurz vor dem Schlusse das von Shrewsbury be-

richtete Geständniß Curls, das freilich Schillers reine Dichtung ist. Maria Stuart behauptete, Naus falsche Aussagen seien Schuld an ihrem Tode, Curl sei von ihm verführt worden; letzterer aber erklärte noch kurz vor seinem Tode, daß er seiner Königin immer treu geblieben. Beide Schreiber erhielten später durch französische Vermittlung ihre Freiheit wieder. Auch hatte Maria beiden in ihrem Testamente Legate ausgesetzt, Nau freilich nur unter gewissen, ihrer Dienerschaft bekannten Bedingungen.

Maria sieht am Anfange des Dramas (es ist gerade der Todestag Darnleys, der in ihr das volle Bewußtsein ihrer Schuld wach ruft) in ihren Leiden und dem ihr drohenden Tode die Sühne für das von ihr vergossene Blut; nur daß Elisabeth sie, eine Königin und Blutsverwandte, auf dem Blutgerüste fallen lassen werde, hält sie nicht für möglich, vielmehr fürchtet sie, man werde sie durch Gift aus dem Wege räumen. Doch noch hat sie alle Hoffnung auf Befreiung nicht aufgegeben, ja vor kurzem hat sich ihr eine solche von einer Seite eröffnet, von welcher sie diese am allerwenigsten hatte erwarten können. Leicester, verletzt durch die Hoffnungen, welche Elisabeth dem Herzog von Anjou auf ihre Hand gemacht, hat sich, in ähnlicher Weise wie nach der Geschichte Norfolk, an sie gewandt, und ihr seine Liebe und die Absicht, sie zu befreien, ausgesprochen. Daß sie ihn wirklich liebt, daß sie ein durch seine Liebe beglücktes Leben erwarte, ist ihr selbst noch unbewußt, es tritt hinter dem seligen Glücke der Freiheit ganz zurück. Leider ist es ihr noch nicht gelungen, ihre von ihrem Bildnisse begleitete zustimmende Erwiederung diesem zugehen zu lassen; gerade am Anfange des Stückes wird ein Versuch, den Gärtner dafür zu gewinnen, vereitelt. Mortimers Erscheinen bietet ihr ganz unerwartet dazu einen Weg.

Erniedrigung erhoben und sehnt sich nach ihrer ewigen Heimat. Auch ohne Beichte und Abendmahl wäre die Sühne ihrer Schuld und die freudige Annahme des schimpflichen Todes als rächender Strafe, welcher sie gewürdigt wird, vollendet. Wie wir zuerst sahen, daß Darnleys Todestag das Gefühl ihrer Schuld, welche sie durch ihren Tod sühnen müsse, in ihr wach gerufen, so drängt ihr das Angesicht des Todes die volle Ueberzeugung auf, daß die so entehrende wie ungerechte Strafe vom Himmel als Sühne über sie verhängt ist, und sie erkennt in ihm Gottes Gnade. Daß sie das Verlangen nach der Beichte und dem Genusse des Abendmahls als Wegzehrung empfinden muß, war dadurch bedingt, daß sie ganz als gläubige Katholiken sterben soll; die Art aber, wie der Dichter diese benutzt, um Marien ihre ganze Seele enthüllen und sie die volle Beruhigung ihrer leidenschaftlichen Natur in dem Bekenntniß ihrer Schuld und dem Glauben aussprechen zu lassen, daß sie diese in dem schweren ihrer harrenden Tode sühnen und verklärt in den Himmel eingehn werde, ist so glücklich gedacht wie ausgeführt. Gerade vor ihrem Tode wird Marien noch ein unverhofftes Glück durch einen katholischen Priester zu Theil, der ihretwegen in Rom die Weihungen empfangen hat und eine vom Papste selbst geweihte Hostie ihr bringt; darin muß sie eben das schönste Zeichen erkennen, daß der Himmel sie seiner Gnade gewürdigt.

Das Drama zeigt uns Mariens Untergang in Folge der eigenthümlichen Verwicklungen, in welche sie gerathen. Das protestantische England, worin Elisabeths Ehrgeiz herrschte, welche für einen Bastard von Marien erklärt worden, die selbst auf den Thron gerechten Anspruch erhob, Englands vor einer katholischen [illegible]igin sich entsetzende Staatsmänner und das von dem Papis-

mus alle blutigen Schrecken fürchtende Volk sind gegen sie erbittert und widersetzen sich rechtswidrig ihrer Befreiung; die von fanatischen Katholiken hervorgerufenen Angriffe auf Elisabeths Leben, denen Maria fern stand, auch ihre eigenen Versuche, sich die ihr widerrechtlich geraubte Freiheit wiederzugewinnen, steigern die Erbitterung immer höher, so daß man es für eine politische Nothwendigkeit hält, diejenige, die man als Ursache aller dieser Unruhen und der beständigen Angst ansieht, hinwegzuräumen, wobei man das Recht zu Gunsten dessen, was der Bestand des Staates zu fordern scheint, ungescheut verletzt oder vielmehr, da man seine Formen mißbraucht, verhöhnt. Gerade dieses Parteitreiben mußte das Drama zu lebendiger Anschauung bringen.*) Burleigh vertritt den reinen Staatsvortheil; unbekümmert um die Mittel, dringt er auf alles, was er durch diesen geboten glaubt. Nur Shrewsbury hält am strengen Rechte, vor dessen Verletzung er dringend warnt. Leicester, der eitle Günstling, hat seinen eigenen Vortheil allein im Auge, der alle seine Handlungen bestimmt. Graf Kent ist der starre Protestant, der als solcher die katholische Königin haßt und ihr auch in ihrem Unglücke die größten Bitterkeiten zu sagen nicht scheut. Auch zu seinem Bilde bot die Geschichte dem Dichter die Grundzüge. Nichts kann verkehrter sein, als Julian Schmidts Behauptung einer Parteilichkeit Schillers für den Katholizismus, bei dem alles beschönigt werde, während vom Protestantismus nur die Nachtseiten erschienen. Der Fana-

---

*) Keineswegs sind die englischen Staatsmänner dazu da, „um in dem Schwanken der Elisabeth dem Drama ein dauerndes auf- und abwogendes Interesse zu verleihen", wie Fielitz S. 65 meint.

tismus der katholischen Verschworenen, die Straflosigkeit, ja die ewige Glorie, welche katholische Priester dem politischen Morde zusichern, die Gewissenlosigkeit, womit der Papst von Eiden entbindet und die Treulosigkeit heiligt, treten scharf genug hervor, wogegen die *grausame Verfolgung der Katholiken* von Seiten des mit dem Katholizismus um die Herrschaft ringenden Protestantismus übergangen wird. Wenn Schiller dagegen die schönen Seiten des Katholizismus, wie sie dem wahrhaft gläubigen Katholiken, ja jedem, der unparteiisch ihn beurtheilt, erscheinen müssen, eben durch Katholiken aussprechen läßt, so erfüllt er damit nur seine dramatische Pflicht der lebendigen Individualisirung seiner Personen. Welch ein edler Charakter ist der protestantische Shrewsbury und wie achtbar erscheint selbst der strenge Puritaner Paulet! Julian Schmidt hat eben nur seine protestantische Unduldsamkeit bewiesen, die ihn so weit getrieben hat, die Ansichten der dramatischen Personen mit denen des Dichters selbst zu verwechseln.*)

*) Mit Recht bemerkt Heyse, Schiller habe verwerfliche und edle Gesinnung auf katholischer und protestantischer Seite gleich getheilt; in Elisabeth zeige sich protestantischer, in Mortimer katholischer Jesuitismus, in Melvil der bessere Katholizismus, in Paulet und Shrewsbury der bessere Protestantismus. Aber auffällt es, wie Heyse darin mit Scherr übereinstimmen konnte, das Stück sei eine der furchtbarsten gegen Rom geführten Streiche. Nichts konnte dem Dichter der *Maria Stuart* ferner liegen, der den Katholizismus nur zu seinem Zwecke der lebendigen Darstellung des Schicksals seiner Heldin benutzte, da eben in dem erbitterten Kampfe der beiden entgegenstehenden Glaubensbekenntnisse ein bedeutendes Moment ihrer Geschichte liegt und der Katholizismus ihm zu mehrern ergreifenden Schilderungen außerordentlich günstig war. Das in einzelnen Stellen eine Kritik katholischer Sätze durchklinge, wird man Scherr viel weniger zugeben können als daß Mariens Katholizismus zuweilen stark ans Evangelische streife, wenigstens nicht ganz rein erscheine, da Schiller sich nicht völlig hereinzudenken

Stellt unser Drama auch nur Mariens letzte Tage dar, so tritt doch ihr Bild überall hervor und entwickelt sich in der mannigfaltigsten Handlung. Freilich erscheint sie selbst weder im zweiten noch im vierten Aufzuge, doch sehen wir hier die mächtigen Gegenwirkungen gegen sie, in denen sich ihr Schicksal spiegelt, und vor allem tritt Elisabeth als ihr scharfer Widerpart hervor. Dieser dramatisch durchgeführte Gegensatz, der sich bei einem politischen Kampfe nothwendig ergibt*), und die Abrundung der angelegten Handlung bedingte auch die Schlußszenen, welche Elisabeths Unruhe und Bestrafung nach der Hinrichtung zur Darstellung bringen. Ohne diese fehlte der Abschluß der vom Dichter angelegten Handlung.

---

vermochte. Freilich kann mancher Protestant in dem verklärenden Glanze der im vollsten Glauben an ihre Kirche sterbenden Maria Stuart eine Feier des Katholizismus selbst sehn, aber diese hat der Dichter nicht beabsichtigt, er bedient sich nur aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, um innige Rührung zu erregen und das Bild der sterbenden Büßerin zu heben. Ganz neuerdings hat J. M. Raich in der Schrift „Shakespeares Stellung zur katholischen Religion“ (1884) im Gegensatz zu Shakespeare, der überall seine genaueste Kenntniß des Katholizismus zeige, den Nachweis zu liefern gesucht (S. 126 ff.), daß Schiller in der Maria Stuart seinen Mangel derselben vielfach verrathe, dabei aber meist dem Dichter, welcher der Ueberlieferung folgt, Unrecht gethan; freilich war dieser nicht in den Anschauungen der katholischen Religion aufgewachsen, und so ward es ihm schwer, sich ganz in den Katholizismus hineinzuversetzen.

*) Bulthaupt tadelt Schillers Verfahren statt eines Helden zwei zu schaffen, das zu einer „umschichtigen“ Darstellung führe, aber die Heldin ist und bleibt die Büßerin Maria, die trotz ihres Falles über Elisabeth den Sieg davon trägt, und wegen der nothwendig umspringenden Darstellung konnte er sich durch Shakespeares „Lear“ und dessen historische Stücke beruhigen. Daß in der Maria gleich starke Gewalten sich bekämpfen, ist durchaus irrig; Maria will nicht in England herrschen, sie will nur ihre ihr widerrechtlich entzogene Freiheit wiedergewinnen, und der Katholizismus ist in England trotz aller Verschwörer machtlos.

Man hat *Maria Stuart* eine *religiöse* Tragödie genannt, eher könnte man sie eine *politische* nennen, da die Politik bei ihrem Tode die Hauptrolle spielt: aber im Grunde ist sie keins von beiden, sondern ihr eigentlicher Kern die Darstellung des Untergangs einer edlen, aber zu weichen und empfindsamen, leidenschaftlich hingerissenen Natur, welche in Verhältnisse geworfen wurde, denen sie nicht gewachsen war, aber im Tode selbst sich verklärt und ihr aus Liebesleidenschaft begangenes Verbrechen sühnt. Die Stärke der Seele und die besonnene Zurückhaltung der in sich feststehenden Herrscherin Elisabeth fehlt ihr völlig; für England hätte es, abgesehen von der protestantischen Richtung des Volkes, keine unglücklichere Königin geben können als Marien, welcher die Geburt dazu das volle Anrecht verlieh, sie, die eben in Folge des Mangels aller Eigenschaften, wodurch Elisabeth in so schwierigen Verhältnissen England groß machte, aus Schottland hatte fliehen müssen. So erscheint Elisabeths Sieg über Marien als eine politische Nothwendigkeit, aber dennoch erregt letztere unser volles Mitgefühl, das uns immer für sie fürchten läßt, während Elisabeths Selbstsucht und eifersüchtiger Haß uns abstoßen. Freilich hat man behauptet, die Ehebrecherin und Gattenmörderin dürfe nimmermehr in solcher Verklärung auf der Bühne erscheinen, die dadurch entweiht werde, da diese des tragischen Mitleidens unwürdig sei. Als ob die reuige Sünderin, die sich im Rausche der Leidenschaft hat hinreißen lassen, und dadurch sich nicht allein den Verlust alles glänzenden Glückes und die bittersten Leiden zugezogen, sondern auch die schärfsten Gewissensqualen auf sich geladen hat, unser Mitleid nicht erregen dürfte! Ist ja auch die Schuld, in welche Maria geräth, mit durch die für sie ver-

hängnißvolle politische Lage bedingt. Das Widerwärtige, was in der Erscheinung einer solchen Sünderin liegt, wird für den Zuschauer dadurch gemildert, daß die Frevelthaten nicht vor unsern Augen sich abspielen, sondern eben in die Ferne gerückt sind, und zugleich mit der bittern Reue der Sünderin und dem Unglück erscheinen, in das sie gerathen. Und sollte auf dem Theater eine Büßerin weniger Recht haben als sonst, wenn der Dichter es versteht, ihren Untergang zu einer tragischen Wirkung zu erheben! Schiller will seine büßende Maria nicht als Muster der Weiblichkeit hinstellen, sie nicht als Weib verklären, er zeigt nur, wie sie durch sittliche Kraft und religiösen Glauben aus ihrer tiefen sündlichen Erniedrigung sich aufrafft und den für eine so leidenschaftliche Natur doppelt schweren Sieg über sich selbst gewinnt. Aber damit ist das eigentlich dramatische Leben des Stückes nicht erschöpft, vielmehr ist es der in Mariens Schicksal sich entwickelnde politische Kampf, welcher demselben seine lebendige Einheit und seinen Pulsschlag giebt. Wenn Raumer in dem Aufsatze „über die Poetik des Aristoteles“ meint, das Interesse für beide Königinnen würde sich bei strengem Festhalten an der Geschichte wohl eher erhöht als vermindert haben, so übersieht er, daß der Dichter gerade das Hauptinteresse für das Opfer des politischen Kampfes in Anspruch nehmen und eben alles thun muß, unsere Theilnahme für dieses zu spannen. Auch seine weitern Bemerkungen, daß Maria durch das sichtbare Unglück und das nur angedeutete frühere Unrecht (als ob dies nicht sehr scharf am Anfange hervorträte und Elisabeths Betragen dadurch gerechtfertigt werden könnte!) ein falsches Uebergewicht vor Elisabeth erhalte, daß letztere zu vereinzelt und gering hingestellt werde, daß die rein erfundene Zusammen-

kunft der beiden Königinnen dem Ganzen eine falsche Richtung gebe, treffen nicht. Schiller hat in der Hauptsache, daß Mariens Untergang eine Folge der politischen Zustände und ihrer Stellung zu Elisabeth ist, die geschichtliche Wahrheit nicht verletzt; ihre eigentliche Schuld liegt außerhalb des Stückes und hat auf ihre Verurtheilung, die sich auf die in England erfolgte Verschwörung gründet, keinen Einfluß. Hettner wirft dem Drama vor, der große politische Kampf trete, um den rein menschlichen Antheil an Mariens Schicksal nicht zu schwächen, zu sehr zurück, diese falle als Opfer kleinlicher, selbstsüchtiger Gehässigkeit, ihr Untergang wirke nicht tragisch erhebend und versöhnend, sondern peinigend, da nur die grausame Uebermacht siege. Die poetische Gerechtigkeit fordere, daß Schuld und Strafe in einem nothwendigen Zusammenhang stehn, daß sie sich wie Grund und Folge zu einander verhalten müssen, während hier nur ein Justizmord vorliege. Aber ist denn das Stück nichts als diese politische Katastrophe, erkennt nicht Maria selbst, daß sie insofern mit Recht falle, als Blut nur durch Blut gesühnt werde, und der Himmel ihr dadurch eine Gnade gewähre, daß sie durch diesen Opfertod ihre schreckliche Schuld büße. Dabei kann man freilich darüber verschiedener Ansicht sein, ob die Annahme, daß der Himmel durch Unrecht eine begangene Schuld sühnen lasse, der reinern Vorstellung von der Gottheit gemäß sei, aber in der Weise, wie es hier zur Anschauung kommt, wo Maria ihren Tod als eine Gnade empfindet, dürfte ein rein gestimmtes Gemüth dadurch ebensowenig verletzt werden als durch die politische Nothwendigkeit, das Recht zu brechen, der geschichtliche Sinn. Die Weltgeschichte schreitet nicht immer auf geradem Wege fort; Gewalt, Unrecht, einzelner und massenhafter Mord setzen ihre Räder

häufig in Bewegung. Schiller ist weit entfernt, den Justizmord zu rechtfertigen. Die volle persönliche Schuld liegt auf Elisabeth, die dessen Vollziehung hindern konnte, und die sittliche Beruhigung empfinden wir darin, daß Maria durch ihren Tod sich verklärt hat, während Elisabeth allen Qualen des Gewissens verfällt und durch völlige Vereinsamung bestraft wird. Hettner ist, wie er gegen alle spätern Stücke Schillers wegen ihrer vorgeblichen antikisirenden Richtung sich verstimmt zeigt, dies besonders gegen Maria Stuart, die er bei aller sonstigen Anerkennung für Schillers schwächste Tragödie erklärt; es sei, als ob die tragische Ironie, die er darin zur Darstellung gebracht, sich an ihm selbst habe bethätigen wollen.

Die Handlung unseres Dramas ist von Anfang an sehr gespannt. Mit vielem Geschick wird im ersten Aufzuge nicht bloß alles, was zum Verständnisse der Geschichte und zum anschaulichen Hervortreten der Personen dient, erwähnt oder angedeutet, sondern auch die ganze folgende Handlung durch leitende Fäden vorbereitet. Die eigentliche Gerichtssitzung ist, wie schon bemerkt, vermieden; Maria bringt, was für den Zweck der Exposition sehr glücklich erfunden ist, ihre Rechtfertigungsgründe und Vorwürfe gegen das wider sie eingeschlagene ungesetzliche Verfahren bei Burleighs Verkündigung des Urtheils vor. Scheint dies auch freilich nach der Fällung des Urtheils weniger an der Stelle, so hat der Dichter doch durch die Art der Darstellung diese kleine Ungehörigkeit zu verdecken gewußt. Ein bedenklicher Widerspruch der Handlung zeigt sich nur im dritten Aufzug in Bezug auf das Erscheinen Elisabeths in Fotheringhay, das nach dem zweiten als rein zufällig herbeigeführt erscheinen soll.

Die Zeit der Handlung ist auf drei Tage beschränkt; der erste Aufzug spielt am ersten, die drei folgenden sich unmittelbar aneinander anschließenden Aufzüge am zweiten Tage, der fünfte beginnt mit dem frühen Morgen des dritten und führt uns am Nachmittage nach der Hinrichtung Mariens zum Palaste der Königin, welcher der eben von Fotheringhay zurückgekehrte Burleigh die Vollziehung des Todesurtheils meldet. Daß der zweite Aufzug am folgenden Tage beginne, ist nicht bestimmt angedeutet, wogegen es keinem Zweifel unterliegt, daß der vierte unmittelbar an den dritten sich anschließt, und zwischen diesem und dem letzten nur eine Nacht liegt, in welcher die Vollziehung des Todesurtheils am nächsten Morgen Marien verkündet wurde. Innerhalb des Aufzugs findet ein Wechsel der Szene nur in den beiden letzten statt; im vierten befinden wir uns zuerst im Vorzimmer, dann im Zimmer der Königin, der fünfte versetzt uns aus demselben Zimmer des Schlosses zu Fotheringhay, in welchem das Stück begann, in das Zimmer des königlichen Palastes zurück, in welchem die Königin im vorigen Aufzuge das Todesurtheil unterschrieben hat. Die einzelnen sich enge aneinander schließenden Aufzüge (nur zwischen dem ersten und zweiten ist die Verbindung nicht bestimmt angedeutet) bilden für sich abgegrenzte Abschnitte der Handlung; nirgends findet sich ein Stillstand oder ein Sprung. Selbst eine Hindeutung auf die französische Brautwerbung, die im zweiten Aufzuge ausgeführt wird, fehlt im ersten (A. VI) nicht, nur wünschte man sie bestimmter, so daß der französischen Gesandtschaft und der ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeit gedacht würde.

Die Hauptcharaktere des Stückes sind eben so sicher entworfen wie klar und fein durchgeführt, von frischem Leben

beseelt, Gestalten von Fleisch und Blut; selbst der glühende Schwärmer Mortimer, dessen Bild gerade durch die ihn hinreißende heißblütige Liebe zu der in allem idealen Glanze vor seinen Sinnen schwebenden katholischen, von den Protestanten verfolgten Königin sprechende Naturwahrheit gewinnt. Am glücklichsten wirkt Schiller durch die scharfen Gegensätze nicht allein von Marien und Elisabeth, sondern auch von Burleigh und Shrewsbury, Leicester und Mortimer. Die Charaktere sind abgerundeter und von frischerm Lebensglanze als in Wallenstein, wo sie mehr aus der Handlung sich herausgestaltet haben als, Max und Thekla ausgenommen, selbstständiges Leben besitzen. Am wenigsten dürfte die Zeichnung Leicesters gelungen sein, dessen Gestalt eben durch die eigenthümliche Stellung, die er in der Handlung einnimmt, zu sehr, man möchte sagen, beschränkt wird, so daß er sich nicht frei entfalten kann.

Die Sprache ist weniger schwungvoll und glänzend als im Wallenstein, zeichnet sich aber durchweg durch Angemessenheit, klare Bestimmtheit und dramatisches Leben aus. In Mortimers Rede spricht das glühende Feuer leidenschaftlichster Aufregung und in Mariens lyrischem Freudenjubel am Anfange des dritten Aktes erschwingt sich die Seele in leichtem Fluge. In prosodischer Beziehung bemerken wir, daß kurze Silben oft durch den Versaccent gehoben, auch am Schlusse des ersten Fußes, aber nicht in zweisilbigen trochäischen Worten, mit Ausnahme von Namen in der Anrede, wie Melvil, Hanna, und auch Lady wird so gebraucht, dagegen steht nie so lebet, höre u. a., wohl aber bei zwei einsilbigen Wörtern, wie muß sie, weiß ich, mehrfach in dem, sogar bei der Trennung durch die

Interpunktion wie Mich, den, O, es, Will! Es. Als Ausnahme ist der schwache Vers „Schamhaft erröthender Bescheidenheit“ (I, 4) zu bemerken. Beim Versmaße*) hat sich Schiller größere Freiheit gestattet als im Wallenstein.**) Häufig tritt der Anapäst ein.***) So bilden nicht nur an vielen Stellen die beiden letzten Silben des Wortes Königin den Anfang des Anapästes, sondern auch die Endsilben ige, ische, liche, lische (auch lischste), ere, erin, ende, ete (in bereitete). Einmal beginnt der Name Margaretha anapästisch, zweimal fallen in den Anfang des Anapästes die beiden letzten Silben des Namens Mortimer. Von besonderer Wirkung ist der Anapäst in Mortimers Worten III, 6: „Wenn ich dich, Heißgsliebte, umfange.“ II, 5 fiele der Anapäst in den Anfang und das Ende zweier Reden, aber dort ist kümmert nichts als ein Druckfehler des Theaters für bekümmert. Als Anapäst ist auch IV, 12 im Verse: „Vollziehen lassen! Gott! Weiß ich, was ich soll“ (las)sen Gott Weiß zu lesen. Mehrfach steht der Artikel in einem Anapäste, (ge)gen den Schot(ten), (ge)gen den Mann, (Stim)me des Volks, auch die Vorsilbe ge, (Eu)re Gefahr, (Or)te, geschä(he), wo Ort leicht herzustellen wäre, (frü)her gewährt. Nur zweimal wird ein Wort am Ende des Verses abgebrochen, und zwar in Zusammensetzungen (aus-Zubreiten, Glaubens-Verwandte). Es ist dies ein ähn-

---

*) Ihm zu Liebe hat sich Schiller mehrfach der störenden gedehnten Form Engelland bedient; denn so schreibt er, nicht Engeland.

**) Vgl. die Erläuterungen S. 206 f.

***) Der sehr zerhackte Vers II, 8, 45: „Und was euch sein Vertraun erwarb. Milord“ ist durch die Form Vertrauen herzustellen, das, freilich ohne Gewähr, von der dritten Ausgabe (1802) eingeführt wurde.

licher Fall, wie wenn durch den Versschluß eng zusammen gehörende Wörter von einander getrennt werden, wie meines | Geschlechts, mit | der Liebesfackel, vor | der Todten, doch steht so nie der Artikel, wie noch im Wallenstein ein, eine, und das den Infinitiv einleitende zu ebendaselbst. Von der festgesetzten Anzahl von fünf Füßen weicht Schiller häufig ab. Die Zahl der Sechsfüßler steigt über 50, die der Vierfüßler über 30; Dreifüßler zählen wir 10*), Zweifüßler 8. Im Wallenstein fanden sich auch Verse mit sieben und ganz kurze aus einem und anderthalb Fuß. Manche unvollständige oder zu lange Verse waren schon bei der Durchsicht für den Druck berichtigt worden; andere hatte der Dichter übersehen oder ließ sie absichtlich unverändert. Die kürzern Verse stehen ganz besonders am Schlusse längerer Reden. In den lyrischen Strophen am Anfange des dritten Aktes sind die beiden ersten daktylisch-trochäisch, nur der letzte Vers der zweiten besteht aus drei Anapästen und einem Jambus; die dritte ist jambisch mit vielen Anapästen, die vierte beginnt daktylisch-trochäisch, der nicht reimende fünfte Vers ist rein jambisch, den Schluß bilden vier trochäische Verse, von denen der erste im zweiten und dritten, der zweite und vierte im zweiten, der dritte im dritten Fuße

---

*) Auffallend zwei hintereinander IV, 2. Einer (V, 9) ist dadurch entstanden, daß Schiller im Drucke eine längere Stelle gestrichen hat. Einmal I, 6, findet sich unmittelbar nach einem vierfüßigen ein dreifüßiger, beide bezeichnend; denn der Vers:

Und riß mich in das Weichbild Roms,

schließt ab, während mit:

Wie ward mir, Königin!

die folgende schwärmerische Schilderung eingeleitet wird.

einen Daktylus hat.*) Alle Verse sind gereimt, mit Ausnahme von 2, 3 und 4, 5; die Reimform wechselt selbst in derselben Strophe.

Des Reims hat sich Schiller in der Maria Stuart häufiger als im Wallenstein bedient, nicht bloß am Schlusse von Szenen (I, 8. II, 8. V, 9), sondern auch vielfach in der Mitte derselben, wo er zuweilen oft unmittelbar hintereinander oder bloß unterbrochen durch reimlose Verse eintritt. So reimen in Mortimers Selbstgespräch II, 6 V. 14—25 und die Schlußverse 29 f., III, 1 V. 15—25., III, 6 V. 19—22, 24 f., 32 f., 58—61, 65 f., 71 f., 78 f., 81—86, 89 f., 95 f., 100—111, 114 und 116, 117 und 119, 120 und 122, 123 f., 127—131 (Schluß), IV, 4 die Worte Mortimers V. 58 und 60, 61—66, 76—79 (Schluß), V, 6 V. 105 f., 110 f., 113—116, 118 f., 128 f., 133 f., 136—139, 144 f., 150—152., 159 f., 163 f., 173 und 175 (nicht der Schluß), V, 9 die sechs letzten Verse Mariens an Leicester, endlich in dessen Selbstgespräch V, 10 V. 2 und 4, 9—24 (wo auch Felsen auf schmelzen reimen soll, einmal ein dreifacher Reim steht), aber nicht der Schluß (25—37). Auffallend sind hier besonders die springenden Reime und die häufige Willkür, wo ein Reim sich von selbst darbot.

---

*) Meine frühere Ansicht, daß alle Strophen jambisch-anapästisch seien, scheint mir jetzt unhaltbar. Nach Belling, „Die Metrik Schillers", S. 256 ff. wäre die dritte theils daktylisch-trochäisch, theils jambisch-anapästisch, wobei er sonderbar in V. 2, 5 und 7 eine Anakruse annimmt, die vierte daktylisch-trochäisch, obgleich noch mehr dann als Trochäus zu lesen wäre.

IV. Entwicklung der Handlung.

Erster Aufzug.

Der Gefangenen wird von Mortimer die Fällung des Todesurtheils und die bestimmte Absicht ihrer Hinrichtung verrathen. Sie erklärt sich entschieden gegen die von diesem ihr entdeckte Verschwörung zu ihrer Befreiung, hofft aber durch Leicesters ihr angetragene Verwendung befreit zu werden, und so läßt sie diesem, da ein anderer darauf gerichteter Anschlag mißlungen, durch Mortimer einen von ihrem Bildnisse begleiteten Brief zustellen. Bei der Mittheilung ihres Todesurtheils weist sie dessen Ungerechtigkeit schlagend nach. Paulet lehnt Burleighs Versuch, die Verurtheilte durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, mit Entrüstung ab, wie sehr auch der herrschende Minister den guten Dienst hervorhebt, den er dadurch der Königin leisten würde, dagegen hat er die Ueberreichung eines Briefes übernommen, in welchem Maria ihre königliche Schwester um eine Zusammenkunft bittet. So sind alle bedeutenden Fäden der Handlung angesponnen; das Todesurtheil ist gefällt, Maria hofft auf Leicester mehr als auf den Brief an Elisabeth, der mit Leicesters Verwendung in nähere Verbindung hätte gebracht werden sollen; eine Verschwörung zu Mariens Befreiung läßt

uns gerade für diese fürchten; zugleich ist Mariens Zustand, ihre Schuld und Recht, wie das Verhalten der auf ihren Tod aus politischen Gründen dringenden Gegner, der Königin, des Parlaments und Burleighs, zur Anschauung gelangt. Und diese Exposition der Handlung geht dramatisch lebhaft an uns vorüber. Ueber den Ort der Handlung vgl. S. 69.

Erster Auftritt. Gegen die Gefangene wird eben noch rücksichtsloser als bisher verfahren. Mariens erster Hüter Paulet*), erbricht mit Gewalt, trotz der Abwehr der Amme, Mariens Schrank und bemächtigt sich seines Inhalts. Ihre enge Haft, ihre unwürdige Behandlung, ihre Schuld und ihre ganze Stellung in England, wie auch der Charakter ihres Hüters, des sitten- und glaubensstrengen, rücksichtslos gewissenhaften ehrlichen Puritaners Paulet, treten in dramatischer Bewegung hervor. Leicester hat mit ihr eine Verbindung angeknüpft; Maria sinnt auf ein Mittel, ihm eine Antwort zukommen zu lassen, was sie bisher vergeblich versucht hat. Wahrscheinlich hat die treue Amme, Hanna Kennedy, deren Person geschichtlich feststeht (Cambden und Rapin haben sie nicht), mit dem Gärtner ein Verständniß angeknüpft, und um diesen zu gewinnen, eben einen Schmuck heruntergeworfen.**) Paulet, der es bemerkt

*) Als Hüter nennt Cambden Amicius Povvlettus (anderswo Poulett) et Drugo Drurius, Rapin Amias Powlet oder Pawlet und Drugeon Drury, Robertson Sir Amias Paulet und Sir Drue Drury, Archenholz Paulet und Drury.

**) Den Zweck dieses Versuchrs können wir nur im allgemeinen ahnen; es hätte wenigstens später eine Beziehung darauf angebracht werden sollen. Die Amme kann die Sache selbst nicht leugnen, die freilich den schlimmsten Verdacht erregt, aber wir sehen nicht, weshalb sie dieses sonderbaren Mittels sich bedient hat. Der Dichter bedurfte aber dieser auffallenden Annahme, um die neue harte Maßnahme zu begründen.

hat, ist, entsetzt über die reichen Mittel, die Maria noch zur Bestechung besitzt, mit seinem Nebenhüter Drury herbeigeeilt, und erbricht den Schrank gewaltsam, um sich seines Inhalts zu versichern. Vergebens sucht die treue Amme sich zu widersetzen; er bemächtigt sich der Papiere, unter denen französische Aufsätze*) und Entwürfe von Briefen an die Königin von England**); jene scheinen ihm um so wichtiger, als sie gegen die Gefangene zeugen und vielleicht ihre bösen Pläne enthüllen können. In Wirklichkeit hatte man ihre Sachen schon bei der Entdeckung von Babingtons Verschwörung in Beschlag genommen. Cambden berichtet, man habe ihre Thüren erbrochen, und alle ihre Kasten mit Briefen an den Hof geschickt, Paulet all ihr Geld genommen, damit sie dasselbe nicht zur Bestechung verwenden könne. Im geheimen Gefach des Schrankes, das er kennt, entdeckt er ein mit Frankreichs Wappen geziertes Stirnband, das sie, da sie es als Braut vom Dauphin von Frankreich erhalten hat, besonders werth schätzt; auch dies nimmt er, weil jeder Besitz ihr nur ein Mittel sei, neue Verschwörungen zu erregen.***)

---

*) Die Worte „Es sind französische . . . Feind" sind in der Theaterbearbeitung gestrichen, obgleich danach das Wort Concepte einen Vers für sich bilden muß.

**) Die Amme weiß nur von Entwürfen, nicht daß ihre Herrin den Brief schon beendet und versiegelt hat.

***) Hier stand ursprünglich noch eine auf die frühere Wegnahme aller Kostbarkeiten sich beziehende Aeußerung Paulets, die wir nur in der Uebersetzung von Mellish kennen:

> And ye have found the means to hide from us
> Such costly things, and screen them, till this moment
> From our inquiring eyes.

Bei Schiller waren es wohl nur zwei Verse, über die Paulet hier nicht hinausgeht. In der Theaterbearbeitung wird die Antwort Paulets „So lang sie . . .

Da die Amme mit allen ihren Versuchen nichts ausrichtet, bricht sie in Klagen über die einer Königin ganz unwürdige Ausstattung dieses Wohnzimmers aus, wobei Schiller sich die Freiheit nimmt, diese Ausstattung viel geringer darzustellen, als sie wirklich war. Wir wissen, daß der Thronhimmel erst aus dem Zimmer verschwand,*) als der Gefangenen das Todesurtheil verkündet war; denn seit dieser Zeit ward sie nicht mehr als Königin behandelt.**) Den Mangel an Silbergeräth, an einem Spiegel, an Büchern und an der Laute, welche sie so schön zu ihren Liedern zu spielen wußte (dieser ihrer besondern Fertigkeit gedenkt Robertson), weist Paulet mit scharfen, auf ihre Schuld und ihre Gefährlichkeit deutenden Worten zurück***), wogegen

---

in ihrer Hand" unten an die Stelle der Verse „Es liegt in guter Hand . . . zurückgegeben" gesetzt, was eine Verbesserung sein dürfte. Bei Mellish steht vor Kennedys Rede: „Seid gütig", noch das szenarische supplicating.

*) Vgl. Archenholz oben S. 74. Hense läßt auch hier Schiller von Hume abhängen.

**) Nach Cambden wurde sie jetzt wie die ärmste Frau behandelt. In ihrem Briefe an Elisabeth klagt sie über den Mangel jeder königlichen Einrichtung. Robertson sagt, sie sei jetzt auf zwei schlechte, ihrer Kälte wegen kaum bewohnbare Zimmer beschränkt gewesen.

***) Wenn Paulet sagt, sie habe ihren Gatten zu Sterlyn aus grobem Zinn speisen lassen, da sie aus Gold mit ihrem Buhlen getrunken, so bedient Schiller sich irrig der französischen Form Sterlyn statt der englischen Stirling, da er dem Berichte Rapins folgt. Dieser erzählt nämlich, bei der Taufe ihres Sohnes Jakob I. habe Bothwell an erster Stelle geglänzt, der vernachlässigte Darnley dagegen sich aus Scham zurückgezogen. Als der Hof darauf nach Edinburgh zurückgekehrt, sei Darnley so verächtlich behandelt worden, daß er sich zu seinem Vater nach Glasgow begeben. Vor seiner Abreise hätten ihm die Diener der Königin das silberne Tafelgeräth genommen und ihm dafür zinnernes gegeben. Rapin schöpft dies aus dem Marien feindseligen Buchanan, der aber Darnley gleich von Stirling abreisen läßt. Mariens zu gleicher Zeit stattgehabten Ver=

Kennedy mit innigem Antheil hervorhebt, wie wehe es ihrer Herrin thun müsse, die schon als Kind am französischen Hofe an Glanz und Ueppigkeit gewöhnt worden*) (ein zur Charakterisirung Mariens bedeutender Zug), sich so aller Zierde des Lebens beraubt zu sehn. Aber Paulet weist um so unerbittlicher auf ihre Schuld hin. Muß Kennedy auch Mariens Jugendschuld zugeben, so besteht sie doch darauf, daß in England niemand sie deshalb richten dürfe, wodurch denn Paulet auf die gerade hier von ihr hervorgerufenen Aufwiegelungen gebracht wird, die Verschwörungen Norfolks (vgl. S. 60—64), Parrys (S. 65 f.) und Babingtons (S. 67—69), von denen die letztere Elisabeths Leben selbst bedrohte, während Norfolk nur die Befreiung Mariens bezweckte und sich deshalb mit dem Auslande einließ.**) Er läßt aber Norfolk noch manche andere folgen, wobei außer den beiden schon genannten wohl besonders an Throckmorton (vgl. S. 65) gedacht wird. Bei dem puritanischen Paulet fällt die klassische Bezeichnung Mariens als einer Helena auf, mit Bezug auf das ungeheure Unglück, das Helena Troja gebracht,

giftungsversuch, den Rapin nach dem Lügenberichte Buchanans annimmt, konnte Schiller nicht gebrauchen. — Die Theaterbearbeitung hat die Beziehung auf das Zinn ihrer Tafel sammt Paulets Erwiederung gestrichen.

*) Den Vers „Am üppgen Hof der Medizäerin (sic)“ strich die Theaterbearbeitung. Katharina von Medici, die Gemahlin des wüsten Heinrich II., gelangte erst nach dessen 1559 erfolgtem Tode zu Ansehen am Hofe, an welchem dessen Geliebte, Diana von Poitiers, herrschte, die er zur Herzogin von Berlantinois erhob.

**) Statt unterm Henkerbeil hat Mellish upon de block, und es folgt noch der Vers:

The noble house of Howard fell with him.

Schiller hatte den Untergang von Norfolk schon in Kabale und Liebe benutzt. Vgl. unsere Erläuterungen S. 73.

obgleich klassische Anspielungen den Engländern so sehr geläufig sind. Seine Behauptung, England habe Marien gastfreundlich aufgenommen, zeigt, wie sehr die erbitterten Feinde derselben den wahren Stand der Dinge verkennen. Kennedys scharfe Zurückweisung jener Behauptung veranlaßt Paulet, die Vorwürfe ihrer Gegner auszuführen, die sich sogar zu der Anklage verstiegen, sie sei nach England gekommen, um Elisabeth zu stürzen, den Katholizismus in greulichster Gestalt wieder einzuführen*) und das Land von Frankreich abhängig zu machen. Hätte sie den Vertrag von Edinburgh (vgl. S. 44) unterzeichnet und so ihrem Anspruch auf die englische Krone entsagt, so würde sie entlassen worden sein, aber sie habe an jenem dem Lande gefährlichen Anspruch festgehalten, und bei ihrem Aufenthalt in England, selbst vom Kerker aus, ihre bösen Pläne auszuführen gedacht. Die enge Haft Mariens, die noch vor kurzem einen zweiten Hüter in Paulets Verwandten erhalten**), und die ängstliche Sorge von Paulet selbst treten am Schlusse bezeichnend hervor. Letzterer äußert dabei die Hoffnung, daß es bald mit ihrer Haft zu Ende gehe (kennt er ja das schon gesprochene Todesurtheil)***), und als er die Königin selbst mit einem Cruzifix

*) Elisabeths Vorgängerin Maria, die katholische genannt, heißt die spanische von ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien.

**) Diese Andeutung fügte Schiller erst später ein; denn bei Mellish findet sich der Schluß der Rede der Kennedy von „Die erst seit kurzem" an also übersetzt:

and sees herself
Condemned anew to a still harder durance
And that fresh bars are multiplied around her!

***) In der Theaterbearbeitung sind hier vierundvierzig Verse gestrichen, so daß Kennedy vor Paulets mit „Sie kommt ins Land" beginnender Rede Marien

in der Hand kommen sieht, kann er sich des Spottes über ihre heuchlerische Gläubigkeit nicht enthalten, womit sie blos prunke. Wie sehr er ihr damit Unrecht thue, ergibt sich bald. Freilich hat sie der Hoffnung auf Befreiung noch nicht ganz entsagt, und sie fühlt sich als rechtmäßige Königin, wogegen Elisabeth als Bastard kein Recht auf den Thron habe, doch ihre Reue und ihr Glaube sind durchaus wahr.

Zweiter und dritter Auftritt. Maria Stuart, die eben als Büßerin, verschleiert, ein Cruzifix in der Hand, auftritt, zeigt im Gegensatze zu ihrer treuen Amme die größte Ruhe, da sie über die niedrige Behandlung, welche sie so lange erlitten, sich erhaben fühlt. Nur stellt sie an Paulet die Bitte, dieser möge einen unter ihren Papieren befindlichen Brief an ihre „königliche Schwester von England"*) dieser selbst übergeben. Auf dessen Bedenken theilt sie ihm den Inhalt mit, wobei sie ihren Widerspruch gegen die Rechtsbeständigkeit des über sie eingesetzten Gerichts in derselben Weise wiederholt, wie sie es vor diesem Gerichte selbst gethan. Sie bemerkt dabei, daß sie kein Zutrauen zu diesen ihr unebenbürtigen Richtern habe fassen können, sie nur der ihr an Rang und Geburt gleichstehenden

---

kommen sieht und gleich nach „Auf Leib und Leben — eine Königin" diesen darauf mit den Worten: „Da kommt sie selbst!" hinweist. Man kann freilich die Stelle sehr wohl entbehren, wenn sie auch Paulets Gesinnung und Stellung noch mehr ins Licht setzt. Wahrscheinlich hatte Schiller schon bei der Dichtung die Auslassung dieser Stelle auf der Bühne beabsichtigt. Vgl. S. 15.

*) Elisabeth selbst nannte Marien ihre „gute Schwester", wie auch Maria sie vierzehn Verse später bezeichnet. Beide stammten aus dem Blute der Tudors. Mariens Großmutter war die Schwester Heinrichs VII., des Großvaters von Elisabeth.

Königin ihr Herz ganz zu eröffnen vermöge, was freilich etwas sonderbar erscheint; eher sollte man denken, sie würde die Hoffnung äußern, sie von ihrer Unschuld an der Verschwörung zu überzeugen. Paulet zeigt auch hier die ganze Härte seines Hasses der gottvergessenen Verbrecherin; er rückt ihr ihre sündliche Verbindung mit andern unwürdigen Männern vor, wobei er besonders an Bothwell denkt. Wird durch die Erwähnung des Inhaltes des Briefes einer der Fäden der Handlung angeknüpft, so zeigt Mariens weitere Bitte, daß sie auf ihren Tod vorbereitet ist. Sie wünscht den Trost der Kirche, welchen sie so lange Zeit im Gefängnisse entbehre (ihren Almosenier hatte man ihr längst genommen); diesen könne ihr doch diejenige nicht versagen wollen, die ihr alles genommen und durch den über sie eingesetzten Gerichtshof ihr Leben bedrohe. Da aber Paulet den Dechanten des Ortes (den Dr. Fletcher, Dechant von Peterborough, wollte man ihr aufdrängen) ihr dazu anbietet,*) weist sie diesen entschieden zurück, und besteht auf einem katholischen Priester; Paulet lehnt dies durch sein Stillschweigen ab.**) Bei der weitern Bitte

---

*) Nach Rapin. Vgl. oben S. 74.

**) Hier stand ursprünglich nach forbre ich noch eine nur in der Uebersetzung von Mellish erhaltene Stelle. Es heißt dort:

Paulet.

That is against the publish'd laws of England.

Mary.

The laws of England are not rule for me.
I am not Englands subject; I have ne'er
Consented to its laws, and will not bow
Before their cruel and despotic sway. —
If you will to th'unexampled righour
Which I have suffer'd add this new oppression,

um Schreiber und Notarien zur Aufsetzung ihres Testaments (in Wirklichkeit machte sie ihr Testament selbst, wie es auch nach V, 1 geschehen) äußert sie, ihr Leben sei nicht allein durch die lange Gefangenschaft untergraben, sondern auch sonst bedroht (sie denkt an Vergiftung). Auch hierbei bewahrt Paulet seine eisige Kälte.*) Auf ihre Frage nach ihren Kammerfrauen und Dienern erwidert er ganz kurz und unbestimmt.**) Im fünften Aufzuge finden wir außer Margarethe Kurl noch

---

I must submit to what your power ordains;
Yet I will raise my voice in loud complaints.

Vorher hat Mellish für des Orts of Peterborough.

*) Die Theaterbearbeitung läßt Mariens Rede „Und weiß ich ... mein ist" nebst Paulets Antwort weg.

**) Statt des knappen „Für eure Diener ist gesorgt", lesen wir in der Uebersetzung von Mellish:

Your servants you again shall see; again
Shall see whatever has taken been for you:
All, when the hour is come, shall be restored.

Wie dieses ursprünglich gelautet, sehen wir aus der Theaterbearbeitung, die hier aber die Erwähnung der Schwestern Douglas (vgl. oben S. 21**) eingeschoben hat; denn unmittelbar vor der szenarischen Bemerkung „Er will gehen", lesen wir dort noch:

Maria.

Warum entbehr' ich die unschuldige Gesellschaft
Der Schwestern Douglas, meiner lieben Basen?
Der holden Kinder Anblick würde mich
In meinem Kummer trösten und erleichtern.

Paulet.

Ihr sollt die Ladys wiedersehen, Alles,
Was Euch geraubt ist, wiedersehen, Alles
Zurück empfangen, wenn die Stunde kommt.

Die Stelle ließ Schiller erst im Druck weg, weil er im fünften Aufzug die Douglas nicht auftreten ließ, was er anfangs beabsichtigt hatte.

mehrere andere Kammerfrauen, denen man erst seit jenem Morgen den Zutritt zu ihr gestattet hatte.*) Zuletzt erst fragt sie Paulet, ob ihr Prozeß entschieden sei; dieser stellt sich, als ob er davon nichts wisse, deutet aber in seiner harten Weise das Schlimmste an.**) Der Dichter erhält hierbei willkommene Gelegenheit, des gegen sie zusammengetretenen, sie ganz überraschenden, nicht einmal einen rechtlichen Beistand gewährenden Gerichts***) zu gedenken, vor welchem sie vor länger als einem Monate gestanden.†) Als Seele des Gerichts und ihren bittersten Verfolger bezeichnet sie Burleigh und Sir Christoph Hatton, dessen schlau berechnetes Wort sie bestimmte, sich auf eine Er=

---

*) Berichtet fand Schiller, daß man Marien nach Norfolks Verurtheilung enger einschloß und ihr viele Diener nahm (Rapin S. 316), nach Parrys Verschwörung sie fast aller Bedienten beraubte (Robertson II, 127).

**) Hier stand ursprünglich nach Paulets „Ich weiß nichts, Milady" noch eine Rede Mariens mit Paulets Erwiderung vor ihrer Bemerkung: „Man liebt hier rasch zu Werk zu gehn"; denn bei Mellish finden wir:

Mary.
Sir, a good work fears not the light of day.
Paulet.
The day will shine upon it, doubt it not.

Die deutsche Fassung kann nicht zweifelhaft sein.

***) Dies geschah ganz nach englischem Gebrauch. Die Angeklagte sollte sich selbst über den Thatbestand erklären. Maria beklagte sich auch darüber nicht, sondern wies die Gerichte als unzuständig zurück. Schiller hielt sich hier an Archenholz (vgl. S. 72).

†) Das aus 42 Personen bestehende Gericht (vgl. S. 70) war in der großen Halle von Fotheringhay am 14. Oktober zusammengetreten; den 25. ward das Urtheil zu Westminster gesprochen, aber der Verurtheilten erst am 22. November verkündigt. Daß Paulet selbst unter ihren Richtern war, läßt Schiller unberücksichtigt.

widerung einzulassen (vgl. S. 72).*) Beim Ueberfall durch einen Mörder schwebt Northumberlands gewaltsames Ende vor. Auch hatte Leicester wirklich nach dem von Rapin angeführten Camden Mörder gegen Marien gedungen, vor denen sie Drurys Wachsamkeit schützte. Paulet mißversteht Mariens Frage: „Soll mich der Mörder überfallen?" Unter dem Mörder denkt er sich nicht, wie Maria, einen Meuchelmörder, sondern den Scharfrichter: „diese", die er ihm entgegenstellt, sind die Richter. Maria glaubt nicht, daß Elisabeth daran denke, das Urtheil vollziehen zu lassen, wie sie dies im sechsten Auftritt gegen Mortimer ausspricht. Thun bildet den Gegensatz zu urtheln.

Sehr glücklich wird Paulets Entfernung durch Mortimers Meldung eingeleitet, daß man nach ihm suche. Da Mortimer weder beim Eintritt noch beim Abgang Marien grüßt, so beklagt sich diese bei seinem Oheim über den rohen Menschen, dessen Gegenwart er ihr wenigstens ersparen möge: aber Paulet rühmt ihn gerade deswegen, daß er sich um sie nicht kümmere, und meint mit höhnischer Bitterkeit, sie werde dieses gute englische Herz nicht bethören, das sich auch im Auslande**) nicht, wie so viele andere, habe verführen lassen.

Vierter Auftritt. Maria Stuart spricht voll bitterer

---

*) Des Hattons Eifer ist freilich für den, der nicht genau die Geschichte kennt, unverständlich. Selbst Burleighs Haß hätte etwas bestimmter bezeichnet sein sollen. Ursprünglich muß hier Minister Walsingham an Hattons Stelle gestanden haben; denn bei Mellish heißt es:

Inspired by Walsingham's and Burleigh's hatred.

**) Kommt aus Paris und Rheims. Hier muß nach der Uebersetzung von Mellish statt Rheims ursprünglich Rom gestanden haben.

Reue der treuen Amme gegenüber*), die vergebens sie zu entschuldigen sucht, die ganze Tiefe ihrer Schuld aus, welche sie durch Darnleys Ermordung, deren von ihr immer mit Buße und Fasten gefeierter Jahrestag gerade heute ist, und den Ehebruch mit Bothwell auf sich geladen; Darnleys Mord könne nur durch ihr eigenes Blut gesühnt werden.**) So entschieden sie ihre Unschuld in dem gegen sie eingeleiteten Prozesse betheuert hat, so schwer drückt sie ihre wirkliche Schuld, die sie durch nichts beschönigen mag. Keine Messen, so viele sie auch für die Seelenruhe des Gemordeten hat lesen lassen, können die Erinnerung an die furchtbare That in ihrer Seele auslöschen. Statt der Messe nennt der Dichter das Klingeln des Meßdieners und die Erhebung der in den Leib des Herrn verwandelten Hostie, welche das Hochwürdigste, das hochwürdigste Gut, das Allerheiligste genannt wird. Vgl. V, 7, 37 ff. Bei dem, was Kennedy in Bezug auf Darnley sagt,***) schwebt wohl Robertsons Darstellung vor. Dieser bemerkt (I, 352 f.),

---

*) Statt des zweifüßigen Verses: „O es ist hart!" hat Mellish:

O' tis hard — 'tis past endurance,

was darauf hindeuten dürfte, daß auch hier der Vers ursprünglich vollständiger war.

**) Statt der veralteten Akkusativform Friede sollte hier, wie weiter unten, Frieden stehn. Goethe und Schiller bleiben sich hierin nicht gleich.

***) Mellish hat vor „Konnt' er vergessen" noch die Verse:

Your work was his existence, and your grace
Bedew'd him like the gentle rains of heav'n,

und nach „euren König wollt' er spielen" den Zusatz:

And strove, through fear, to force your inclination.

Zwei Verse vorher steht:

Did he, as were his duty so to do?

alle Güte Mariens habe seinen herrschsüchtigen und unbändigen Geist nicht beruhigen können; er habe sich allen Lastern der Jugend hingegeben, sie immer mehr vernachlässigt. Dringend habe er völlige Königsgewalt verlangt, die ihm Maria nicht habe verleihen können. Später (I, 368 f.) erwähnt Robertson seiner Trunksucht und seines rohen Benehmens gegen sie, das die Königin oft zu Thränen gebracht habe. Selten sei er mehr bei Hofe erschienen, und bei der Königin endlich in Verachtung gesunken. Nachdem Robertson seine Ermordung erzählt hat, bemerkt er (I, 409): „Die Gunst des Glückes und seine äußern Vorzüge, ohne irgend ein sonstiges Verdienst, hatten ihn zu der hohen Würde erhoben, deren er ganz unwürdig war. Durch seine Thorheit und Undankbarkeit hatte er das Herz einer Frau verloren, die bis zur Tollheit in ihn verliebt war.“ Auch II, 176 gedenkt er Darnleys Undankbarkeit, Vermessenheit und Brutalität.*) Kennedy stellt die Ermordung Riccios, der keineswegs schön war, wie er hier genannt wird (vgl. S. 47*), als Folge der Verachtung dar, worein Darnley bei Marien gefallen war.*) Ihre Zustimmung zu Darnleys Mord, welche Schiller annimmt, denkt er sich durch die Liebesleidenschaft zu Bothwell veranlaßt, welche die Amme nach dem Glauben der Zeit

*) Darnleys ganze Jämmerlichkeit tritt am anschaulichsten in Naus 1883 von Stevenson herausgegebener, 1884 von Cardauns verdeutschter History of Mary Stewart from the murder of Riccio until her flight into England hervor.

**) Die Entschuldigung, daß Darnley sie durch Undankbarkeit und grausamste Verletzung gereizt habe, läßt die Theaterbearbeitung weg; denn sie streicht die ganze Stelle von Kennedys Wort: „Die Jugend mildert eure Schuld“, bis zu Mariens: „Du sprichst mein Urtheil aus, da du mich tröstest.“ Wir entbehren diese Ausführung der unseligen Verwicklungen von Mariens Leben ungern.

Liebestränken zuschreiben zu müssen glaubt (vgl. Shakespeares Othello I, 2), während Maria sie nur als Wirkung des Zaubers bezeichnet, welche die mächtige Natur des unwiderstehlichen Verführers auf sie geübt.*) Auch gedenkt sie der Schmach, daß sie durch den Mörder das königliche Schwert vor sich habe tragen lassen. Zwei Tage nach der Freisprechung hielt die Königin ein Parlament, worin alle Bothwell gewährten Besitzungen bestätigt wurden. Auch würdigte ihn Maria der Ehre, das Zepter vor ihr zu tragen, wie Robertson nach Keith berichtet. Wenn der König oder die Königin sich zur Eröffnung des Parlaments zum Rathhause begab, wurden von den Lords die königlichen Wahrzeichen, Schwert, Krone und Zepter vor ihnen hergetragen. Daß Maria selbst das Parlament durch Umringung mit Bewaffneten zur Freisprechung gezwungen, ist Schillers Zudichtung oder Mißverständniß (vgl. S. 53). Das Parlament führte ja nicht die Untersuchung, sondern ein eigenes Gericht aus den ersten Pears und Baronen. Den kühnsten Streich Bothwells, die Erklärung der Großen, daß er unschuldig und

---

*) Das Aufgeben aller weiblichen Scham läßt Schiller durch die treue Amme auf lebhafteste Weise schildern. Der gegen Marien höchst feindselige Buchanan gibt am Anfange seines achtzehnten Buches einige sehr starke Beispiele ihres anstößigen, nicht allein die königliche Würde, sondern auch die weibliche Scham hinansetzenden Lebens. Robertson sagt (II, 176), weder Darnleys Betragen noch Bothwells künstliche Gewandheit und seine bedeutenden Dienste könnten Mariens Verhalten rechtfertigen. Selbst die Sitten der Zeit, wie ausschweifend sie auch gewesen, seien keine Vertheidigung für ihre unglückliche Neigung, nnd könnten uns bestimmen, mit weniger Abscheu auf die tragische und schändliche Geschichte zu sehn, welche ihr folge. Die Verleumdung schreckte eben vor keiner noch so schändlichen Lüge zurück. Schiller folgte hier der gangbaren seinem Zwecke entsprechenden Ueberlieferung.

würdig sei, die Königin zu heiraten (vgl. S. 54, Robertson I, 414 ff.), übergeht Schiller.

Das Zeugniß, welches Kennedy dem guten, weichen Herzen Mariens, die nur an Leichtsinn und Flatterhaftigkeit leide, wie ihrer spätern Besserung gibt, ist um so gewichtiger, je schärfer sie vorher den Verlust jeder Scham und Scheu in der Verbindung mit Bothwell bezeichnet hatte. Wenn sie darauf Marien wegen ihres Prozesses in herzlicher Theilnahme zu beruhigen sucht, so merkt sie nicht, wie sehr sie selbst deren hoffnungslose Lage durch die Bemerkung ins Licht setzt, nur Macht sei es, die sie unterdrücke; denn mag sie auch ihrer Unschuld sich noch so bewußt sein, wo wird die Unterdrückung der Macht stillstehn? Und nach Paulets unbestimmten, aber bedeutsamen Aeußerungen müssen wir das Schlimmste fürchten.

Fünfter und sechster Auftritt. Zu unserer Ueberraschung führt sich Mortimer, der eben auf so beleidigende Weise keine Rücksicht auf sie genommen hatte, durch eine Karte von Mariens Mutterbruder, dem Kardinal von Guise, als ihren begeisterten Freund ein, und er bittet um Verzeihung, daß er, um bei ihr Zutritt zu erhalten, ein solches Benehmen gegen sie habe annehmen müssen. Mariens Oheim, Charles, Kardinal von Lothringen und Erzbischof von Rheims, war schon vor zwölf Jahren gestorben, aber Schiller konnte diesen zu seinem Zwecke besser gebrauchen als dessen erst 1588 ermordeten Neffen Louis, der gleichfalls Kardinal und Erzbischof von Rheims wurde. V, 6 schreibt sie an ihren Vetter Heinrich Guise und ihren Oheim, den Kardinal. Die II, 3 genannten „lothringischen Brüder" sind die Söhne ihres Oheims François. Die kurze Andeutung, daß ihr sogleich das traurige Urtheil mitgetheilt werde, überhört sie

fast ganz, da ihr Glaube, daß der Himmel ihr Rettung schicke, durch das Vertrauen auf dessen Allmacht und die wunderbare Art mächtig aufgeregt worden, wie gerade Paulets Neffe als treuester Freund ihr erscheint. Dieser berichtet mit der jugendlichen Begeisterung einer verzückten Seele, wie er, der strenge Puritaner, den man in starkem Hasse gegen den Katholizismus auferzogen hatte, in Rom von der Wahrheit dieses die Seele hinreißenden Glaubens überzeugt worden*), wie er von den dort weilenden jungen Schotten und Franzosen ihrem Oheim, dem Kardinal, zugeführt worden**), der ihn persönlich in den die

---

*) Sehr hart ist die Verbindung „der Puritaner dumpfe Predigtstuben, die Heimat". — Das „große Kirchenfest" kann nur ein von Schiller hier frei angenommenes Jubeljahr sein. Hätte der Dichter es genau genommen, so müßte Mortimer 1575, zur Zeit des elften Konzils, unter Gregor XIII., nach Rom gekommen sein. — Ueber den Säulen sind, wie bei Goethe in den Elegien 1, 9, die monumentalen gemeint, wie die antoninische und die trajanische. — Siegesbogen, wie die Triumphbogen des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin. — Des Kolosseums, die Reste des von Vespasian und Titus erbauten flavischen Amphitheaters, das aber gerade zu dieser Zeit in tiefem Verfall war. — Zu den Göttlichen gehört auch die Jungfrau Maria. — Die leuchtende Verklärung bezeichnet die Himmelfahrt Christi. — Das Hochamt sah er den Papst Ostern in St. Peter halten, der als dessen Haus bezeichnet wird. — In der Theaterbearbeitung wurden die sieben Verse von „Als ich den Papst drauf sah" an gestrichen.

**) Der frische Kranz ist der Genuß der herrlichen Natur und Kunst im Gegensatz zum dumpfen Buch, dem starren Wissen. Auffallend scheint es, daß Schiller nicht des von Gregor XIII. gegründeten englischen Seminars gedenkt, worin so viele für die Herstellung des Katholizismus und zur Befreiung von Maria Stuart begeistert wurden. Bei Mellish heißt es:

I learn'd to burst
Each narrow prejudice of education. —

Statt „dem Kardinal von Guise" hatte Schiller wohl „dem Kardinal Erzbischof"

Seele beruhigenden hohen Glaubenslehren der alten Kirche unterrichtet und ihn in den Schooß derselben aufgenommen*), wie er sodann nach Rheims gegangen**), wo er sich an Morgan, Mariens alten Freund***), und Leßley, Bischof von

geschrieben, da Mellish übersetzt The Cardinal Archbishop. Derselbe hat vorher Scots, who saw my zeal. — In der Theaterbearbeitung ist die begeisterte Schilderung des Kardinals von den Worten: „Welch ein Mann" an weggefallen, was freilich durch das durchaus der lebhaften Freude entsprechende rasche Einfallen Mariens begründet erscheinen kann, und an den Anfang der folgenden Rede Mortimers (vor „Der Treffliche" gesetzt, nur daß statt Welch in Was für ein verändert und der Vers „Das Muster eines königlichen Priesters" weggelassen ist. Bei den Streichungen für die Theaterbearbeitungen nahm Schiller auf das Versmaß wenig Rücksicht.

*) Die Ausführung, wie ihn der Kardinal von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt habe, ist am wenigsten gelungen, und zeigt, wie wenig Schiller die eigentliche Grundlage des ein von Petrus in ununterbrochener persönlicher Leitung fortgesetztes Lehr- und Hirtenamt lehrenden Katholizismus erfaßt hatte. Wie unbestimmt und farblos ist die Bemerkung, daß „der Geist der Wahrheit geruht habe auf den Sitzungen (Körner schrieb wider den Sinn des Dichters, der an Konzile denkt, Satzungen) der Väter"! Raich bemerkt, daß der Satz, die Augen müßten sehen, was das Herz glauben solle, in Widerspruch stehe mit Hebr. 11, 1, der Glaube sei die Zuversicht dessen, was man nicht sehe: aber hier ist ja nur von sichtbarem Oberhaupte der Kirche die Rede. Der Ausdruck Suada scheint kaum würdig genug, wenn er auch zu Schillers Zeit noch weniger abgegriffen war als heute. Dem Dichter schwebte wohl die Göttin Suada, die griechische Peitho, vor.

**) Das dortige Seminar stand nicht eigentlich unter den Jesuiten, sondern wurde von einem Dr. Allen geleitet. Vgl. S. 67.

***) Thomas Morgan war, da man seine Anschläge zur Befreiung Mariens entdeckt hatte, 1573 nach Frankreich geflohen. Parry behauptete, durch ihn zur Ermordung der Königin bestimmt worden zu sein. Als man später Marien ihre Verbindung mit Parry vorwarf, bemerkte sie, daß sie von seinen Planen nichts wisse, ihm aber ein Jahrgehalt gegeben, weil er in ihrem Dienste sein Vermögen aufgewandt habe. Dies berichtet Rapin nach Cambden. Aus ihm konnte Schiller

Roß*), gehalten, der einer ihrer frühesten Anhänger war und ihre Verhandlungen mit Elisabeth geführt hatte, bis er 1573 wegen seiner Theilnahme an Norfolks Verschwörung aus England verwiesen ward, wie er dann im Hause dieses Bischofs ihr Bild gesehen, das den wundervollsten Eindruck auf ihn geübt**), wie er durch Leßley selbst von ihren schrecklichen Leiden und ihrem unzweifelhaften Anrecht an den englischen Thron vernommen***), was ihm auch von Rechtskundigen bestätigt worden†), wie

---

auch wissen, daß Morgan kein Schotte, sondern ein Engländer war. Uebrigens saß er schon seit dem März 1585 in der Bastille, wohin ihn König Heinrich III. bringen ließ, als Elisabeth wegen seiner angeblichen Theilnahme an Parrys Verschwörung seine Auslieferung forderte.

*) Schiller schreibt unrichtig hier und II, 4 Rosse, wohl des Verses wegen. Cambden nennt ihn Joannes Leslaeus, episcopus Rossensis. Bei Robertson heißt er Lesly.

**) Nach des Bischofs Aeußerung über Maria Stuart heißt es in der Theaterbearbeitung: „Marie verhüllt sich ihr Gesicht", und es fehlen die beiden Verse Mariens: „Der Redliche ... geblieben", wogegen bei Mellish vor diesen die Bemerkung steht: Mary is in great agitation; he pauses.

***) Die Worte „gezeugt in ehebrecherischem Bett" strich Schiller in der Theaterbearbeitung. — Vor dem Verse „Nicht seinem einzgen Zeugniß" strich Schiller mehrere Verse, von denen wir nur aus der Uebersetzung von Mellish Kunde haben. Dort lesen wir noch:

He from my eyes remov'd delusions mist,
And taught me to lament you as a victim,
To honour you as my true Queen, whom I,
Deceiv'd, like thousands of my noble fellows,
Had ever hated as my country's foe.

†) Daß er sich auch noch bei Rechtslehrern und in Wappenbüchern deshalb erkundigt (in der Theaterbearbeitung stand und alle, was Schiller im Druck in viel alte verbesserte), dürfte eben kein geschickter Zusatz sein. Der fanatische Jüngling mußte mehr Vertrauen auf den Bischof und der junge Engländer größere Kenntniß der neuesten Landesgeschichte besitzen.

endlich die Kunde, daß Maria aus dem Schlosse Talbots (Shrewsburys) zu Sheffield weggeführt und seinem Oheim übergeben worden*), ihm der Ruf des Schicksals (man erwartete in seinem Munde eher der Vorsehung) gewesen und er sich mit mehrern Freunden zu ihrer Befreiung vereinigt habe. Die nähere Angabe über diesen Bund wird hier mit Recht nicht gegeben. Mortimers durch glückliche Zwischenreden Mariens**) unterbrochene Erzählung ist schon sehr ausführlich gerathen, und der begeisterte Jüngling kann sich nicht länger des Ausdruckes des mächtigen Eindruckes erwehren, den der Anblick der noch immer wundervoll reizenden Frau auf ihn übt.

Nachdem Mortimer seiner leidenschaftlichen Bewunderung der alle überstrahlenden Schönheit Mariens und ihrer wahrhaft königlichen Fassung in ihren ungeheuren Leiden schwärmerischen Ausdruck geliehen, gedenkt er des schrecklichen gegen sie gefällten Urtheils, auf dessen Vollziehung Ober- und Unterhaus (house of Lords und hous of commons. vgl. 1, 7, 93) und die nach eigener Verfassung lebende Stadt London (City) beständen: nur heuchlerisch sträube sich die Königin dagegen. Maria kann gar nicht an die Möglichkeit glauben, daß Elisabeth es wage, das Haupt einer Königin unter dem Henkerbeil fallen zu lassen, sie wolle sie nur auf ewig ihrer Freiheit berauben; aber Mortimer weiß

---

*) Sie war schon von Sheffield nach Tuthbury versetzt worden; als sie Paulet übergeben wurde, kam sie nach Chertsey, dann kurze Zeit nach Tixal, zuletzt nach Fotheringhay.

**) Zu dem frischen Lebensteppich vgl. „der Erde schöner, grüner Teppich" in Goethes Iphigenie II, 1. — Der erhabne Prediger des Berges, der Heiland in der Bergpredigt.

alle ihre Gründe nur zu wohl zu widerlegen.*) Am leichtesten kann er dies bei der Frage, ob diese den Briten ein solches Schauspiel geben wolle, da schon Johanna Gray, Elisabeths eigene Mutter, Anna Boleyn und Katharina Howard einen gleichen Tod gefunden, die wirklich Königinnen von England gewesen**), so daß er nicht auf den Haß des größten Theils der Engländer gegen sie als Katholikin hinzuweisen braucht. Aber noch immer will sie nicht daran glauben; eine öffentliche Hinrichtung wird Elisabeth nimmer wagen, vielmehr sie auf heimliche Weise aus dem Wege räumen, sie vergiften, wie sie schon seit lange fürchtet. Mortimer aber entdeckt ihr, wie er mit zwölf andern Jünglingen aus England das Sakrament darauf genommen, sie mit Gewalt zu befreien, und ihre Pläne selbst vom französischen Gesandten gefördert würden. Vergebens will Maria ihn davon abhalten, indem sie daran erinnert, daß viele vor ihnen sich durch ähnliche Versuche dem Henkerbeile überliefert, kein solcher Plan, wie fein er auch gesponnen, den Spuren der

---

*) Vor der Frage „Und fürchtet sie die Rache Frankreichs nicht?“ hat Mellish noch Mortimers Antwort:

> She thinks on nothing now but present danger,
> Nor looks to that which is so far remov'd.

Die Theaterbearbeitung hat die beiden Verse „Sie könnte ... im Staube wälzen?“ an die Stelle der spätern Verse Mortimers und Mariens „Wird sich der König Spaniens ... Schauspiel geben?“ gesetzt und „Was? (statt Und) fürchtet sie“ geschrieben.

**) Nach Cambden, dem Rapin folgt, sagte Maria selbst, als man ihr das Todesurtheil mittheilte, die Engländer hätten schon oft ihre Könige hingerichtet, so daß es sie nicht wundere, wenn sie auch gegen sie, die aus königlichem Blutstamme, also verführen.

Regierung entgehe.*) Daß sie ihnen die höchste Vorsicht angerathen, beweist Mariens längerer Brief an Babington, in welchem nur die Beziehung auf den Mordplan eingeschoben ist. Aber wie sollte der fanatische, durch einen feierlichen Eid gebundene Mortimer sich durch die Gefahr abhalten lassen, da er es für ein Glück hält, sich für sie zu opfern, da sein Tod ihm, wie seinen Vorgängern, ewigen Ruhm bringen werde!**) Maria aber lehnt entschieden alle Gewalt ab, die zu nichts führe, da sie überall vom Hasse der Engländer bewacht werde; nur Leicester***) könne ihre Befreiung erwirken.†) Die durch Paulets Wachsamkeit so lange gehinderte Absendung ihrer Antwort auf den noch zur Zeit von Shrewsburys Hut erhaltenen Brief wird

---

*) Als Späher nennt sie Burleigh. Derjenige, der meist die Fäden der Verschwörungen entdeckte, ja selbst verrätherisch fortspinnen half, war der Minister Walsingham. Der Dichter sucht eben die Sache möglichst zu vereinfachen. — Auffallend ist, daß er statt Tichbourne Tichburn (Tischburn führte Körner ein) schreibt (vgl. S. 68). Das Aufstecken der Köpfe auf der Brücke ist seine Zuthat.

**) Ob die Wiederholung der vier Verse „Nicht Babingtons . . . fanden", wie sie der epischen Dichtung ziemt, auch für das Drama passe, möchte man doch bezweifeln können. Mariens Bemerkung, daß diese ihr eine strengere Bewachung zugezogen, beachtet er nicht.

***) Nach der Aussprache steht im Texte immer Lester, in der Personenangabe Leicester, während sonst bei den englischen Namen die Aussprache nicht angedeutet wird, wozu bei Leicester der Grund darin lag, daß der Name in der Aussprache eine Silbe weniger hat. Das Auslassen des o in den Namen Hatton, Davison, des u in Shrewsbury, Canterbury hatte Schiller nicht beachtet.

†) Die Theaterbearbeitung hat auch hier gekürzt. Statt nicht List und den sechs folgenden mit Mortimers „O das hoffet nie!" endigenden Versen hat sie:

Nur List
Kann meines Kerkers Thore mir eröffnen.

ihr jetzt durch den so wunderbar sich ihr nahenden jungen Freund möglich. Daß sie diesem über ihr Verhältniß zu Leicester nichts Genaueres mittheilt, ist sehr begründet. Durch das Nahen der Amme, die Paulet nebst einem Fremden anmeldet, wird das Gespräch auch äußerlich geschickt abgebrochen.

Siebenter Auftritt. Burleigh theilt in Paulets Gegenwart Marien das Todesurtheil mit. Absichtlich weicht Schiller hier von der Geschichte ab, wonach Lord Buckhurst in Begleitung der Sekretärs Beal und Pawlets diesen Auftrag hatte. Auch in Bezug auf Mariens Erwiderung verläßt Schiller zu seinem Zweck die geschichtliche Wahrheit (vgl. S. 73 f.), benutzt vielmehr das, was Maria vor dem Gerichte äußerte. Maria beruft sich dem bittersüßen Trostworte Paulets gegenüber auf ihre Unschuld, welche ihr Würde gebe; den Burleigh aber bezeichnet sie als ihren bittersten Verfolger*), und sie kann sich nicht enthalten, den Bemerkungen, die er der Verkündigung des Urtheils vorausschickt (was freilich der Sache nach kaum an der Stelle ist, aber dem Dichter zu seinem Zwecke eine bequeme Handhabe bot) scharf entgegenzutreten, so daß es zu einem Mariens Recht ins Licht setzenden Streite kommt. Die Verkündigung des Urtheils selbst unterbricht sie, ja sie hört diese gar nicht zu Ende nachdem sie den Mangel jedes gültigen Beweises und die Ver-

*) Nach Mariens Erwiderung, sie wisse das Urtheil, da es Lord Burleigh bringe, hat Mellish noch das Wort Paulets:

> It would become you better, Lady Stuart,
> To listen less to hatred,

mit Mariens Entgegnung:

> I but name
> My enemy. I said not that I hate him.

letzung des gesetzmäßigen Rechtsganges lebhaft erörtert hat. Zunächst erklärt sie es für eine Unwahrheit, daß sie sich dem Ausspruche des Gerichts unterworfen, da sie gleich am Anfange als die Kommissarien der Königin, die Kommitee*), zu ihr kamen, und ehe sie auf Hattons Wort einging, sie beraube sich durch ihre Weigerung des einzigen Mittels, ihre Unschuld zu beweisen, dagegen Einspruch erhoben**), sich darauf berufen habe, daß nach dem englischen Gesetze jeder durch Geschworene seines Gleichen (Pears) gerichtet werden müsse, also Fürsten allein ihre Richter seien. Burleigh scheut sich hier nicht, die Wahrheit entschieden zu verletzen. Ihm ist es nur darum zu thun, die Sache beredt zu führen, die er vertritt, und er zeigt sich hier, wie überall, als gewandter Redner, der aber vor Mariens Recht die Segel streichen muß.***) Wenn diese Hattons Bemerkung eine „arge List" nennt, wie Rapin S. 408 sie als eine Falle bezeichnet, so ist sie überzeugt, daß die Richter zu ihrer Ver-

*) Auffallend ist hier dieser Ausdruck, wofür Schiller in seinen Quellen das richtige commission fand. Commitee ist ein im Namen einer größern Gesammtheit handelnder Ausschuß.

**) Hier allein im ganzen Stücke erwähnt sie ihres Sohnes, der damals bereits zwanzig Jahre alt war. Wir halten diese einmalige Erwähnung des Sohnes für einen Fehler; denn bei den Segensgrüßen, die sie V, 6 Melvil aufträgt, hätte ihr Sohn nicht übergangen werden dürfen. — Aller Fürsten, wie im vorigen Auftritte aller Könige steht. — Nach dem Verse „und aller Fürsten nicht so viel vergeben", hat Mellish noch:

The very laws of England say I could not.

***) Mit Recht bemerkt Bulthaupt, daß es verfehlt sei, wenn man ihn auf der Bühne scharf, aber tonlos, langsam kühl darstelle, da ja der Dichter der Macht seiner raschen, beredt hinstürmenden, offen sich ergehenden Rede mehrfach gedenke (Leicester nennt ihn später einen „Plauderer". vgl. auch I, 6, 101), was mit der Art seines Auftretens stimme.

urtheilung entschlossen gewesen. Burleighs Berufung, daß sie englische Luft athme und den Schutz der englischen Gesetze genieße, weist sie mit vollstem Rechte als einen Hohn auf die Wahrheit zurück; nie habe sie sich ihnen unterworfen, auch in England sei sie eine unabhängige Königin.*) Schiller benutzt hier die Aeußerung des Briefes von Elisabeth, Maria sei den englischen Gesetzen unterworfen, da sie so lange unter deren Schutze gelebt habe, worauf diese erwiderte, sie, die als Schutzflehende nach England gekommen, sei gleich eingekerkert worden, wonach sie des Schutzes und der Wohlthat der englischen Gesetze, die ihr ganz unbekannt seien, nicht habe genießen können. Freilich hat Burleigh Recht, wenn er dagegen anführt, auch eine fremde Königin dürfe nicht ungestraft die Gesetze des Landes verletzen**), aber dies leugnet sie nicht, sondern sie verwirft bloß die Richter, weil sie nicht, wie das Gesetz vorschreibe, ihre Pears seien. Der sophistisch sich durchwindende Burleigh beruft sich auf die hohe Würde der über allen Verdacht der Bestechung oder Furcht erhabenen Männer, der höchsten Lords, welche Elisabeth zu Richtern bestellt, und daß vierzig von ihnen ihre Schuld anerkannt. Der Primas Erzbischof John Witgift von Canterbury, der Lordmarschall Graf George von Shrewsbury und der Lordadmiral Charles Howard waren freilich von Elisabeth auch als Richter bestimmt worden, sie gehörten aber zu den

---

*) Die Theaterausgabe strich diese Berufung Burleighs nebst Mariens Erwiederung.

**) Das gerechte Schwert der Themis dürfte im Munde Burleighs doch ein gezierter Ausdruck sein, wenn auch englischen Staatsmännern Anspielungen auf antike Vorstellungen, ja auf Stellen der Klassiker sehr geläufig waren und noch sind.

sechs Richtern, welche zu Fotheringhay nicht erschienen; bei dem Urtheilsspruche fehlten von den vierzig Richtern zwei, die Grafen von Shrewsbury und von Warwick. Schiller ändert dies hier dahin ab, daß sie mit vierzig Stimmen gegen zwei schuldig erklärt worden sei. Irrig aber macht er Shrewsbury hier und am Schlusse des Dramas, nicht im Personenverzeichnisse, zum Großsiegelbewahrer; dies war damals Thomas Bromley, den Elisabeth in zweiter Stelle nach dem Primas als Richter ernannt hatte.*)

Burleigh muß es sich gefallen lassen, daß Maria die Selbstständigkeit und Erhabenheit der Lords über Fürstenfurcht verhöhnt, indem sie bitter auf das sklavenmäßige Verhalten des Oberhauses nicht weniger als des Unterhauses unter Heinrich VIII.**) und den vierfachen Glaubenswechsel unter den vier Regierungen seit diesem Könige spottet.***) Burleighs ernstes Wort, daß ihr

---

*) Mellish hat wirklich hier Bromley; diesen hatte auch Schiller wohl ursprünglich genannt, was er aber änderte, da er am Schlusse Shrewsbury zum Großsiegelbewahrer machte, ja auch Paulet nennt ihn im folgenden Auftritt so. — Die Theaterbearbeitung strich diese ganze Erwähnung des Erzbischofs, Talbots und Howards. In der hamburgischen Theaterhandschrift waren auch die vier letzten Verse Burleighs (von „Und wär's zu denken" an) gestrichen und es fehlten auch die folgenden 37 Verse; Maria fährt dort mit den Worten: „Nicht zweifl' ich dran" fort. Von der leipziger Handschrift wird nur erwähnt, daß die 33 Verse von „Wohl! wären diese Lords" an weggefallen.

**) Das Parlament mußte 1532 ein neues Erbfolgegesetz annehmen, 1536 dieses wieder umändern, so daß Elisabeth als Bastard vom Throne ausgeschlossen ward, 1544 aber ihr das Recht auf den Thron wieder zuerkennen. Auch sonst zwang dieser König das Parlament zur Annahme aller Gesetze seiner Willkür, ja sieben Jahre regierte er ohne Parlament.

***) Ursprünglich hatte Maria dieses spöttisch noch weiter ausgeführt. Bei Mellish heißt es nach den Glauben viermal ändern:

ordnet" beginnt. Er wird aber im Vorlesen von Marien durch die Bemerkung unterbrochen, daß das Parlament das Gesetz, den Beschluß (die Akte), wonach man sie verurtheilt, mit entschiedener Rücksicht auf sie im vorigen Jahre erlassen habe.*) In Wirklichkeit geschah dies nur zwei Monate vorher (vgl. S. 66).**) Der Vertreter der Krone meint, sie hätte eben das Gesetz, das sie kannte, nicht verletzen sollen, wie sie es bei der Verschwörung Babingtons gethan***), sie aber betheuert ihre Unschuld und beruft sich auf den Mangel an Beweisen. Ihre auf die Ungesetzlichkeit des Verfahrens gerichteten Bedenken sind ganz der Wahrheit gemäß. Der Brief Babingtons an sie

---

*) Ursprünglich unterbrach Maria mit Recht Burleigh, ehe er zu lesen begann; denn nach den Worten verfallen sind fiel Maria ein, als er das Urtheil hervorzog. Bei Mellish, wo Burleighs Rede mit dem zweiten Versfuße schließt, heißt es darauf:

(Producing the verdict.)
Mary.
Upon this statute, then,
My Lord, is built the verdict of my judges?
Burleigh (reading).

Auch in der Theaterbearbeitung fehlt die Angabe, wo Burleigh zu lesen beginnt.

**) Nicht zum Vortheil der Wirkung auf der Bühne hat die Theaterbearbeitung die vierzig Verse „Daß ihr die Akte ... stürztet ihr hinein" in die beiden zusammengezogen:

Daß ihr des Hochverraths für überwiesen
Zu achten und des Todes schuldig seid.

***) Maria erklärte vor den Kommissarien, sie habe immer geglaubt, daß die Parlamentsakte des vorigen Jahres gegen sie gerichtet sei, um sie darnach verurtheilen zu können. In ihrer Antwort an das Parlament sagte Elisabeth, die Parlamentsakte sei nicht, wie Mariens Freunde sagten, deshalb ergangen, um ihr eine Falle zu stellen, sondern um sie zu warnen, sich auf keine gefährliche Unternehmung einzulassen.

und ihre Antwort lagen nur in Abschriften vor; freilich sollte Babington erklärt haben, dieselben seien den wirklichen Briefen gleichlautend, aber man hätte diesen in ihrer Gegenwart sein Zeugniß wiederholen lassen sollen, um dessen Wahrheit festzustellen, statt daß man sich beeilte, ihn hinzurichten. Auf die Zeugnisse ihrer Schreiber Nau und Curl, die man besonders gegen sie vorbrachte, gibt sie nichts. Diese hätten sie, ihre Herrin, verrathen, und sich schon dadurch als treulos erwiesen; auch hätte ihnen wohl die Folter diese falschen Zeugnisse erpreßt, wodurch sie ihr nicht viel zu schaden geglaubt. Auch diese Aeußerungen Mariens sind geschichtlich begründet, nur nicht, daß Curl durch Nau verführt worden und man die Folter angewandt.*) Vor allem aber verlangte Maria, wie sie es auch hier thut, daß ihr die beiden Zeugen vorgestellt würden, um in

*) Maria erklärte, sie glaube, daß Curl, der Schotte, ein redlicher Mann sei; dasselbe glaube sie aber nicht von dem Franzosen Nau, der bestochen sein könne; auch sonst habe Nau Curls Schwäche mißbraucht, und ihn schreiben lassen, was er gewollt. Ihre Schreiber könnten in ihren Briefen geschrieben haben, was sie nicht diktirt habe. Demnach könne sie nur durch eigenhändige Briefe überführt werden, und nicht durch Briefe ihrer Schreiber, welche, wenn sie zugegen wären, sie freisprechen würden. Später fügte sie folgendes hinzu. Das Zeugniß ihrer Schreiber verdiene keinen Glauben, weil sie meineidig seien, da sie ihr den Eid geleistet, ihre Geheimnisse nicht zu verrathen. Nau habe oft etwas anderes geschrieben, als was sie ihm diktirt habe, und Curl, was Nau ihm habe eingeben wollen. Sie könnten falsche Aussagen gemacht haben, um sich zu retten, und im Glauben, daß die Würde ihrer Herrin diese gegen Strafe schütze. So Rapin S. 398 f. 401 nach Cambden. Schiller hat dies theils hier, theils V, 13 benutzt. Wir wissen jetzt, daß Nau den Entwurf der Königin zu dem Hauptbriefe durchgesehen und den Brief französisch geschrieben, Curl ihn ins Englische übersetzt und chiffrirt hat. Vor dem Verse: „Die Folter konnt' ihn ängstigen", hat Mellish noch:

ihrer Gegenwart ihr Zeugniß wahrzuhalten, wie es das englische Gesetz bestimme.*) Auf den scharfen Vorwurf, daß man das englische Gesetz nur da, wo es ihr ungünstig sei, nicht, wo es ihr vortheilhaft, achte, weiß Burleigh nichts zu erwidern, weshalb er gleich zu andern Beschuldigungen übergeht**), welche aber, wie sie mit Recht ihm entgegnet, keine Verbrechen sein würden, die sie der Strafe des Gesetzes überlieferten, auch wenn sie wahr wären, was nicht der Fall sei.***) Schiller folgt hier wesentlich

---

He ever was an honest man, but weak
In unterstanding; and his subtle comrade,
Whose faith, observe, I never answer'd for,
Might easily seduce him to write down
More than he should.

Vorher hat die Theaterbearbeitung die beiden Verse „Die in demselben Augenblick ... gezeugt?" weggelassen.

*) Glücklich hat Schiller die dramatische Wirksamkeit dadurch gesteigert, daß Maria Paulet selbst gestehn läßt, daß das Gesetz bestehe. Cambden sagt, man habe bemerkt, daß bei dem Prozesse gegen Marien das Gesetz verletzt worden, welches im dreizehnten Jahre der Königin Elisabeth gegeben worden, wonach die Zeugen den Angeklagten vorgeführt werden müßten. Auch Rapin bezieht sich S. 399 darauf.

**) In der Theaterbearbeitung unterbricht Maria Burleigh gleich, nachdem er den Namen Mendoza genannt (vgl. S. 65), was deshalb weniger passend weil der Name eben dem Zuschauer zu wenig bekannt ist und deshalb einer nähern Bestimmung bedarf. — Nach zu stürzen (to realm) hat Mellish noch

that you had call'd
Into this kingdom foreign pow'rs.

***) Es ist ein Irrthum, wenn Bulthaupt meint, die Bemerkung „Entehren, sag' ich", sei hervorgerufen durch einen blitzenden Blick Burleighs, durch eine Bewegung desselben, die sagen wolle: „Ihr verdammt euch ja selbst." Denn ihre Worte: „Den Mord allein, die heimlich blutge That verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen", deuten nur auf ihr Verhalten gegen die Königin und die englische Regierung; daß Burleigh sie widerlegen könne, durch die Hinweisung

der wirklichen Prozeßverhandlung. Rapin sagt S. 399, Burleigh habe eine Abschweifung (une diversion) gemacht, weil ihn die Berufung Mariens auf das Gesetz vom dreizehnten Jahre der Regierung Elisabeths in Verlegenheit gesetzt. Maria fordert zweimal, das zweitemal lebhafter, Burleigh auf, bei der Sache zu bleiben, da dieser auf ihre Verbindungen mit andern Fürsten sich bezieht, die sie zuletzt zugibt. Maria behauptete, sie sei an allen Plänen zur gewaltsamen Einführung des Katholizismus in England und zum Umsturz der Herrschaft Elisabeths völlig unschuldig, habe nur das Recht der Nothwehr („ein heilig Zwangsrecht") geübt; vor Mord schrecke ihre Ehre und ihr Gewissen zurück; doch selbst dieser würde als Nothwehr sie nicht strafbar machen, weil von Recht zwischen ihr und England keine Rede sei, sondern nur von Gewalt. Da aber Burleigh sie darauf hinweist, wie wenig Macht sie, die Gefangene, besitze, erkennt sie an, daß sie gegen die mächtige Gegnerin (sie bezeichnet die Königin nur mit dem unbestimmten, fast verächtlichen sie) nichts ausrichten könne, die ihre Gewalt zu ihrem Verderben mißbrauchen möge, nur solle sie sich ja nicht den Schein des Rechtes geben wollen, sondern sich nicht scheuen zu scheinen, was sie sei, eine gewaltsame Unterdrückerin des Rechtes ihrer Todfeindin. Mit den Worten „Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!"*)

---

auf ihre in leidenschaftlicher Liebesglut unterstützte Ermordung Darnleys, dieser Gedanke kann ihr gar nicht kommen. Das „Entehren sag' ich" ist nur eine starke rednerische Wandung statt des einfachen Gegensatzes mit „aber". Auch fehlt ja jede darauf bezügliche szenarische Bemerkung.

*) Mellish hat hier die szenarische Bemerkung Returning the verdict, obgleich nicht angegeben ist, daß Burleigh ihr das Urtheil übergeben, das sie auch kaum hätte annehmen können. Wollte etwa Schiller, daß sie durch eine Hin-

weist sie das Urtheil, das Burleigh verlesen sollte, von sich, was dieser aber kaum ohne Erwiderung hingehen lassen konnte, ja er hätte die förmliche Verlesung des Urtheils in ihrer Gegenwart durchsetzen, sie mit Gewalt festhalten müssen, aber sie hat durch die Wahrheit ihrer Behauptungen ihn außer sich gebracht.*)

Achter Auftritt. Burleigh ist verdutzt über den Trotz, womit Maria die Verkündigung des Urtheils abgebrochen und, statt um Gnade zu flehn, auf ihr verletztes Recht sich berufen und sich zurückgezogen; sie denke wohl dadurch auf die Königin zu wirken, die nicht wagen werde, den Urtheilsspruch zu vollziehen. Daß er auf jeden Fall ihr das Urtheil bis zu Ende habe vorlesen müssen, bleibt hier unbeachtet. Der ehrliche Paulet aber muß Mariens Recht anerkennen, und meint, man hätte ihr diesen Vorwand zum Trotze nicht geben, ihr Babington**) und ihre Schreiber gegenüberstellen sollen, und durch die Art der Fassung des Satzes deutet er an, daß er dies noch jetzt in Bezug auf die Schreiber für möglich halte. Burleighs Erwiderung zeigt, daß man besorgte, Curl (dieser wird allein

---

weisung auf das Urtheil, das Burleigh zusammengerollt in der Hand hielt, abwehrend hinweise.

) In Wirklichkeit soll Maria nach Verkündigung des Urtheilsspruches Gott freudig gedankt haben, daß er sie zu einem Werkzeuge zur Herstellung der wahren Religion in England erwählt habe. Darauf erbat sie sich einen katholischen Geistlichen, den man ihr verweigerte, und fügte schließlich die schon erwähnte Aeußerung (vgl. S. 126) hinzu, daß die Engländer oft ihre Könige ermordet hätten.

**) Die Erwähnung Tichburns ist hier auffallend, da es sich nur um Babingtons Zeugniß handelte. Mellish hat statt dessen Ballard, wie der Priester hieß, der mit Savage nach England kam (vgl. S. 67), aber Schiller wolte die Nennung der nebensächlichen Namen möglichst beschränken.

genannt, weil Burleigh dessen Ehrlichkeit am meisten fürchtete) würde in ihrer Gegenwart sein Zeugniß nicht aufrecht halten. Aber Paulet meint, nach dem jetzigen Verfahren werde man immer die ganze Form des Prozesses für ein leeres Gepränge halten, was Burleigh selbst bedauern muß.*) Auf den andern Punkt, daß Maria nur von ihren Pears gerichtet werden könne, geht Paulet nicht ein. Burleigh aber macht mit schlauester Kunst den Uebergang zu dem stillen Wunsche der Königin, die Verhaßte durch Gift aus der Welt zu schaffen. Paulet hält ihn durch seine trocknen, stets bei der Sache bleibenden Antworten**) lange von dem, was er sagen will, zurück, statt ihm durch Eingehen darauf die Mittheilung zu erleichtern. Erst als jener bemerkt, die Königin wolle ihre Feindin nicht so ängstlich gehütet haben, daß sie keinen Schaden leide, bekennt Paulet zu verstehn,

---

*) Nach dem Verse: „Dies ist der Kummer unserer Königin —" hat Mellish noch

That she can never 'scape the blame. O God!

Man entbehrt den Vers ungern. Der Gedankenstrich scheint hier eben durch den Ausfall veranlaßt. Leider wuchern die Gedankenstriche statt der Punkte auch noch in den allerneuesten Ausgaben.

**) Peiper möchte a. a. O. den Sechsfüßler: „Das ist nun die Nothwendigkeit, steht nicht zu ändern", dadurch wegschaffen, daß er „Das ist nun" zum vorhergehenden unvollständigen Vers zieht und weiter liest „Nothwendigkeit, die steht!" Eher könnte man die streichen, wodurch wir einen fünffüßigen anapästisch anlautenden Fünffüßler erhielten, aber dem Dichter waren eben manche Sechsfüßler untergelaufen, und es folgt ja „Wohl stünds (nicht ständ sie) zu ändern." — Wenn Paulet Burleigh fragt: „Aufmerksame?", so kann dies nur ein Druckfehler für Aufmerksamre? sein, wie die Theaterbearbeitung hat und auch Mellish las; denn das betreffende Wort muß Paulet aus Burleighs Mund genau wiederholen. So verbesserte denn auch schon Körner, während die neuern Ausgaben den einfältigen Druckfehler bewahrt haben.

worauf der Minister hinaus wolle. Entschieden erklärt er es für seine Pflicht, Marien stets sorglich auch gegen Mörderhand zu schützen, damit man nicht die Königin beschuldige, den Mörder gedungen zu haben.*) Burleigh deutet an, daß man gerade darum die Gefangene Shrewsbury genommen und ihm übergeben habe, weil man ihn zu allem williger geglaubt. Aber an Paulets strenger Rechtlichkeit scheitern alle Verführungskünste des politischen Staatsmannes: der strenge Puritaner, der sich von jedem Verbrechen rein halten will, erklärt auf das allerbestimmteste, weder selbst zum Meuchelmord sich zu verstehn noch irgend einem andern dazu Gelegenheit zu bieten.**) Daß Elisabeth selbst Paulet die Zumuthung gemacht, ist oben S. 75 f. bemerkt. Das Urtheil will er trotz seiner Bedenken gegen dessen volle Gesetzlichkeit gern ausführen helfen.***)

So ist am Ende des ersten Aufzuges nicht bloß auf der einen Seite Mariens Reue über ihre Schuld, auf der andern das Unrecht der bloß aus politischen Gründen ausgesprochenen Verurtheilung zur Anschauung gekommen, sondern auch Elisabeths Scheu vor der Vollziehung des Urtheils, welcher sie durch Meuchelmord überhoben sein möchte, Paulets Ablehnung jeder ungesetzlichen Wegräumung, Mariens Hoffnung auf Leicester, endlich die von der französischen Regierung unterstützte Ver-

---

*) Die Theaterbearbeitung strich von „Die wenn man ihnen" an sechs Verse. — Für den anvertrauten Feind hat Mellish the treach'rous charge.

**) Die Göttern meines Dachs ist ein rein dichterischer, aus der Vorstellung der Alten hergenommener Ausdruck, daß die Sicherheit des Hauses heilig ist.

***) Den Sherif der Grafschaft, unter dessen Augen die Hinrichtung geschehen muß.

schwörung zu ihrer Befreiung und Mortimers schwärmerische Leidenschaft für sie angedeutet, so daß wir der Entwicklung mit lebhafter Spannung entgegensehen. Wir sind von der Vollstreckung mehr entfern worden, als ihr näher gekommen.

Zweiter Aufzug.

Elisabeth bezeigt ihre Neigung für den Herzog von Anjou, weist aber trotz des in Aussicht stehenden nahen Verhältnisses zu Frankreich den Wunsch des Gesandten auf Mariens Begnadigung zurück. Burleigh verlangt die Vollstreckung des Urtheils. Elisabeth befragt auch Shrewsbury und Leicester um ihre Meinung, schiebt aber die Entscheidung auf. Paulet überbringt Mariens Brief, worüber Elisabeth Thränen vergießt. Den Mortimer sucht sie zu verlocken, die Gefangene durch Gift wegzuschaffen, was dieser ihr zusagt, um desto ungehinderter Zutritt zu Marien zu erhalten. Er besorgt Mariens Brief an Leicester, der, verletzt durch Elisabets halbe Zusage an den Herzog von Anjou und von Neigung zu Marien hingezogen, um die Vollziehung des Todesurtheils zu hindern, Elisabeth zu einem Besuche der Unglücklichen listig zu bereden weiß. So spannen sich die ineinandergreifenden Fäden straffer an.

Erster Auftritt.*) Vom eben beendigten Turnier zu Ehren der französischen Brautwerbungsgesandtschaft wie von den Hauptpunkten der Vermählung vernehmen wir im Gespräche Kents, des ritterlichen Grafen, der hier als Lebemann und als strenger Protestant erscheint, mit dem äußerst beschäftigten

---

*) Die Theaterbearbeitung hat ihn gestrichen.

Staatssekretär William Davison.*) Dem Dichter war es darum zu thun, diese später bedeutender auftretenden Personen vorläufig einzuführen. Daß das Turnier auf einem gleichzeitigen Berichte beruht, bemerkte Böttiger, der auf das von Nichols 1788 in zwei Quartbänden herausgegebene Werk: Progresses and publics Proceedings of Queen Elizabeth verweist, das sich aber nicht auf der weimarischen Bibliothek befindet.**) Vielleicht benutzte Schiller eine abgeleitete Quelle, da es nicht eben wahrscheinlich ist, daß er das Werk von Gore (vgl. oben S. 8) erhielt. Cambden gedenkt bei der französischen Gesandtschaft, die 1581 wegen der Bedingungen der Vermählung nach Westminster kam, nur kurz der dabei gehaltenen Turniere und Feste. Die Festung Schönheit wurde von den englischen Großen vertheidigt***), während das Verlangen mit seinem Gefolge, auch dem in einem feinen Madrigale die Festung zur Uebergabe auffordernden Herold, durch die Herren von der zur Brautwerbung gesandten französischen Gesellschaft dargestellt wurde.†) Auffallen muß es, daß gerade ein solcher Kampf,

*) Als Geheimsekretär und Mitglied des geheimen Rathes bezeichnet ihn Elisabeth in dem Schreiben, worin sie die Richter zu Mariens Prozeß ernennt, unter denen auch er sich befand.

**) Möglich, daß dabei eines der ältesten englischen Moral Plays, das Castle of Perseverance vorschwebt, auf dessen Aehnlichkeit mit Schillers Beschreibung Max Koch (Goethe, Jahrbuch V, 322 f.) hingewiesen.

***) Der hier genannte Kanzler war Thomas Bromley (vgl. oben S. 131*), der Lordmarschall Shrewsbury, der Oberrichter Christoph Wray, der Seneschall Leicester.

†) Während sonst häufig die Belagerung einer Festung als Werbung um eine Jungfrau oder Frau dargestellt wird (vgl. Reinhold Köhler in Gosches „Archiv für Literaturgeschichte" I, 228—251), erscheint in diesem Turnier umgekehrt die umworbene Schöne als belagerte Festung.

wo das Verlangen den Kürzern zieht, den französischen Brautwerbern geboten wurde. Kent meint freilich, das dürfe man nicht so ernst nehmen, aber der kluge Davison weiß wohl, weshalb er glaubt, Elisabeth werde sich kaum zur Ehe bequemen. Die von Kent erwähnte Bedingung ließ sich der Herzog von Anjou, der als ältester Bruder des Königs den Titel Monsieur de France führte, wirklich gefallen.*) Den Grund, weshalb man sich vor Maria Stuarts Thronfolge fürchte, spricht dieser grimmige Feind des Papstthums aus; aber Davison weist auf die nahe bevorstehende Hinrichtung der Verurtheilten hin.

Zweiter Auftritt. Abschiedsaudienz der Brautwerbungsgesandtschaft.**) Ueber den außerordentlichen Gesandten Bellièvre neben dem ständigen Graf L'Aubespine***) vgl. S. 82.**) Elisabeths Eitelkeit spricht sich sogleich in dem Prunken mit der Liebe ihres Volkes aus, das sie auch Marien gegenüber III, 4 nicht scheut. Der ständige Gesandte Frankreichs verfehlt nicht, die durch diese selbst veranlaßte Schmeichelei auszusprechen, daß in ihr alle Frauenreize vereint seien.†) Wie eitel und gefallsüchtig Elisabeth bis in ihr spätes Alter war, ist bekannt. Des außerordentlichen Botschafters Bitte, daß sie ihm gestatten möge,

---

*) Mellish hat nach „als diese Zeitung sich verbreitete" noch den Vers:
Through London's streets, in joyful shouts resounded.

**) Die äußerst glänzende Darstellung dieser Audienz auf der Bühne, wie sie die Meininger geben, beeinträchtigt die Dichtung, in welcher das Zeremoniel derselben nur sehr nebensächlich ist.

***) Schiller läßt das L' vor dem Namen weg, wie er Bellièvre ohne Accent gibt, beides nach Robertson.

†) Statt „die königliche Mutter" hat Mellish the royal court. Katharina von Medici war die Mutter des Königs. Der Hof war häufig in St. Germain en Lay.

ihr Jawort seinem in Amiens harrenden Herzoge zu bringen*), lehnt sie mit Berufung auf den jammervollen Schlag ab, der ihr Herz und ihr eigenes Haus bedrohe; denn sie will die Welt glauben machen, die von ihr geforderte Hinrichtung der verwandten schottischen Königin bekümmere sie gar sehr. Als Bellièvre aber für jetzt mit dem Versprechen späterer Verlobung sich zufrieden geben will**), erklärt sie, wie schwer es ihr falle, dem Wunsche zu entsagen, daß man auf ihrem Grabsteine lese, sie sei als jungfräuliche Königin gestorben (dies hatte sie gleich nach ihrer Thronbesteigung auf das dringende Verlangen des Unterhauses nach ihrer Vermählung erwidert), aber der Wunsch ihres Volkes fordere dringend, daß sie ihr höchstes Gut, die Freiheit, einem Manne opfere, um dem Lande einen Nachfolger aus ihrem Blute zu schenken. Auch hier verleugnet sich die Eitelkeit nicht, da sie selbstgefällig des Segens gedenkt, der jetzt England beglücke, und ihre unermüdliche Sorge für das Land hervorhebt. Ihre Abneigung gegen die Ehe spricht sie in scharfer Weise aus, da sie für das Glück ehelichen Zusammenlebens bei ihrer herrschsüchtigen Natur keinen Sinn hat, nur von Unterwerfung der Frau unter den Mann redet.***) Der französische

---

*) In der Theaterbearbeitung beginnt der Auftritt gleich mit Bellièvres Bitte.

**) Statt des Verses: „In frohern Tagen folge die Erfüllung", hat Mellish:
Set us not shape our course in desperation
Homewards: let better days.

***) Sie erklärt sich entschieden gegen das Klosterleben mit Bezug darauf, daß seit ihrem Vater die Klöster in England aufgehoben worden, aber sie als Königin, die so viel für ihr Land zu thun habe, sollte eigentlich von dieser Pflicht befreit sein. — Die Theaterbearbeitung ließ die mit „Wohl weiß ich" beginnenden dreizehn Verse weg.

Gesandte bittet sie, wie in allen weiblichen Tugenden, so auch in diesem „Naturzweck“ allen Frauen voranzuleuchten, und so der Welt einen ihrer würdigen Nachkommen zu schenken, wobei er seinen Herzog als den Würdigsten von allen ihr zu empfehlen wagt, wenn auch kein Mann ihrer vollkommen würdig sei. Vielleicht würde diese Rede besser Bellievre als Aubespine in den Mund gelegt. Elisabeth gesteht zu, daß sie den Herzog allen ihren Bewerbern vorziehen würde, wenn sie, wie sie fürchte, dem Willen des Volkes das Opfer ihrer jungfräulichen Freiheit bringen müsse. Da Bellievre aber gern ein entschiedenes Hoffnungspfand hätte, gibt sie ihm einen Ring. Vgl. oben S. 83. Der Ring sei ein Zeichen der Dienstbarkeit und mache Ehen; aber, obgleich sie eben bemerkt hat, das gleiche Zeichen weise auf gleiche Pflichten bei der Königin wie bei dem gemeinen Bürgerweibe hin, so will sie ihn doch noch nicht als Verlobungsring gelten lassen, sondern abspringend äußert sie, derselbe sei noch keine Kette, die sie binde, aber es könne daraus ein Verlobungsring werden. Nachdem Bellievre mit einem Kusse auf die Hand der Königin, die er schon als seine Fürstin betrachtet, den Ring empfangen, bekleidet sie den Herzog in seinem Vertreter mit dem höchsten Orden, dem des Hosenbandes. Das eigentliche Hosenband, von dunkelblausammtenem Band mit dem bekannten Spruche, wird mit einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt, dabei aber ein gleichfarbiges breites Band von der linken Schulter nach der rechten Hüfte getragen. Dieses Band, welches Leicester als Abzeichen des Ordens trägt, nimmt sie von diesem, dessen innere Bewegung nach der Uebergabe des Ringes ihr nicht entgangen, und bekleidet damit den Botschafter; die wirklichen Insignien des Ordens werden ihm

vom Kapitel zugestellt werden. Auffallend ist nur, daß Elisabet
nichts anderes sagt, als daß Bellievre den Herzog ebenso m
dem doch nur den unbedeutendsten Theil des Ordens bildende
Bande bekleiden solle. Sie möchte aber dieses Zeichen ihre
Gunst zugleich als gutes Vorzeichen für die zukünftige Eintrach
der leider so lange durch Argwohn geschiedenen Königreiche be
trachten, da Frankreich als katholische und verwandte Mac
für Marien aufgetreten war. Der ständige Gesandte sucht ver
gebens die günstige Stimmung zu benutzen, um im Name
Frankreichs Gnade für die Wittwe seines verstorbenen Königs
zu erflehn. Alle Berufungen prallen an ihr ab, da sie sich au
ihre Pflicht als Königin zurückzieht.*) Schiller mußte die Ant
wort ganz frei gestalten, abweichend von der schriftlich Bellievr
ertheilten Erwiederung bei Cambden S. 480 ff. Vgl. Rapi
S. 413.

Dritter Auftritt. Nur die drei geheimen Räthe de
Königin sind nach der Audienz zurückgeblieben, von denen Bur
leigh gleich die Gelegenheit des Glückwunsches zu der in Aus
sicht gestellten Verlobung ergreift, um die Vollstreckung des Todes
urtheils als einzigen Wunsch, den das Land noch hege, dringen
zu verlangen, wie es in Wirklichkeit von Seiten des Parlament
geschah. Er schildert die ungeheure Gefahr, welche der Königi
und dem Protestantismus von dem in Rheims genährten Fana
tismus und von der Liebenswürdigkeit der die Jugend au
reizenden Gefangenen drohe, die allein die Schuld dieser be

---

*) Die Theaterbearbeitung läßt Aubespines mit „Unwürdig" beginnen
Rede und Elisabeths Erwiederung ganz weg, wodurch die Audienz etwas jäh a
bricht. Mellish hat die Worte „die Glaubensverwandte und" nicht übersetzt.

ständigen Verschwörungen*) sei; denn sie und ihre lothringischen Brüder**) ruhten nicht, ehe Maria zum Thron gelangt sei. Elisabeth erkennt Burleighs reinen Eifer für sie und den Staat dankbar an, fordert aber mit der ihr eigenen Heuchelei von ihm einen mildern Rath, gerade wie sie das Parlament bei dem Drängen auf Mariens Tod gefragt hatte, ob sich kein anderes Mittel finde, ihr Leben gegen Gefahr zu schützen als gerade diesen.***) Der von Elisabeth zur Aeußerung seiner Meinung aufgerufene Shrewsbury†) hält sich, nachdem er der glücklichen Regierung Elisabeths das herzlichste Lob gespendet, zunächst rein

---

*) „Die Ate dieses ewgen Kriegs." Ate ist schon bei Homer die Verblendung, welche zur Schuld reizt. Auch Shakespeare gedenkt ihrer (Julius Cäsar III, 1). Die Theaterausgaben haben Ursach statt Ate. — Der ewge Krieg bezieht sich auf die nie endenden Verschwörungen. Paulet hatte I, 1, 84 Marien als Helena bezeichnet. — Die beiden Verse „Für sie ... bis Tod" fehlen in der Theaterbearbeitung. — Vor dem mit Du mußt beginnenden Verse hat Mellish noch:

Their hatred is too bloody, their offences
Too heavy.

**) Unter den „lothringischen Brüdern", dem „Geschlecht der Lothringer", versteht Schiller hier die drei Söhne des 1563 meuchlerisch erschossenen François von Guise, Henry, Louis (Cardinal) und Charles. Vgl. S. 120.

***) Elisabeth nennt auch alle Richterhöfe (sollte Gerichtshöfe heißen) des Landes, die doch nicht darüber befragt worden; freilich würden diese auf eine solche Frage nach der allgemeinen Stimmung, nicht nach dem strengen Recht entschieden haben.

†) Wie Schiller Burleigh und Leicester nicht nach ihrem Geschlechtsnamen Cecil und Dudley nannte, so sollte auch Graf von Shrewsbury immer unter diesem Namen, nicht mit dem Geschlechtsnamen Talbot, bezeichnet sein. Letztern führt er wohl durch Versehen in den Ueberschriften von II, 3 und 4, dagegen heißt er Shrewsbury II, 7 und in den folgenden Aufzügen; in der Anrede wechseln beide Namen. Die Theaterbearbeitung hat in unserm Auftritt (auch in den folgenden) durchweg Shrewsbury.

an das strenge Recht, wonach Elisabeth nicht befugt sei, über eine fremde Königin zu Gericht zu sitzen, was auch der als Partei sprechende Staatsrath und das Parlament sagen mögen.*) Der Dichter läßt diesen absichtlich hier nicht von der Verletzung des Rechtsganges sprechen, welche Maria selbst früher hervorgehoben,

---

*) Hier stand nach der Aufforderung Elisabeths ursprünglich eine längere Rede Shrewsburys, worin dieser ausführte: handelte es sich bloß darum, das Wohl seiner Königin zu bedenken, so müßte er Burleigh beistimmen, aber sie seien da, das Wohl des Landes zu beachten, wogegen sie ihr nicht zu sagen brauchten, was recht sei, woran sich der wiederholte Befehl der Königin schloß, seine volle Meinung zu sagen. Wir kennen sie nur aus der englischen Uebersetzung, wo es hier heißt:

Talbot.

Desire you but to know, most gracious Queen,
What is for your advantage, then I have,
Not to add to what my Lord High Treas'rer
Has urg'd; for your welfare, let the sentence
Be then confirm'd — this is prov'd already.
There is no surer method to avert
The danger from your head, and from the state.
If you 'll not be advis'd concerning this,
You can dismiss your council. We are plac'd
Here as your counsellors, but to consult
The welfare of this land, and with our knowledge,
With our experience, are we bound to serve you!
But, what is good and just: for this, my Queen,
You have no need of counsellors, your conscience
Knows it full well, and it is written there.
Nay it were overstepping our commission,
If we attempted to instruct you in it.

Elizabeth.

Yet speak, my worthy Lord of Shrewsbury,
'Tis not our frail understanding alone
Our heart too feels it wants some sage advice.

er erklärt nur, sie habe kein Recht, über Marien ein Urtheil zu fällen, da diese nicht zu ihren Unterthanen gehöre, und er verwirft entschieden die vorgebliche Nothwendigkeit, der Stimme des Parlaments so wie dem blinden Drängen des Volkes zu folgen*): sie müsse an das Urtheil der ganzen Mit- und Nachwelt denken; zeige sie nur ihren festen Willen, das Leben ihrer Schwester zu retten**), so würden die, welche jetzt das Recht im Munde führen, bald dieses Recht als Unrecht erkennen: auch gezieme ihr als Frau und Königin Milde. Die bittere Bemerkung, womit sie Shrewsburys aus tiefstem Rechtsgefühl und Wohlwollen fließenden Rath erwiedert, verräth, wie sehr derselbe ihrem Mariens Tod fordernden Herzen zuwider ist.***) Der pflichttreue, von tiefem Rechtsinne durchdrungene Mann aber läßt sich dadurch nicht abhalten, weiter für die Verurtheilte zu sprechen, die gar keinen Anwalt bei der Königin habe, in deren Staatsrath nur die leidenschaftliche Selbstsucht der Politik spreche. Die Unglückliche verdiene trotz ihrer Schuld Mitleid. Habe sie den Gemahl ermorden lassen und den Mörder geheiratet, so sei dies freilich ein schweres Verbrechen, aber in jener drangvollen Zeit wüsten Parteitreibens sei es zu entschuldigen, wenn sie dem Muthigsten ihrer Vasallen sich in die

*) „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe." Im „Demetrius" erklärt Sapieha die Mehrheit für Unsinn.

**) „Die Wahrheit deines königlichen Zorns", daß du über den gegen deinen Willen geübten Zwang wirklich erzürnt bist, wo in Wahrheit die Andeutung liegt, daß ihr das Drängen nicht unlieb ist.

***) Statt der drei Verse Elisabeths „Ein warmer Anwalt ... Wohlfahrt lieben" hat Mellish bloß:

Her advocates have an invidious task!

was dunkel und wenig bezeichnend ist.

Arme geworfen, um sich zu retten, und sie sich von der Leidenschaft habe hinreißen lassen; sei ja das Weib so leicht verführbar. Auch Elisabeths sichtlicher Aerger über seine letzte Bemerkung stört den edlen Anwalt der Unglücklichen nicht. Wenn die Schule des Unglücks Elisabeth stark gemacht habe*), fährt er fort, so sei Maria an dem sittlich verdorbenen französischen Hofe herangewachsen, sie habe nur von Festlichkeiten vernommen (vgl. Elisabeths Aeußerung II, 2), es sei ihre Sinnlichkeit üppig aufgereizt worden, was für sie, bei ihrer wundervollen Schönheit, um so gefährlicher gewesen. Das Lob der unvergleichlichen Schönheit der Gegnerin ist für Elisabeth zu arg; bitter fordert sie Shrewsbury auf, doch zu sich selbst zu kommen, und sie spottet auf die außerordentlichen Reize, die einen Greis in solch ein Feuer setzen. Durch Shrewsbury tritt dem Zuschauer alles, was man zur Milderung von Mariens Schuld sagen kann, lebhafter entgegen, als es sonst möglich gewesen, und sein bewegtes Mitleid rührt auch diesen, wogegen in Elisabeths Aufnahme

---

*) Elisabeth, deren Mutter schon in ihrem dritten Lebensjahre auf dem Blutgerüste starb, ward von Heinrich VIII. als Bastard verworfen und ganz vernachlässigt, erst später wieder anerkannt und in anständigere Verhältnisse gebracht. Ihre Schwester Maria ehrte sie anfangs sehr, vernachlässigte sie aber nach ihrer Krönung; sie ward der Theilnahme an dem Aufstande Wyats angeklagt, in den Tower geworfen und auf das strengste gehalten, dann nach dem Schlosse Woodstock verwiesen; später kam sie wieder in Haft, bis sie auf Verwendung Philipps von Spanien freigegeben, und nach dem Schlosse Hatfield gebracht wird. — Der gnädge Vater dieses Landes. Shrewsbury sieht darin eine Fügung Gottes. — Zur ersten Pflicht war Druckfehler. Die Theaterausgabe hat richtig ernsten. Mellish übersetzt: Taught thee tho know thy duty, from misfortune. Den Druckfehler haben erst die neuesten Ausgaben fortgeschafft.

seiner letzten Bemerkungen sich eitle Eifersucht verräth, die neben der Furcht für Thron und Leben sie zu Mariens Beseitigung trieb. In ihrer bittern Aufregung wendet sie sich nach einer Pause, die der Gedankenstrich andeutet, an den schweigend vor ihr stehenden Leicester. Dieser hat seit dem Urtheil seine Meinung geändert, da die Hoffnung, welche Elisabeth dem Herzog von Anjou auf ihre Hand gegeben, ihn, den langjährigen Günstling, auf das tiefste verletzt und sein Herz sich jetzt ihrer Nebenbuhlerin zugewandt hat, deren Leben er zunächst retten möchte. Deshalb verspottet er die Angst, welche man Mariens wegen für Elisabeth hege; dem Volke, das auf den Tod der Unglücklichen dringe, könne man so etwas verzeihen, aber nicht dem Staatsrathe.*) Habe diese ja ihren eigenen Thron nicht zu behaupten gewußt: wie sollte die von ihrem eigenen Volke Verspottete und Verachtete aus ihrem Gefängnisse einen andern sich erobern? Mögen sie und die Guisen Elisabeths Recht nicht anerkennen**), es steht durch Geburt und Parlamentsbeschluß so fest, wie ihr selbst das Recht der Nachfolge aberkannt ist. Wie sollten die Engländer, welche der freien Lehre mit ganzer Seele anhingen, einer Papistin, sie, die Elisabeth anbeteten, einer Gattenmörderin folgen? Was habe die Königin, die noch

---

*) Heiter heißt der Staatsrath, insofern seine Ansicht nicht durch die Vorurtheile der Menge getrübt wird. — Die Theaterbearbeitung strich die fünf wohl entbehrlichen Verse von „Daß diese Märchen" an. Mellish fügt nach der Auswurf ihres Landes noch hinzu:

Who, in her fairest days of freedom, was
But te despised puppet.

**) Nach als Königin erkennen hat Mellish noch:

Thy people's loyal fealty await
These Guise's approbation?

in voller Jugendkraft dastehe, von einer dem Tode entgegensiechenden Gefangenen zu fürchten, was brauche sie ihren Tod zu beschleunigen? Und von Burleigh auf seine verurtheilende Stimme im Prozesse hingewiesen, erklärt er*), jetzt handle es sich nicht um das Recht, sondern um den Vortheil der Königin, die Marien um so weniger zu fürchten habe, als sie durch ihre bevorstehende Verbindung mit Frankreich, deren einzigen Schutz**), für sich gewonnen. Elisabeths Vortheil fordere, daß sie so lange das Schwert der Gerechtigkeit über der Verurtheilten schweben lasse, bis ein neuer gewaltsamer Versuch zu ihrer Befreiung gemacht werde; durch die Vollstreckung des Urtheils würde man nur Mitleid für die Gefallene erregen. Ihm ist es allein darum zu thun, zunächst die Hinrichtung dadurch zu hindern, daß er die drohende Gefahr nicht für groß, die hoch über Marien erhabene Elisabeth hinlänglich gesichert hält, da sie jeden Augenblick das Haupt der Gefangenen fallen lassen kann. Elisabeth, deren Eitelkeit er geschmeichelt, die Shrewsbury bitter verletzt hatte, behält sich, indem sie die Sitzung aufhebt, in ihrer zurückhaltenden Weise, ihre Entschließung vor.***)

---

*) Die Theaterbearbeitung strich die 21 Verse: „Was beim Allmächtgen ... geurtheilt".

**) Hier stand in der Theaterbearbeitung ein überlanger Vers:

Beglücken willst, die Hoffnung eines neuen, herrlichen,

der vor dem Drucke durch den Wegfall von herrlichen richtig gestellt wurde, wie vorher Huld in Hand verbessert wurde.

***) Ursprünglich folgten hier noch acht Verse Elisabeths an Burleigh, die in der Uebersetzung also lauten:

My Lord
High Treasurer, you honnest fears, I know it,
Are but the offspring of your faithful care;

Vierter Auftritt. Paulet stellt seinen Neffen Mortimer der Königin vor und übergibt Mariens Brief, über den Elisabeth Thränen vergießt. Die drei Räthe äußern sich über Mariens Gesuch um eine Unterredung mit der Königin.

Mortimer, von Paulet vorgestellt*), spricht, um ihr Zutrauen zu gewinnen, heiße Wünsche für Elisabeth und Verwünschung über ihre Gegner aus. Diese fragt nach den Plänen ihrer Feinde in Rom**) und Rheims. Mortimer bricht zunächst in eine Verwünschung aus; auf ihre Erkundigung nach Morgan und Leßley (vgl. S. 123 f.) gesteht er, was dieser wohl bekannt war, daß er sich in die Kreise der schottischen Verbannten geschlichen, aber er habe es nur gethan, um hinter ihre Pläne zu kommen, auch Chiffrebriefe sich von ihnen verschafft.***) Er berichtet, daß diese jetzt ihre Hoffnung auf Spanien gesetzt, was ihr auch Walsingham geschrieben. Diese ganz einzeln stehende Erwähnung des nicht näher bezeichneten Walsingham ist störend. Vgl. S. 127*. Schiller läßt letztern damals in Frankreich weilen, während er

---

But yet, my Lord of Leicester, has said well; —
There is no need of haste; our enemy
Hath lost already her most dangerous sting, —
The mighty arm of France: the fear, that she
Might quickly be the victim of their zeal
Will curb the blind impatience of her friends.

*) Auffällt, daß Elisabeth in der Anrede Paulets auch den Vornamen hinzufügt. Ritter Paulet (I, 8, 1) paßte nicht in den Vers.

**) Den großen Weg, the great tour, die Reise nach dem Festland bis Italien, la grande tour. Goethe braucht in den Wanderjahren I, 11 das große Wanderungsabenteuer (später die herkömmliche Kreisfahrt) durch das gesittete Europa.

***) In Ziffern. Die Theaterbearbeitung hat Chiffern, wie vorher gerichtet statt gesandt stand.

in Wirklichkeit in England war, aber seit der Verurtheilung Mariens, vorgeblich wegen Krankheit, sich zurückhielt. Mortimer gedenkt auch der neuen Bulle. Die viel frühere Bulle des Papstes Pius V. (vgl. S. 62 f.) verlegt Schiller in diese Zeit und schreibt sie dem damals regierenden Papste Sixtus V. zu. Daß die Bulle von letzterm, der damals Cardinal war, aufgesetzt sein sollte, wußte Schiller nicht. Zuletzt kann Elisabeth doch die Bemerkung nicht unterlassen, er habe ja seinen Glauben abgeschworen, was der auf diesen Vorhalt vorbereitete Mortimer als in ihrem Dienste geschehen bezeichnet, wie ja wirklich damals mehrere Verräther sich in die Reihen der Verschworenen eingeschlichen hatten. Vgl. III, 6.

Als Paulet darauf Mariens Brief Elisabeth übergeben will, vertritt er Burleigh gegenüber, der sich gern desselben bemächtigen möchte, getreulich die übernommene Pflicht, ihn in die Hände der Königin selbst zu liefern. Während Elisabeth den Brief liest, sprechen sich Burleigh und Shrewsbury, die vom Inhalt desselben durch Paulet unterrichtet werden, beide ganz in ihrem Sinne, über die Gewährung der Bitte aus.*) Elisabeth stellt sich wenigstens, als ob der Brief sie gerührt habe, wie sie wirklich bei einem früher an sie gerichteten Schreiben Mariens Thränen vergossen haben soll. Der sich ihr aufdringende Abstand dieses demüthigen Briefes gegen jene Zeit, wo die Ver-

---

*) Nach dem Verse: „Deine Gnade bringt die königlche Nähe —", hat Mellish noch:

As sickness flies the healt — dispensng hand,

welcher auf die manchen Kranken Heilung bringende Kuft gewisser Personen hindeutet, wie z. B. dem Könige von Frankreich die Hilung von Kröpfen zugeschrieben wurde, was Shakespeare in Ende gut alls gut benutzt hat.

urtheilte Königin von Frankreich und Schottland war*), ja auch Anspruch auf die englische Krone erhob, erinnert sie lebhaft an die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes. Diese günstige Stimmung will Shrewsbury zu Gunsten der von Marien gewünschten Unterredung benutzen, aber Burleigh tritt schroff für die Verweigerung ein; man würde der Königin vorwerfen, sie habe sich noch zuletzt an ihrem Opfer geweidet, da die Begnadigung, welche einer solchen Verbindung folgen müßte, ihm eine Unmöglichkeit scheint. Leicester tritt auch hier vermittelnd ein, indem er die Entscheidung der Weisheit der Königin überlassen will, sich selbst aber für die Gewährung der Bitte ausspricht, welche den strengen Lauf des Rechtes nicht hindern könne. Elisabeth ruft Mortimer zurück.**)

Fünfter bis siebenter Auftritt. Mortimer übernimmt zum Scheine Elisabeths Auftrag, Marien heimlich aus dem Wege zu schaffen.

Seine vorgebliche Täuschung der katholischen Schotten läßt Elisabeth in diesem Jünglinge, der, da er so wohl zu täuschen verstanden, schon „mündig***) vor der Zeit" sei, ein passendes Werkzeug für ihren Plan sehn, und sie eilt, ohne das auffallende Zurückrufen des jungen Mannes zu scheuen, ihn von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen. Zunächst gesteht sie ihm, daß sie sich fürchte, das Todesurtheil vollstrecken zu lassen, weil die Welt argwöhnen werde, sie habe es aus Eifersucht, nicht des Rechtes

*) „Den ältsten Thron der Christenheit." Frankreich wurde vom Papste als ältestes christliches Reich anerkannt.

**) Das den Vers ausfüllende Ein Wort! ward e [illegible] für den Druck hinzugefügt.

***) Ein Druckfehler des Theaters, den Körner [illegible]

wegen, gethan. Deshalb müsse sie ihr Thun im Dunkel ...
Mortimer zeigt sich zu Elisabeths Freude ganz geschickt ...
selbst will er nicht aussprechen, deutet bloß an, daß ...
vergebens angetragen, dem sie es I, 8 durch Burleigh ...
deuten lassen. Nach der Geschichte that sie es bestimmt ...
S. 75.) Mortimer entschuldigt seinen Oheim mit der ...
eigenen Bedenklichkeit, und auf ihre freudige Frage, ob ...
Wort vertrauen dürfe, bittet er nur um Verschweigung ...
Namens. Die Gewährung höchsten Lohnes deutet ...
in der abgebrochenen Rede: „Ja, Sir! u. s. w.“ an. ...
möchte auch Gewißheit haben, wann dieser ihr höchster ...
erfüllt werden solle. In den Schlußworten bezeichnet ...
äußerste Gunst ihrer Person als Preis einer solchen ...
darauf kann auch nur die Aeußerung sich beziehen, ...
werde ihre Dankbarkeit bedecken, das Schweigen sei ...
der Glücklichen, das Geheimniß stifte die engsten, ...
Bande.**)

Mortimer triumphirt nach ihrer Entfernung, daß ...
gleißnerische Königin, die ihn für einen feigen Mör...
halten können, so glücklich getäuscht, und er so Zeit zu ...
Rettung gewinne. Wie sehr er für diese und ihre Si...

---

*) Thaten doppelter Gestalt sind solche, die man auf zwei ... entgegengesetzte, Weise, beurtheilen kann. — Die schon von Körner ... bezeichneten Worte: „Was man nicht aufgibt, hat man nie verlo... heißen, die Tugend, deren Verletzung man nicht offen gestehe, bleibe ei... in der gewöhnlichen Meinung.

**) Statt Gehabt euch wohl! hat Mellish:

And be the self-same happy day the dawn
Of your preferment — so god speed your Sir.

schwärmt, spricht er im Gegensatze zu Elisabeth aus, die mit aller ihrer königlichen Gunst, selbst ihrem so verführerisch in Aussicht gestellten Besitze, ihm nichts, was ihn reize, zu geben vermöge.

Als er eben gehn will, um Leicester aufzusuchen und sich seines Auftrages an ihn zu entledigen, kommt der ehrliche Paulet zurück, der, da er ahnt, Elisabeth werde dem Jünglinge dasselbe angetragen haben, was man ihm zugemuthet, ihn vor der verführerischen Lockung warnen will*), wobei er freilich nicht bestimmt bezeichnet, was er vermuthet. Er beschwört ihn, sich ja nicht vom Ehrgeiz zur Befleckung seines Gewissens fortreißen zu lassen; die Königin, die ihn durch schmeichelnde Versprechungen zu verlocken suche, werde ihn (er kennt ihre Arglist) nach Vollendung der That preisgeben.**) Als Mortimer noch immer mit seinem Geheimnisse (darf er ihm ja sein ganzes nicht verrathen) zurückhalten will, es aber durch seine Verlegenheit verräth, flucht er ihm, sollte er jener die That versprochen haben.***) Aber er wird durch Leicesters Zwischenkunft unterbrochen, der eben von der Königin kommt und in ihrem Namen ihm mittheilt, diese verlasse sich so sehr auf seine Redlichkeit, daß sie ihm die Gefangene unbeschränkt anvertraue. Das ist zu viel für Paulet,

---

*) Statt der Anrede **Mortimer** erwartete man hier den Vornamen **Eduard** (vgl. oben S. 84*.).

**) Nach den Worten „Trau' ihrer Schmeichelrede nicht" hat Mellish noch r allgemeinen, dem Puritaner wohl anstehenden Satz:

The spirit of the world s' a lying spirit,
And vice is a deceitful, treach'rous friend.

***) In den durch Leicesters Ankunft abgebrochenen Worten „Und dich ver-fe" sollte wohl „jeder Redliche" oder etwas ähnliches folgen.

der seinen Aerger selbst Leicester gegenüber nicht bemeistern kann; freilich bleiben diesem seine Aeußerungen dunkel, da er nicht ahnt, wovon es sich handelt.*) Paulet wird in Zukunft auf Mortimer wohl Acht haben, daß er die Gefangene nicht vergifte, aber diese Aufmerksamkeit muß denselben an der wirklich von ihm beabsichtigten, von Paulet freilich nicht geahnten Befreiung hindern. Wie konnte Hoffmeister dies übersehn und behaupten, Mortimer habe alle Mittel zu Mariens Befreiung in der Hand, ohne eines zu benutzen!

Achter Auftritt. Leicester, der seine Verwunderung über Paulets Aeußerung nicht verbergen kann**), wünscht zunächst zu erfahren, was Mortimer ihm, nach seiner Andeutung im vierten Auftritt, insgeheim zu sagen habe. Zugleich hat er die Absicht, ihn zu einer Verbindung mit der Gefangenen zu benutzen, doch scheut sich der vorsichtige Hofmann noch, ihm sein Geheimniß zu vertrauen. Seine zweifelnde Frage, ob er ihm vertrauen dürfe, erregt auch Mortimers Bedenken, ihm seinen Auftrag auszurichten, da dessen Zweifel ihn fürchten läßt, er möchte ihn als geheimen Anhänger der Gefangenen verrathen. Wenn Leicester von zweierlei Gesichtern spricht, die Mortimer am Hofe zeige, so kann dies nur darauf gehn, daß er offen sich Elisabeth gegenüber ausgesprochen, aber insgeheim ihm etwas mitzutheilen hat. Aber mit größerm Recht kann Mortimer erwiedern, er wisse

---

*) Das Gut! nach dem aus Leicesters Rede wiederholten „Verläßt sie" soll bezeichnen, daß er die Absicht merkt, doch könnte es auch darauf gehn, daß er den Wunsch der Königin beachten werde.

**) Statt es nicht ([illegible]) hat die Theaterbearbeitung nicht, was ihm verdrießt. Dadurch erhalten wir am Anfange des Auftritts zwei volle Verse, da Ich [illegible]ß nicht zum ersten Verse gehört.

nicht, welches von Leicesters beiden Gesichtern das wahre sei; denn eben sprach er zu ihm im Auftrage der Elisabeth, was er ihm aber jetzt vertrauen will, kann er nur im eigenen Interesse ihm sagen wollen, da er dessen Verrath fürchtet. Die Entscheidung, wer zuerst sein Geheimniß eröffnen soll, bewirkt Leicester zu seinen Gunsten durch das Geständniß, würde er sein Geheimniß verrathen, so wäre es um seine Stellung am Hofe geschehen. Mortimer fühlt sich durch dies offene Bekenntniß von Elisabeths Günstling geschmeichelt, das zugleich andeutet, daß der Verrath seines Geheimnisses ihn der Gunst der Königin berauben würde. Als Leicester den ihm übergebenen Brief Mariens mit begeistertem Entzücken aufnimmt, sieht Mortimer freilich, Maria habe Recht, von diesem allmächtigen Günstling Befreiung zu hoffen, doch muß dieser ihm zuerst mittheilen, wie er Mariens Zutrauen erworben, ehe Leicester*) ihm das auffallende Räthsel dadurch löst**), daß Elisabeths Hinneigung zu dem Herzog von Anjou,

*) Auffallend ist Leicesters Aeußerung, sein Vertrauen zu Mortimer sei dadurch geweckt worden, daß er dessen Glaubensänderung gehört. Freilich konnte Leicester von dieser Glaubensänderung so gut wie Elisabeth wissen; aber Mortimer hat zu Elisabeth gesagt, er habe es nur zum Schein gethan, und woher soll Leicester wissen, daß es kein bloßer Schein gewesen? Auch ist ein früheres Vertrauen Leicesters zu Mortimer eben so unnöthig als es hier unerwartet kommt. Durch Wegfall der beiden Verse „Ich weiß — weckte", dürfte die Ste[illegible] Nach ihnen hat Mellish noch den Vers: Each remanent of [illegible] banish'd. Gleich darauf findet sich bei ihm what is passe[illegible]

**) Der Uebergang ist äußerst glücklich. — Gegen [illegible] auch IV, 6 einen Vers schließt. Der Artikel steht [illegible] merkungen vor Eigennamen. — Statt so schnell en[illegible] so plötzlich. Das frühere „Das scheint großmüt[illegible] heißt großmüthig handeln!" geändert, obgleich [illegible] rechtigt war.

wegen, gethan. Deshalb müsse sie ihr Thun in Dunkel hüllen.*) Mortimer zeigt sich zu Elisabeths Freude ganz gelehrig, aber sie selbst will es nicht aussprechen, deutet bloß an, daß sie es Paulet vergebens angetragen, dem sie es I, 8 durch Burleigh hatte andeuten lassen. Nach der Geschichte that sie es bestimmter. Vgl. S. 75 f. Mortimer entschuldigt seinen Oheim mit der dem Alter eigenen Bedenklichkeit, und auf ihre freudige Frage, ob sie seinem Wort vertrauen dürfe, bittet er nur um Verschweigung seines Namens. Die Gewährung höchsten Lohnes deutet ihre Freude in der abgebrochenen Rede: „Ja, Sir! u. s. w.“ an. Doch sie möchte auch Gewißheit haben, wann dieser ihr höchster Wunsch erfüllt werden solle. In den Schlußworten bezeichnet sie die äußerste Gunst ihrer Person als Preis einer solchen That; denn darauf kann doch nur die Aeußerung sich beziehen, die Nacht werde ihre Dankbarkeit bedecken, das Schweigen sei der Gott der Glücklichen, das Geheimniß stifte die engsten, zartesten Bande.**)

Mortimer triumphirt nach ihrer Entfernung, daß er die gleißnerische Königin, die ihn für einen feigen Mörder habe halten können, so glücklich getäuscht, und er so Zeit zu Mariens Rettung gewinne. Wie sehr er für diese und ihre Liebesgunst

---

*) Thaten doppelter Gestalt sind solche, die man auf zwiefache, ganz entgegengesetzte, Weise, beurtheilen kann. — Die schon von Körner als dunkel bezeichneten Worte: „Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren“, sollen heißen, die Tugend, deren Verletzung man nicht offen gestehe, bleibe einem immer in der gewöhnlichen Meinung.

**) Statt Gehabt euch wohl! hat Mellish:

And be the self-same happy day the dawn
Of your preferment — so god speed your Sir,

nicht, welches von Leicesters beiden Gesichtern das wahre sei; denn eben sprach er zu ihm im Auftrage der Elisabeth, was er ihm aber jetzt vertrauen will, kann er nur im eigenen Interesse ihm sagen wollen, da er dessen Verrath fürchtet. Die Entscheidung, wer zuerst sein Geheimniß eröffnen soll, bewirkt Leicester zu seinen Gunsten durch das Geständniß, würde er sein Geheimniß verrathen, so wäre es um seine Stellung am Hofe geschehen. Mortimer fühlt sich durch dies offene Bekenntniß von Elisabeths Günstling geschmeichelt, das zugleich andeutet, daß der Verrath seines Geheimnisses ihn der Gunst der Königin berauben würde. Als Leicester den ihm übergebenen Brief Mariens mit begeistertem Entzücken aufnimmt, sieht Mortimer freilich, Maria habe Recht, von diesem allmächtigen Günstling Befreiung zu hoffen, doch muß dieser ihm zuerst mittheilen, wie er Mariens Zutrauen erworben, ehe Leicester*) ihm das auffallende Räthsel dadurch löst**), daß Elisabeths Hinneigung zu dem Herzog von Anjou,

---

*) Auffallend ist Leicesters Aeußerung, sein Vertrauen zu Mortimer sei dadurch geweckt worden, daß er dessen Glaubensänderung gehört. Freilich konnte Leicester von dieser Glaubensänderung so gut wie Elisabeth wissen; aber Mortimer hat zu Elisabeth gesagt, er habe es nur zum Schein gethan, und woher soll Leicester wissen, daß es kein bloßer Schein gewesen? Auch ist ein früheres Vertrauen Leicesters zu Mortimer eben so unnöthig als es hier unerwartet kommt. Durch Wegfall der beiden Verse „Ich weiß — weckte", dürfte die Stelle gewinnen. Nach ihnen hat Mellish noch den Vers: Each remanent of distrust be henceforth banish'd. Gleich darauf findet sich bei ihm what is passed statt meinen Zweifel.

**) Der Uebergang ist äußerst glücklich. — Gegen die Maria, wie Leicester auch IV, 6 einen Vers schließt. Der Artikel steht so auch in szenarischen Bemerkungen vor Eigennamen. — Statt so schnell endete der Vers ursprünglich so plötzlich. Das frühere „Das scheint großmüthig, Milord!" ward in „Das heißt großmüthig handeln!" geändert, obgleich das scheint nicht ganz unberechtigt war.

die ihn um das Opfer langjährigen Dienstes bringe, ihn zu der Unglücklichen getrieben habe, deren Hand ihm einst bestimmt gewesen.*) Schiller läßt Leicester das Abhängigkeitsverhältniß, worin die launenhafte, eifersüchtige Königin ihn gehalten, mit grellen Farben schildern**); daß er, um Elisabeth zu gewinnen, seine eigene Gattin mit Gift aus der Welt geschafft haben soll, sich später heimlich mit der Wittwe des Grafen von Essex vermählt hatte, übergeht er, ebenso daß die Verhandlungen wegen der Verbindung Elisabeths mit dem Herzog von Anjou sich durch viele Jahre zogen und mehr als einmal dem Abschlusse nahe waren. Der Herzog von Anjou war wirklich jung, blühend, liebenswerth, wenn auch Pockennarben sein Gesicht entstellten. Leicester berichtet nun, wie er sich kurz vor Mariens Wegführung nach Fotheringhay an diese gewandt, die durch sein Verschulden

---

*) Wenn Leicester sagt, er habe sein Glück damals kalt von sich gestoßen, so war es in Wirklichkeit Elisabeth mit dem Vorschlag, Maria möge ihn heiraten, nicht Ernst; diese beklagte sich über einen solchen ihrer unwürdigen Antrag, und wollte zuletzt nur unter der Bedingung darauf eingehn, daß Elisabeth sie zur Thronerbin erklären lasse. Leicester selbst sah darin nach Robertson (I, 308) nur einen Streich Burleighs, um sich seiner zu entledigen, da er selbst die Hoffnung auf Elisabeths Hand noch nicht aufgegeben, die ja erklärt hatte, nur ihr Entschluß, unvermählt zu bleiben, halte sie ab, sich mit ihm zu vermählen. Wenn Leicester von zehn verlorenen Jahren unverdrossenen Werbens spricht, so setzt der Dichter absichtlich nur zehn Jahre, da er Elisabeth sich etwa 35 Jahre alt denkt (vgl. S. 79). Das Liebesverhältniß Robert Dudleys zu Elisabeth war zur Zeit unseres Stückes über 30 Jahre alt. Zweiundzwanzig volle Jahre waren verflossen, seit Elisabeth die Hand ihres Günstlings und Liebhabers der schottischen Königin angeboten hatte.

**) Das Bild vom hundertäugigen Argus, dem Bewacher der von Zeus geliebten Jo, ist von der Eifersucht sehr gebräuchlich. — Die Theaterbearbeitung hat die fünf Verse „Nicht ihre Hand allein . . . ausgelernt“ gestrichen.

(nicht nur weil er ihre Hand ausgeschlagen, sondern auch weil er seit ihrer Ankunft in England gegen sie gewirkt) ins Unglück gestürzt worden. Hier erst gewinnt die Situation beim Anfange des Stückes volle Aufklärung. Daß es ihr unmöglich wird, eine Antwort Leicester zukommen zu lassen, erklärt Paulets strenge Bewachung. Auch erscheint es ganz natürlich, daß Leicester äußerlich, um seine Gesinnung nicht zu verrathen, noch immer als Verfolger Mariens sich zeigt, und nur auf Mittel sinnt, zunächst die Vollstreckung des Urtheils zu verzögern, wogegen freilich seine Hoffnung, Elisabeth werde sie endlich freigeben, höchst zweifelhaft scheint.

Nach dieser Eröffnung hält Mortimer mit der Entdeckung der auf Mariens Befreiung gerichteten Verschwörung nicht länger zurück. Obgleich er freien Zutritt zu Marien hat, kann er doch nur mit Gewalt sie zu befreien hoffen, da jeder sonstige Versuch der Wachsamkeit seines auf ihn mißtrauischen Oheims nicht entgehn kann. Vgl. III, 6. Aber kaum hört Leicester von diesem verwegenen Plane, so geräth der höfische Leisetreter in ärgste Angst, da er nun sein Geheimniß im Besitz solcher Verschwörer weiß. Auch daß er als Anhänger Mariens den Verschworenen noch unbekannt ist, beruhigt ihn nicht.*) So sucht er denn Mortimer von dem tollkühnen Unternehmen abzuhalten, dieser aber spottet, daß der Mann, der Marien besitzen möchte, nicht so viel für sie wagen wolle, wie ihre Befreier alle seine Bedenken weist er mit scharfer Abwehr zurück. D[illegible] von den Alten, von Goethe so ausgezeichnet besonders in de[illegible]

*) Den Vers: „Ihr findet Freunde, plötzlich, unerwartet,“ strich die Theaterbearbeitung.

Iphigenie und Tasso durchgeführte Streitweise in einzelnen sich Schlag auf Schlag entgegentretenden Versen ist höchst gelungen.*) Als Leicester gar klagt, sie würden das so gut Begonnene durch Uebereilung verderben, fragt er ihn bitter, was er denn für sie gethan; hierbei fühlt er sich gedrungen, ihm Elisabeths Auftrag zu entdecken, die sich aber in ihm getäuscht habe, wie Maria in Leicester, auf dessen entschlossene Hülfe sie so fest gerechnet. Dieser dagegen freut sich der Nachricht von Elisabeths Auftrag, da ihr Vertrauen auf Mortimer sie von der Vollstreckung des Todesurtheils abhalten werde**), und er fühlt sich dadurch zur Aeußerung der Hoffnung veranlaßt, Elisabeth werde sich von ihm bestimmen lassen, Marien wirklich die von ihr erbetene Unterredung zu gewähren, nach der sie das Urtheil nicht werde bestätigen können. Allein Mortimer meint mit Recht, das Beste, was auf diesem Wege erreicht werde, sei ewige Gefangenschaft; nur eine kühne That könne ihm die Geliebte verschaffen. Er möge nur die Edlen auf seinen vielen Schlössern sich versammeln lassen, sofort würden sich Mariens zahlreiche Freunde***) erheben; oder er solle die Königin auf eines seiner

---

*) Dennoch strich Schiller in der Theaterbearbeitung die vier auf Babingtons und Norfolks Beschwörung sich beziehenden, kaum zu entbehrenden Ver[se] „Euch lüstets . . . reißen wir sie nach."

**) So minder, um so weniger.

***) Unter ihnen nennt er die Howards, aus deren Geschlecht Heinrichs VIII von ihm hingerichtete Gemahlin Katharina, und die Percys, Grafen von Northumberland, von denen mehrere als Verschwörer gewaltsam starben. Als vor Gericht ihrer Verbindung mit den Herzögen von Arundel und Northumberland gedacht wurde, rief Maria weinend aus: „Ich Unglückliche, wie viel Unglück hab ich dem Hause der Howards gebracht!"

Schlösser locken*), und diese dort so lange festhalten, bis sie die Gefangene freigebe. Der feige Leicester weiß vor Entsetzen über einen solchen Anschlag sich kaum zu fassen. Verzweiflungsvoll sucht er Mortimer von seinem Plane zurückzuhalten. Elisabeth habe in England allen Heldengeist gebrochen; niemand sei mehr einer muthvollen That fähig.**) So möge er denn seinem vorsichtigen Rathe folgen***), es nicht mit Gewalt versuchen. Die durch das Nahen Elisabeths abgebrochene Unterredung schließt mit Mortimers bitterer Ablehnung, Marien Leicesters Liebesschwüre zu überbringen, da er ihr keine Aussicht auf Hülfe zu bieten wage; mit seinem Auftrage an ihn sei er zu Ende. So hat sich der entschiedenste Gegensatz zwischen dem vorsichtigen Höfling, den nur Eifersucht zu Marien zurückführt, und ihrem schwärmerischen, zu jedem Mittel bereiten Verehrer lebendig ausgeprägt, und wir kennen nun Leicesters Plan, den er sofort ins Werk zu setzen sucht.

Neunter Auftritt. Leicester, durch Mortimers verächtliche Weigerung betroffen, wird von Elisabeth überrascht, deren Auftreten nicht weiter begründet ist; denn das heftige Gespräch

---

*) Boxberger verweist auf die „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter“ von Ursinus (1777), die Schiller zum Karlos benutzt hat (Erläuterungen S. 190) S. XXXII, wonach Elisabeth 1575 auf Leicesters Schloß war.

**) Die Worte „Kennt ihr . . . abgespannt“ beziehen sich auf die Leicester zugemuthete That. Für „wie stehts an diesem Hof“ hat Mellish The deeps and shallows of this court! was wohl eine Freiheit des Uebersetzers ist. — [illegible] sonderbaren „Schlüssel“ ist an ein Uhrwerk zu denken, das aufgezoge[illegible] den „Federn“ bleibt der Dichter in demselben Bild. Schlüssel [illegible] bild der Herrschaft zu fassen, verbietet die Verbindung mit unter.

***) Ungehörig scheint hier „Leitung“, wofür man eher „Warnung“ erwartet, da er ja eigentlich Mortimer keinen Plan angibt.

hat sie nicht herangezogen. Rasch weiß er sich zu fassen und seine Aufregung als Folge ihrer ihn ganz verzückenden Schönheit darzustellen, mit schmerzlicher Hindeutung auf den ihm drohenden Verlust seiner einzigen Liebe, die ihr nicht als Königin, sondern als Frau gelte, der sein ganzes Herz huldige.*) Diese bezeichnet ihre Wahl als ein politisches Opfer, da sie als Königin ihrer Leidenschaft, die ihm gehöre, nicht folgen dürfe, wie es Maria Stuart gethan, welche sich nie dem Zwange unterworfen, den die Herrscherpflicht ihr aufgelegt.**) Hierbei kann sie nicht umhin, ihre Eifersucht auf diese zu verrathen, welche alle Männer hinreiße, wie selbst den alten Talbot; gern möchte sie aus Leicesters Munde hören, daß es mit der so sehr gerühmten Schönheit Mariens nicht so weit her sei, Elisabeth einen Vergleich mit ihr nicht zu scheuen brauche. Begierig ergreift dieser die so glückliche Handhabe zur Ausführung seines Plans, da er weiß, wie sehr die Königin der Schmeichelei zugänglich ist. Eine große Freude würde es ihm gewähren, bemerkt er, Elisabeth Marien gegenüber zu sehn; für diese selbst würde es die größte Strafe sein, wenn sie gestehn müsse, daß sie dieser auch an Adel der Gestalt nachstehe. Das von der Verschiedenheit des Alters hergenommene Bedenken beseitigt Leicester leicht durch eine seine völlige Gleichgültigkeit gegen Mariens Reize bezeichnende Bemerkung (er hat sie vor einem Monat vor dem Gerichtshofe

---

*) Auffallend streicht die Theaterbearbeitung die sechs Verse: „Der Düc von Anjou . . . Füßen legen".

**) Statt „Und wie" stand früher „O wie", darauf „nicht (statt „nichts") geachtet" (wie „nicht" statt „nichts" auch II, 9, 118 sich fand), „willig bog" statt „unterwarf".

gesehen*), um eine Betrachtung hinzuzufügen, welche Elisabeth noch mehr zum Besuche reizen muß, daß es der dem Tode Verfallenen die bitterste Qual sein werde, sie als Braut des französischen Herzogs zu sehn. Elisabeth will eben nur gereizt werden, das zu thun, wozu Eifersucht und Haß sie so sehr drängen. Ihr nachlässig hingeworfenes, aber wohl berechnetes: „Man peinigt mich ja sie zu sehn", bezieht sich auf die von Shrewsbury und Leicester früher an sie gestellte Bitte, die von Marien geforderte Zusammenkunft zu gewähren. Leicester unterläßt nicht ihr noch einmal lebhaft vorzustellen, daß Maria durch diesen Besuch sich vernichtet fühlen müsse, ja er dringt in sie, gerade heute vor diese zu treten, wo sie eben im ganzen Zauber ihrer Reize erscheine, der ihn geblendet habe. Ihr ablehnendes Bedenken**), daß sie einen solchen Schritt nicht ohne Wissen des ersten Staatsministers thun dürfe, verwirft er mit der Bemerkung, es sei dies nur eine persönliche Angelegenheit***), und allgemein werde man die Bewilligung des Wunsches der Gefangenen als Ausfluß ihrer Großmuth betrachten; auch stehe es ihr nachher immer frei, sich der Verhaßten auf irgend eine Weise zu entledigen, wobei er auf den von ihr beabsichtigten heimlichen Mord hindeutet. Da sie keinen weitern Anstand findet als Mariens schlecht

---

*) Die Theaterbearbeitung läßt Elisabeths Rede: „Sie ist die jüngere an Jahren", mit Leicesters Erwiederung bis zu den Worten „gealtert haben" weg; vorher hat sie das den Vers nicht füllende „sehr" statt „unendlich".

**) Die Theaterbearbeitung begann den Vers: „Jetzt — Nein — Jetzt"; im Drucke ward ein zweites „Nein" zur Hebung des Verses hinzugesetzt.

***) Statt „Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil" hat Mellish:

To him you are but Sov'reign, and as such
Alone he seeks.

eingerichtete Wohnung, die zu betreten ihr nicht wohl anstehe*), so bestimmt Leicester sie, die Gefangene im Freien zu sehn, wozu die heutige Jagd, die an Fotheringhay vorbeigehe, sehr gelegen komme; man werde die Sache so einleiten können, daß der Besuch zufällig scheine, wodurch alles, was noch gegen denselben sprechen könnte, beseitigt wird. Elisabeth, die im Herzen einen großen Triumph zu feiern gedenkt, geht freudig auf den Vorschlag ein, stellt sich aber, als ob sie dies nur Leicester zu Liebe thue, sie selbst diesen Schritt nicht billige.

Dritter Aufzug.

Die Unterredung der beiden Königinnen hat den schlimmsten Erfolg. Mortimers leidenschaftlicher Liebesdrang setzt Marien in äußerste Angst und sein wildes Ungestüm läßt sie die Schuld ihrer Hingabe an Bothwell noch einmal auf das bitterste empfinden. Auch nach der Entdeckung der Verschwörung gegen Elisabeth, die einer der Verschworenen auf ihrer Rückkehr zu erdolchen versucht hat, will Mortimer Marien zu befreien suchen. Sie wird enger eingesperrt. So hat der Schritt, durch den Leicester die Vollziehung des Todesurtheils zu verhindern dachte, zugleich mit dem versuchten Meuchelmorde eines Verschworenen, die Folge, daß dieselbe dringend beschleunigt wird. Sehr glücklich fällt dieser plötzliche Umschwung gerade in den Mittelpunkt des Dramas.

---

*) Die Theaterbearbeitung hat „und in (statt „in der") Schmach". — Vorwerfend, sehr kühn für „ein Vorwurf".

Erster Auftritt. Paulet hat bei Hofe den Befehl erhalten, Marien heute im Parke sich ergehn zu lassen, wo die Königin sie sprechen wolle. Wir finden sie dort, wie sie der neugewährten Freiheit mit herzlicher, die Weichheit und frische Erregbarkeit ihrer Seele bekundenden Freude sich hingibt.*) Die ihr kaum nachkommende alte Amme kann sich nicht enthalten, sie darauf hinzuweisen, daß sie ja auch hier von Mauern eingeschlossen sei; doch sie will die einmal gewährte Freiheit in vollen Zügen genießen, und dankt den Bäumen, daß sie ihr die beschränkenden Mauern verdecken.**) Darf sie ja die unermeßlichen, durch keine Grenze für sie beschränkten Wolken schauen, welche ihre Sehnsucht nach ihrer zweiten Heimat treiben, nach Frankreich, wo sie ihre Jugendjahre verlebt hat;***) leider kann sie jene nur als Boten senden. Da bemerkt sie, wie ein Fischer auf dem nahen Flusse, den sie wohl von einer Höhe des Parks schaut, mit seinem Nachen landet, und sogleich erfaßt sie der Gedanke, wie leicht dieser elende Kahn sie retten könnte, wofür sie den dürftigen Mann gern reich machen würde.†) Den Fluß nimmt Schiller ohne weiteres an, wenn man nicht

---

*) Ueber die lyrischen Maße vgl. oben S. 105 f.

**) Dank, Dank hat richtig die Theaterbearbeitung; dank, dank, das man kaum als Anrede an Kennedy fassen kann, war Druckfehler, den erst Joachim Meyer weggeschafft.

***) Den Reim der Verse „Dort, wo“ und „Und diese“ (21. 23) hat erst der Druck hereingebracht; der erstere lautete ursprünglich auf steigen, der andere auf treiben aus.

†) „Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan“, erklärt sich leicht im Sinne, „ein solches Glück sollte er noch nie mit seinem Gewerbe gehabt haben“, dagegen dürfte das folgende: „Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen“, doch den bildlichen Ausdruck zu sehr ins einzelne führen.

an das Meer denken will, das Maria hier nicht sehn kann. Ihre Sehnsucht läßt sie sogleich an die Möglichkeit denken, daß der Fischerkahn sie übers Meer nach Frankreich bringe. Bei den befreundeten Städten schwebt ihr „Jugendland“ Frankreich vor, nicht Schottland, dessen jetzige Machthaber ihr feindlich sind, aber das Ganze ist eben nur eine luftige Phantasie. Auch als Kennedy sie auf die ihnen folgenden Wächter hinweist, läßt sie sich nicht irren, vielmehr ist sie überzeugt, daß Leicester sich bei der Königin für sie verwandt habe, und diese freiere Bewegung nur der Anfang ihrer von ihm erwirkten Befreiung sei. Kennedy freilich vermag sich zu keinem frohen Glauben mehr zu erheben;*) sie fürchtet, es sei nur die letzte Freiheit, die man dem Verurtheilten unmittelbar vor dem Tode gewährt. Da erschallen das Hifthorn und der Jagdruf, die sie an die frohen Tage erinnern, wo sie im schottischen Hochland so oft an der Jagd sich vergnügte. Ihrer Freude an der Jagd gedenkt auch Buchanan.

Zweiter und dritter Auftritt. In dieser freudigen Aufregung ihrer der Freiheit geöffneten Sinne wird sie durch des strengen Paulet Ankunft gestört, von dem sie erfährt, daß ihr Brief an Elisabeth ihr nicht bloß die freie Bewegung im Park verschafft**), sondern diese selbst bald zur verlangten

---

*) Statt des einen Verses:

Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen,

standen früher zwei:

Ach, meine theure Königin, ich kann
Dies Widersprechende nicht reimen.

Die frühere Erwiderung Mariens begann „Meine (statt Nein) gute Hanna“.

**) Ursprünglich begann V. 8: „Ist eine Wirkung meines Briefs“, wodurch der Vers ein Sechsfüßler wurde.

Unterredung bei ihr erscheinen werde, ja eben in der Nähe jage. Das steht freilich in entschiedenem Widerspruche nicht allein mit dem Schlusse des vorigen Aufzugs, wonach Elisabeth ganz von ungefähr erscheinen soll, sondern auch mit dem vierten Auftritt, da die Königin sich dort stellt, als ob sie nicht wisse, daß man sie nach Fotheringhay gebracht. Welch alberne Komödie wäre es, wenn Elisabeth sich entrüstet zeigte, daß Leicester sie wider ihren Willen hierher geführt, und Maria durch Paulet wüßte, daß sie durch ihren Brief veranlaßt worden, die Gefangene im Park spazieren zu lassen, um dort mit ihr zusammenzutreffen! Wäre sie dadurch nicht in das schlimmste Licht bei Marien gesetzt? Paulet darf gar nichts von diesem Geheimniß wissen, jedenfalls muß er angewiesen sein, davon nichts zu verrathen. Den Befehl, Marien in den Park zu lassen, kann er nach seiner Rückkehr empfangen haben; wie und wodurch darf der Dichter im Dunkel lassen.*) Ich sehe keine andere Möglichkeit, das Entstehen dieses gar nicht zu entschuldigenden Widerspruchs zu erklären, als die Annahme, daß ursprünglich die Königin nur von dem ihr voraneilenden Shrewsbury angekündigt werden sollte, also der Schluß des zweiten und der größte Theil des dritten Auftritts erst nachträglich eingeschoben worden, ohne daß der Dichter den dadurch hereingebrachten Widerspruch bemerkte.

Maria wird durch die Meldung in höchsten Schrecken versetzt: denn sie erregt in ihr das bittere Gefühl, daß Elisabeth, welche sich des Jagdvergnügens freut, während ihr, der Gefangenen,

---

*) Leicester sagt II, 9: „Dort kann die Stuart sich im Park ergehn", was auf eine Anweisung an Paulet deutet, welche dieser einfach als eine Freiheit fassen kann, wie sie den zum Tod Verurtheilten in der letzten Zeit gestattet wird.

nur durch ihre Gunst die Bewegung im ummauerten Parke gestattet ist, bloß deshalb komme, um sich an ihrem Unglück zu weiden, sie vor sich zu erniedrigen; der bitterste Haß gegen die Abscheuliche befällt sie, welche sie, die blutsverwandte Königin, die schutzflehend in ihr Land gekommen, widerrechtlich so viele Jahre in harter Gefangenschaft gehalten und zuletzt dem Tode geweiht habe.*) Sie zittert und droht ohnmächtig hinzufallen. Als sie in Kennedys Armen sich wieder erholt,**) will sie von dieser sich ins Haus führen lassen, da die erbetene Unterredung ihr jetzt fürchterlich erscheint. Paulet, der dies nicht zugeben darf, hält ihre Abneigung für Furcht, aber als unmittelbar darauf ihr früherer Hüter Shrewsbury, der durch seine menschliche Theilnahme ihr Vertrauen erweckt hatte, vor der Königin vorausgeeilt kommt, um sie auf deren Ankunft vorzubereiten,***) spricht sich ihr wahres Gefühl in der Bitte aus, sie von†) dem verhaßten Anblick zu retten. Der von ihrem Schicksal gerührte Graf mahnt sie vergebens, sich zu fassen, da die Stunde der

---

*) Bei Paulets Andeutung einer „noch größern Frucht" ihres Briefes kann Maria nur an ihre völlige Freilassung denken. Demnach ist es, wie Bulthaupt bemerkt, entschieden irrig, wenn die Darstellerin derselben in banger Ahnung vor der Ankunft der Königin zurückschreckt, stammelnd und verweint fragt. Erst als Paulet auf die königliche Jagd hindeutet, fährt sie voll banger Ahnung zurück.

**) Ihr verblaßt. Hier hat sich die ältere Form „verblassen" erhalten. Vgl. zu Fiesko S. 167*, zu Kabale und Liebe S. 186*.

***) Die noch an Paulet gerichteten Worte: „Es ist ... Muth" sind in der Theaterbearbeitung ausgefallen.

†) Schiller schrieb von, das Körner in vor ändern zu müssen glaubte. Weiter unten hat Schiller in einer szenarischen Bemerkung von (statt vor) Zorn glühend verändert.

Entscheidung komme,*) wo es gelte, sich vor der Mächtigen zu demüthigen und ehrerbietig ihre Großmuth anzurufen: doch sie fühlt sich zu tief von der Königin verletzt, als daß es ihr möglich wäre, derselben irgend versöhnlich entgegenzutreten.**) Shrewsbury sucht sie durch die Mittheilung zu beruhigen, daß Elisabeth mit großer Rührung ihren Brief gelesen; sie auf die Ankunft derselben vorzubereiten, sei er selbst vorausgeeilt.***) Ein Auftrag Elisabeths dazu wird nicht vorausgesetzt. Die ihr wohlthuende Theilnahme des alten Mannes läßt sie seiner Milde im Gegensatz zur spätern Haft gedenken.†) Erst als sie hört, Graf Leicester, nicht der verhaßte Burleigh, begleite die Königin,††) und auf seinen Rath habe sie in die Zusammenkunft gewilligt (was gar nicht dazu stimmt, daß diese sich gegen Leicester so stellt, als ob sie nichts davon wisse), wird sie so freudig erregt, daß sie ihr Geheimniß fast verräth. Dennoch regt Elisabeths Ankunft sie so gewaltig auf, daß sie halb ohnmächtig auf Kennedy sich stützen muß.

---

*) Maria bezeichnet die bösen Gedanken, die in ihrer Brust erwacht sind, als „finstre Höllengeister“, welche „die Schlangenhaare schüttelnd sie umstehen“, wobei der Vergleich mit den Furien vorschwebt. Der Anklang an Goethes Iphigenie (III, 1), wo es heißt: „Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd, von allen Seiten Staub erregend, auf,“ dürfte kaum zufällig sein. Das Umstehen ist freilich etwas matt.

**) „Eh mögen ... den Tiger küssen“ ist nicht glücklich, auch das folgende „Ich bin ... Versöhnung“ recht schwach.

***) Im Versschluß hegt ihr selbst stand früher der Anapäst ihr selbst.

†) Die fünf Verse: „Ach, Talbot! ... empfangen“ wurden erst [...] Druck hinzugefügt.

††) Ihren verwunderten Ausruf Lord Lester! versteht er so we[...] er meint, sie fürchte diesen, der mit für ihren Tod gestimmt hatte.

Vierter und fünfter Auftritt. Elisabeth tritt als stolze, selbstbewußte Königin auf, die einen Triumph über die ganz gebrochene Gegnerin zu feiern gedenkt. Sie stellt sich, als wisse sie nicht, wo sie eben sei; selbst als sie hört, der Landsitz sei Fotheringhay, thut sie, als ob sie sich nicht erinnere, daß Maria hier gefangen sei. Wenn sie Shrewsbury befiehlt, das Jagdgefolge nach der Stadt vorauszuschicken,*) so geschieht es, um dabei sich der ihr lästigen Verehrung des Volks (diese steht geschichtlich fest) in eitler Weise zu berühmen, wie schon am Anfange von II, 2. Als Maria endlich ihr Auge erhebt und dem auf sie gerichteten, ihren ganzen Stolz auf sie abschießenden Blick der Feindin begegnet, schaudert sie zusammen und wirft sich ihrer treuen Kennedy an die Brust, wobei sie unwillkürlich ihr Gefühl verräth, daß aus diesen Zügen kein Herz spreche. Die heuchlerische Elisabeth stellt sich noch immer, als ahne sie nicht, wer vor ihr stehe, und sei nur zufällig hierher gekommen. Auf ihre Frage, wer die Lady sei, wagt lange niemand zu antworten, bis endlich Leicester wiederholt bemerkt, daß sie zu Fotheringhay seien. Jetzt erst will sie merken, daß man sie nach dem Sitze der Gefangenen gebracht, worüber sie sich sehr erzürnt stellt. Leicester entschuldigt diesen Schritt, und ruft der Königin Großmuth und Mitleid an, worauf Shrewsbury um Gnade für

---

*) Die Aeußerung: „Wir suchen Schutz in diesem stillen Park", soll darauf deuten, daß sie hier sich behaglich findet und deshalb einige Zeit zu bleiben gedenkt. — In der folgenden szenarischen Bemerkung hat man den offenbaren Schreibfehler Paulet bis heute beibehalten, obgleich schon in der Theaterbearbeitung Leicester verbessert ist. Paulet, dessen Anblick sie gleich an Marien erinnern würde, hat sich zurückgezogen, und sie kann zu ihm gar nicht „weiter sprechen", da sie nur Leicester und Shrewsbury angeredet hat.

die Unglückliche fleht, die ihren Anblick nicht zu ertragen vermöge. Maria, vom Gefühl des für ihr Leben und ihre Freiheit entscheidenden Augenblicks ergriffen, will das Aeußerste thun: sie geht auf die Königin zu, aber schaudernd bleibt sie auf halbem Wege stehn, da der heftigste Kampf zwischen Unterwerfung und Widerwillen sich in ihrer Brust erhebt. Elisabeth, welcher dies nicht entgeht, macht Leicester und Shrewsbury bittere Vorwürfe, da sie ihr angekündigt, Maria sei tiefgebeugt, während sich Stolz in ihren Zügen auspräge.*) Hier läßt sie die angenommene Täuschung fahren und gesteht, daß sie durch Leicester sich zur Zusammenkunft habe bestimmen lassen. Shrewsbury kann auf der Jagdpartie selbst, als die Königin ihm seine Absicht mittheilte, sich also geäußert haben.

Die Gefangene will jetzt endlich, wie sie für sich äußert, ihren Haß und Widerwillen besiegen und ihrem Stolze, der sich vor der Macht beugen müsse, entsagen.**) Entschlossen geht sie auf Elisabeth zu, doch erkennt sie diese nur als Siegerin durch Hülfe der mächtigen Glücksgöttin an; sie fällt vor ihr nieder und bittet, sie möge als Schwester sich edel gegen sie zeigen, sie durch ihre königliche Hand wieder emporrichten.***) Aber diese tritt von ihr weg und spricht schroff ihren Triumph aus, daß sie durch Gottes Gnade nicht so vor der Feindin liege. Nicht allein der Stolz, auch der noch immer anmuthige Reiz Mariens erbittert sie.

---

*) Beim Drucke änderte Schiller von ihrem Unglück in vom Glück, um einen überzähligen Fuß wegzuschaffen.

**) Ursprünglich stand mich vor ihr; vor dem Drucke setzte Schiller mich nach.

***) Sie redet sie als Schwester, aber mit dem auf höhern Rang deutenden Ihr an. Elisabeth nennt sie Lady Maria, später Lady Stuart.

Vergebens beschwört diese sie, daß sie des Wechsels alles Irdischen gedenke, da die Götter den Hochmüthigen leicht stürzen, daß sie in ihr das königliche Blut der Tudor ehre: starr und unbeweglich, ohne ein Zeichen menschlicher Rührung, steht diese vor ihr.*) Maria, die eben von der Gottheit gesprochen, welche Elisabeth erhöht habe, wogegen diese ihres Gottes gedenkt, ruft hier in antikem Sinne die Götter an. Das ist nur geläufige dichterische Sprache, der sich selbst Johanna in der Jungfrau von Orleans bedient, wenn sie V, 4 sagt: „Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen.“ Vgl. meine Erläuterungen dazu S. 176 f., 179.**) Dringlich fleht sie Elisabeth, nicht in diesem für ihr Schicksal so entscheidenden Augenblick ihr Herz zu verschließen, nicht den Strom ihrer Thränen und Worte zu hemmen. Aber diese fragt kalt und streng, was sie ihr denn zu sagen habe, wobei sie ihrer Großmuth und Herablassung gegen sie sich rühmt, da Maria ihrem Leben nachgestellt habe. Auch den letztern ungerechten Vorwurf, den Elisabeth immer ihr entgegenhielt, läßt

---

*) Die Gedankenstriche deuten hier Pausen an, nicht bloß vor, sondern auch nach den Versen; in letzterm Falle müßten vor ihnen noch das Satzende bezeichnende Punkte stehn.

**) Schon Körner nahm daran im Munde der katholischen Maria Anstoß, viel schärfer rügte diesen heidnischen Gebrauch Hülskamp. Raich sagt, daß Maria die Götter anrufe (?), lasse sich durch keine poetische Licenz rechtfertigen; selbst die Heiden hätten nach Tertullian in solchen kritischen Augenblicken (?) an den einzigen Gott gedacht. Schiller durfte diesen ganz gangbaren Gebrauch auch seiner katholischen Maria gestatten, bei welcher niemand deshalb vermuthen wird, sie glaube an die heidnischen Götter. Als Ausruf ist „Götter!“ in allen neuern Sprachen sehr gebräuchlich; es wird darunter nur die göttliche Macht, die über die Menschen waltende Gottheit gedacht. Vgl. zu I, 8. — Zu dem Verse: „Es leben Götter, die den Hochverrath rächen“ vgl. Schillers Uebersetzung von Virgils viertem Buche Stanze 70: „Noch leben Götter, die den Meineid rächen.“

Maria, so sehr weiß sie sich zu beherrschen, unerwiedert vorübergehn. Indessen erhebt sie sich jetzt, was freilich durch keine szenarische Bemerkung angedeutet wird, und beginnt nun ihren Vortrag, nachdem sie sich ernstlich vorgenommen und Gott gebeten hat, ihre Worte so zu stellen, daß sie die mächtige Königin rühren, nicht sie verletzen möge, da sie einmal nicht für sich reden könne, ohne diese zu beschuldigen.*)

Kurz schildert sie das Unrecht, welches Elisabeth ihr gethan,**) aber sie will alles vergessen, und das, was auf beiden Seiten geschehen, als eine traurige Schickung betrachten. Haß sei zwischen ihnen schon in ihrer Jugend durch ihre streitende Stellung gesät und von bösen Menschen genährt worden; wahnsinnige Eiferer hätten durch ihre Zwietracht sich zu grausen Verbrechen hinreißen lassen. Die Darstellung des Zwistes zwischen den beiden Königinnen ist hier sehr frei, da Maria suchen muß, alles für Elisabeth Verletzende zu meiden. Nachdem sie dieses abgethan glaubt, tritt sie vertraulich an diese heran, und bittet sie mit schmeichlerischem Tone (denn ihre Gutmüthigkeit läßt sie nun wirklich glauben, die blutsverwandte Königin könne nicht hart gegen sie sein), sie möge ihr denn ihre Schuld nennen, damit sie darauf erwiedern könne. Innigst bedauert sie, daß sie die gleich bei ihrer Ankunft in England so dringend von ihr gebetene Unterredung ihr abgeschlagen habe, da eine Verständigung viel Unheil verhindert haben würde. Aber Elisabeth, die sich durch die Erwähnung der Ablehnung der Zusammenkunft getroffen

*) Früher stand „die Worte setzen" (statt „stellen"), darauf „erweichen" statt „ergreifen".

**) Statt „werden", „werd'" hatte Schiller früher „wurden", „ward". Wegen des folgenden „stellt" ließ er auch hier schon das Präsens eintreten.

fühlt, schlägt den bittersten Ton an: sie preist sich glücklich, daß sie damals die Natter nicht an ihren Busen gelegt,*) sondern sie fern von sich gehalten habe; nicht dem Schicksale, nicht beiderseitiger Verhetzung, sondern Mariens bösem Herzen und der Herrschsucht ihres Hauses schreibt sie alles Unheil zu. Den Ursprung des Streites findet sie darin, daß ihr Oheim (der Kardinal, der auch hier noch als lebend gedacht wird) ihr gerathen, Englands Wappen und Königstitel anzunehmen (vgl. S. 44). Statt ihrer Weigerung der Anerkennung des Vertrags von Edinburgh zu gedenken, hält sie sich an den Kardinal, der die Priester und Völker zum Sturze ihrer Herrschaft aufgerufen, und Schwärmer aufgereizt habe, ihrem Leben nachzustellen, wodurch er aber nichts erreicht habe, als daß Mariens Haupt fallen müsse. Und als Maria, die sich hierdurch persönlich nicht getroffen fühlen kann, ruhig erwiedert, sie werde sich ihrer Macht nicht so schrecklich überheben, spottet Elisabeth, warum sollte sie mehr Rücksicht nehmen, als ihr Oheim, der unter den Hugenotten, die man durch den Frieden von St. Germain-en-Laye und die Vermählung Heinrichs von Bearn mit der Schwester des Königs sorglos gemacht, das schreckliche Blutbad der Bartholomäusnacht angerichtet.**) Jene Greuelthat rührte in Wirklichkeit von der Königin Mutter Katharina her, aber Elisabeth muß alles Schlimme, was die Protestanten in Frankreich erduldet, dem Einflusse der Familie Mariens zuschreiben. Was darf sie nach

---

*) Der sprüchwörtliche, auf einer bekannten Fabel beruhende Ausdruck „eine Natter am Busen nähren“ wird hier belebt. Kleopatra, welche durch eine Natter sich den Tod bereitete, kann hierbei unmöglich vorschweben.

**) Ursprünglich stand Barthelminacht statt Barthelemi. Der Ausdruck entspricht dem französischen la sainte Barthélemy.

Blutsverwandtschaft und Völkerrecht fragen, da die Kirche, unter welcher Maria und ihre Partei stehen, keine Pflichten anerkennt, sondern jeden Frevel heiligt. Deshalb könne sie auch nicht an ihre Befreiung denken: denn des Versprechen, wodurch diese sich ihr gegenüber binden würde, könne der Papst lösen,*) so daß jedes Bündniß mit diesen Treulosen unmöglich. Die Katholiken behaupten, diese landläufigen Beschuldigungen stelle jeder Katechismus richtig. Aber abgesehen davon, daß neuerdings der Papst selbst erklärt hat, er könne eigentlich keinen ihn bindenden Vertrag mit einem unkatholischen Fürsten schließen, und alle andersgläubigen Christen als unter seine Gewalt und Zucht gehörend betrachtet, handelt es sich hier nur um die damals unter den Protestanten herrschende Ansicht, die auch Schillers eigene war. Maria darf als Grund der ganzen traurigen Verwicklung Elisabeths Mißtrauen gegen sie bezeichnen; hätte diese sich nicht geweigert, sie als Erbin einzusetzen, so würde sie in dankbarer Liebe ihr ergeben gewesen sein. Höhnisch weist diese ihre Freundschaft zurück, die dem Auslande gelte, dem Papst, dem Mönche (den Jesuiten).**) Gerade durch jene Forderung hatte Maria ihre Eifersucht mächtig erregt. Elisabeth meint, hätte sie Marien als Erbin anerkannt, so würde diese sogleich die ganze englische Jugend durch ihre Buhlerkünste, wie jene den Rinaldo

---

) Gewährte, leistete Gewähr. — Sankt Peters Schlüssel, der Papst, auf den die Macht des ersten Apostels sich vererbt, deren Sinnbild der Schlüssel ist. — Gezücht der Schlangen, wie der Heiland die Apostel „Otterngezüchte" nannte. Es schwebt wohl die Fabel von dem Menschen und der Schlange vor, die auch im Reineke ausführlich erzählt wird. Vgl. S. 176.

**) Die Anrede Lady Stuart ward erst beim Drucke zur Vervollständigung des Verses hinzugefügt.

fesselnde Armida, in ihre Netze gezogen haben,*) so daß niemand nach ihr gefragt, jeder sich „der neuaufgehenden Sonne“ zugewandt haben würde.**) Maria versucht vergeblich sie darüber zu beruhigen: alle Größe, bemerkt sie, besitze für sie keinen Reiz mehr, sie sei durch die lange Kerkerhaft, wie Elisabeth gewünscht habe, gebrochen, in ihrer Blüthe zerstört. Aber Elisabeths Eifersucht fürchtet gerade noch immer diese Reize,***) und der Vorwurf, sie habe diese Blüte zerstören wollen, trifft sie scharf. So möge sie denn auch jetzt endlich, fährt sie fort, das Wort der Befreiung getrost aussprechen, um dessentwillen sie doch gekommen, da ihr Besuch nicht die Absicht gehabt haben könne, sie in ihrer Erniedrigung zu verhöhnen. Gerade diese

---

*) Die Buhlerkünste der Armida aus Damaskus in Tassos befreitem Jerusalem IV, 86—96 sind sprüchwörtlich. So braucht sie auch Goethe im Tasso V, 5 und sonst.

**) Als gleich nach Mariens Ankunft in Schottland schottische Große Elisabeth vorstellten, das sicherste Mittel der Eintracht zwischen England und Schottland sei, Marien zu ihrer Thronerbin zu erklären, erwiederte diese, sie wolle sich nicht der Gefahr aussetzen, daß ihre Unterthanen die aufgehende Sonne verehrten. Rapin S. 196 nach Cambden.

***) Schiller läßt Marien noch in allem Glanze jugendlicher Schönheit erstrahlen, was sich besonders in dem lebhaften Eindrucke zeigt, den sie auf Mortimer und Leicester übt. Die fünfundvierzigjährige gealterte, etwas fett gewordene Maria mit ergrauten Haaren, die in Folge ihrer kalten Zimmer und des Mangels an freier Luft sich kaum noch bewegen konnte, durfte der Dichter nicht auftreten lassen, obgleich diese Raumer viel tragischer schien. Robertson (II, 177) gibt ihr eine majestätische Größe der Gestalt, und Schiller denkt sie sich wohl von höherm Wuchse als Elisabeth, wodurch der Schluß unserer Szene, wo sie in ihrer vollen königlichen Würde Elisabeth niederschmettert, sehr gewinnt. Daß Elisabeth größer gewesen sei als Maria, ist eine haltlose Behauptung Raumers (Geschichte Europas II, 46). Elisabeth war von etwas mehr als mittlerer Statur.

Aeußerung muß Elisabeth bitter treffen, da diese nur einen Triumph über die Unglückliche feiern wollte, was ihr so schlecht gelungen. Alles wolle sie dann vergessen, betheuert Maria, ihr gern Leben und Freiheit danken. Da Elisabeth stumm und starr ihr gegenübersteht, dringt sie ängstlicher auf sie ein, sie möge doch das Wort sprechen, auf das sie so sehnsüchtig warte. Aber noch immer blickt diese, ohne etwas zu erwiedern, sie stolz und verächtlich an.*) Da erhebt sich Mariens ganzes edles, tiefgekränktes Gefühl, das ihr endlich das kühne, aus tiefstem Herzen quellende Wort auspreßt, nicht um ganz England, nicht um alle Länder der Welt möchte sie an ihrer Stelle sein, wenn sie so gefühllos sich zeigte, ohne Versöhnung von ihr zu scheiden. Elisabeth aber wird eben durch dieses edle Gefühl, das alle Erniedrigung und aller Kummer der Gefangenen nicht hat rauben können, bitter verletzt, und sie schießt den schärfsten Pfeil der eifersüchtigen Frau gegen sie ab. Endlich erkläre sie sich überwunden, spottet sie, da sie keinen Mann mehr dahin bringen könne, für sie als Retter aufzutreten. Nachdem sie die Wirkung dieser Worte auf die trotz aller steigenden Aufregung noch immer sich bezwingende Maria beobachtet, fügt sie hinzu, ja es sei wirklich so, die Welt kümmere sich nicht mehr um sie. Wie sollte auch einen noch gelüsten, ihr vierter Mann (nach Franz, Darnley und Bothwell) zu werden, da sie Freiern (sie denkt hauptsächlich an Norfolk) wie Männern den Tod bringe! Diese bitter gemeine Hindeutung auf ihre Schuld und das traurige Ende Norfolks empört Marien so tief, daß sie auffährt und ihren Gefühlen

---

*) Nach den Worten: „O, laßt michs nicht zu lang erharren!“ sollte eigentlich ein die Pause bezeichnender Gedankenstrich stehn.

über diese schmachvolle Behandlung von Seiten der Schwester Luft machen möchte: aber die Erinnerung an ihre Lage und daß sie mit der Allmächtigen nicht brechen dürfe, gibt ihr Mäßigung, um die sie Gott fleht. Elisabeth sieht die mit ihrer Empörung Ringende lange mit stolzer Verachtung an und, an Leicester sich wendend, verhöhnt sie, da sie nicht ahnt, daß dieser ein neuer Freier Mariens, auf das bitterste ihre allgepriesene Schönheit, deren Wirkung auf die Männer sie nicht ihrem unüberwindlichen Reize, sondern nur ihren gemeinen Buhlerkünsten zuschreibt, mit denen sie sich allen Männern aufdränge. Dabei bedient sie sich des niederträchtigen Wortspiels, es sei natürlich, daß ihre Schönheit allgemein gepriesen werde, da sie allen Männern sich an den Hals werfe, wohl mit Bezug auf die *πάνδημος Ἀφροδίτη* (Venus vulgivaga). Da muß die auf so niedrige Weise in Gegenwart ihres neuen Geliebten Beleidigte in leidenschaftlichen Zorn ausbrechen, den Elisabeths Hohn noch grimmiger aufstachelt. Bitter lacht diese, daß Maria in ihrer Wuth ihr wahres Gesicht zeige, ohne zu ahnen, wie ekelhaft sie selbst eben in diesem Augenblicke erscheint, während die verachtete und geschmähte Gegnerin auch noch in ihrem sie entflammenden Zorne die Würde ihrer edlen, wenn auch bei ihrer Weichheit leicht verführbaren, doch herzlich guten Seele zeigt. Das Aergste wisse die Welt von ihr, darf sie behaupten; sie habe nie geheuchelt; ihre Schuld sei jugendlicher Leichtsinn gewesen, sie habe sich durch die Macht verführen lassen, was nicht auf die Macht der Herrschaft gehn kann, sondern auf Bothwells männliche Gewalt, wie sie I, 4 gestand, dessen Männerkraft habe Gewalt über sie geübt; denn daß sie durch Streben nach Macht gefehlt habe, gibt sie nicht zu, und darauf könnte auch die folgende Aeußerung nicht gehn, daß sie

es nicht verberge, was sich auf ihre Reue wegen Darnleys Ermordung bezieht. Dagegen darf sie Elisabeth ihr ausschweifendes Leben vorwerfen, das sie nur heuchlerisch verberge, wobei das dieser zugeschriebene anstößige Zusammenleben mit Hatton, Leicester und vielen andern vorschwebt. Ja, sie läßt sich zuletzt in weiblicher Heftigkeit zu einem Angriff auf ihre Geburt hinreißen, deren Makel sie vom Throne ausschließe; ihre Mutter Anna Boleyn*) habe des Ehebruchs wegen, dessen Elisabeths Vater sie zieh, das Blutgerüst besteigen müssen. Vergebens tritt Shrewsbury zwischen die von wilder Leidenschaft außer sich gesetzte Maria und die vor Schrecken und Wuth sprachlose Königin; sein Marien sonst so werthes Wort, das zu Mäßigung und Unterwerfung vorwurfsvoll mahnt, erinnert sie lebhaft bitter an alles, was sie von Elisabeths gemeinem Hohne erduldet hat, und ihr tief verletztes Herz dürstet nach Rache, die ihr natürliches Recht sei, und so wagt sie an Gott, der ja dem Basilisken zum Schutze den Mordblick gegeben,**) die Rachebitte zu richten, er möge auf ihre Zunge den Pfeil legen, der der Feindin Herz durchbohre. Shrewsbury bittet, da er das Aeußerste fürchtet, die Königin möge Marien verzeihen, die durch ihre Bitterkeit in rasende Wuth gesetzt sei: aber diese kann noch immer vor Grimm nicht zu Worte kommen, nur schießen aus ihren Augen Blitze, welche die über sie Triumphirende niederschmettern möchten. Leicester, entsetzt über den unerwarteten Mißerfolg, sucht Elisabeth wegzuführen, aber noch ehe ihm dies gelungen, folgt der

---

*) Schiller wagte Anna von Boulen. Annens Vater, Thomas Boleyn, war Viscount von Rochefort, ihre Mutter eine Tochter des Herzogs von Norfolk. Die Form Boulen bot Rapin.

) Vgl. die Erläuterungen zu den Räubern S. 188.

letzte und bitterste Ausbruch von Mariens Leidenschaft,*) die Elisabeth für einen Bastard erklärt, wofür sie ihr Vater eine Zeit lang ausgegeben hatte, wogegen sie den einzig rechtlichen Anspruch auf den Thron sich selbst zuschreibt, und so den eigentlichen Scheidepunkt, der ihr Zusammenbestehen unmöglich macht, schroff hervorkehrt, ja in fürchterlichster Empörung wirft sie Elisabeth vor, sie sei eine Gauklerin, die nur durch leeren Schein die Herzen ihres edlen Volkes gewonnen, und sie erklärt zum Schlusse, wenn es Recht in der Welt gäbe, müßte die Königin vor ihr im Staube liegen.**) Maria hatte in dieser Unterredung die allergrößte Ueberwindung über sich selbst geübt, aber Elisabeths stolzer, übermüthiger Sinn, der den vollsten Triumph über die Gefallene zu feiern gedachte, war dadurch nur gereizt worden, so daß sie zuletzt zu der gemeinsten Befriedigung ihrer Eifersucht sich hinreißen ließ, welche jener, die in ihrem tiefsten Wesen sich böswillig verletzt fühlte, alle weitere Zurückhaltung unmöglich machte, und den lange gewaltsam verhaltenen Grimm und Groll zum schärfsten Ausbruch brachte. Maria ist als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen, aber der Sieg ist für sie verhängnißvoll.

Auch als die Feindin sich wüthend entfernt hat, ist sie noch

---

*) Die szenarische Bemerkung „mit steigendem Ton" ist im Druck ausgefallen.

**) Erst im Drucke hat Schiller „listige" vor „Gauklerin" eingeschoben, dagegen die nach „betrogen" noch folgenden bedeutenden Worte gestrichen: „an der alles gefärbt ist, das Gemüth wie die Gestalt." — Der Gedankenstrich vor dem vorletzten Verse deutet wohl eine kleine Pause an; wahrscheinlich sollten die beiden letzten Verse gesprochen werden, während Elisabeth sich entfernte. — König. So pflegte man Elisabeth zu nennen, wie die Ungarn Maria Theresia rex Hungariae.

ganz außer sich; die Freude, den bittern Pfeil in das Herz der Feindin geschleudert und ihr jahrelanges Leiden an ihr gerochen zu haben, läßt sie hoch aufjubeln.

Vergebens erinnert die treue Kennedy sie nach der Entfernung Elisabeths und ihres Gefolges an die traurigen Folgen ihrer Verhöhnung der allmächtigen Gebieterin, welche sich um so bitterer rächen werde, als dies in Gegenwart ihres Buhlen geschehen sei. Gerade daß Leicester Zeuge davon war, freut Marien ganz besonders, ja seine Gegenwart hat sie noch heftiger gereizt, da sie vor ihrem Geliebten die ihr angethane Schmach voll vergelten mußte.

Sechster Auftritt. Mortimer hat, nachdem er Leicester verlassen, sich mit den Verschworenen zusammengefunden, darauf in der Kapelle der französischen Gesandtschaft mit ihnen gebeichtet und das Sakrament empfangen, wobei der Priester ihnen Vergebung auch aller zukünftigen Sünden ertheilt hat.*) Sie haben beschlossen, heute Nacht Marien mit Gewalt zu befreien und jeden niederzustoßen, der sich ihnen widersetzen werde. Als Mortimer

*) Schiller braucht hier *Ablaß* vom Vergeben der Sünden selbst, in welchem Sinne der Ausdruck mißbräuchlich genommen wurde, statt vom Erlaß der zeitlichen oder ewigen Strafen für schon vergebene. *Bei allen Sünden, die wir noch begehen werden*, ist an die dem Geistlichen bewußte des Mordes der Königin und alle gedacht, die damit zusammenhängen. Wenn man behauptet, ein Geistlicher habe dieses nach katholischer Lehre nicht gekonnt, Hülskamp es geradezu für Unsinn erklärt, so ist gar nicht zu sagen, wie weit sich toller Fanatismus hinreißen ließ, und da die Geistlichkeit von den Anschlägen der Verschwörer unterrichtet war, so mußte sie natürlich auch ihre Zustimmung zur Ermordung der exkommunizirten Elisabeth geben. Babington selbst sagt in einem Briefe an Marien, sie hätten das heilige Sakrament darauf genommen, ihren Plan auszuführen oder dabei zu sterben. Schiller hielt sich, was man nicht hätte übersehen sollen, ganz an die Ueberlieferung.

in den Park kam, ist er in der Nähe Zeuge von Mariens Unterredung mit der Königin gewesen, wodurch seine leidenschaftliche, auf den feigen Leicester eifersüchtige Liebe noch heißer entzündet wurde. Jetzt tritt er vor, und als Kennedy ihm ihre Bestürzung über das Geschehene mittheilt, bemerkt er, daß er alles vernommen; sie möge nur wachen, daß niemand sie störe. Kennedy entfernt sich, da sie von seiner genauern Verbindung mit Marien weiß. Mortimer aber ist von leidenschaftlicher Glut und von Freude über Mariens Triumph so erfüllt, daß er, von ihrem Anblick hingerissen, ganz in Bewunderung ihrer einzigen Schönheit versenkt, erst durch Mariens wiederholte Fragen dazu gebracht werden kann, über den Erfolg seiner Sendung zu berichten. Er erklärt, Leicester sei ein Feigling,*) der nichts für sie thun wolle, wovon seine rasende Liebe aber gleich zu dem Gedanken überspringt, er solle es auch nur wagen, sie retten oder besitzen zu wollen, auf Tod und Leben müßte er dann mit ihm kämpfen. Daß Maria dies überhört, bleibt selbst bei ihrer Hast, Näheres von der Wirkung ihres Briefes zu erfahren, etwas auffallend. Auf die Frage, ob er ihren Brief denn nicht übergeben habe**), antwortet er vorab nicht, was der Gedankenstrich vor dem folgenden Vers andeutet; er staunt noch immer Mariens Schönheit an. Als sie die Wichtigkeit des Briefes in dem verzweifelten Ruf kundgibt: „O dann ists aus!“ betont er von neuem Leicesters Mangel an Mannesmuth, durch

*) Das (statt der) ist schrieb Schiller erst beim Drucke; der schien unmittelbar nach den Fragen „Wer? Er?“ wohl anstößig; auch ist das verächtlich.

**) Von hier ab treten mehrfach Reimverse ein, zuerst zwei Reimpaare, dann zwischen reimlosen zuweilen ein Reimpaar, später an sehr bewegten Stellen mehrere hintereinander. Vgl oben S. 106.

den man allein sie zu erringen vermöge; denn er kann jetzt an nichts anderes denken als an Mariens Befreiung, um sie selbst zu besitzen, das höchste Glück, dessen ein Feigling unwerth sei. Als sie ängstlich um eine bestimmte Antwort fleht, obgleich sie diese sich selbst geben kann, bittet er, von Leicester, den er deutlich genug als Feigling bezeichnet hat, ganz abzusehn. Auch bedürfe man seiner gar nicht, da er selbst bereit sei, ohne seine Hülfe (darauf deutet hier allein) sie zu retten. Ihrem Zweifel gegenüber, daß er etwas auszurichten vermöge, deutet er auf die Nothwendigkeit rascher That, zu welcher Leicester nicht zu bringen sei, in Folge der jetzigen Erbitterung der Königin; noch vor dem nächsten Morgen müsse sie frei sein, und zwar durch ihn. Mortimers vor keinem Mord zurückschreckende Raserei*), die in echt dramatischer Belebung hervortritt, erregt Mariens schrecklichste Angst und Bekümmerniß, ja sie will erklären, lieber gefangen bleiben zu wollen, ehe so viel Blut vergossen werden solle, als der schwärmerische Ausbruch seines Liebeswahnsinns sie vor seinen Worten und Blicken zurückschaudern**) läßt. Doch er achtet auf ihre Rede nicht; für das Glück, sie auch nur

---

*) Ueber seine Mittheilung der für sie unternommenen Verschwörung vgl. S. 183. — Das letzte Sakrament, das dem Sterbenden als Wegzehrung (viaticum) dient. Daß damit auch die sogenannte letzte Oelung verbunden ist, durfte Schiller übergehen, da sie eben nur Kranken gereicht wird. Freilich bleibt das wiederholte letzte etwas störend, und man würde lieber das heilge Sakrament lesen, obgleich alle Sakramente heilig sind und das „Sakrament des Altars" als das „hochheiligste" bezeichnet wird. — Statt des in der Theater-bearbeitung stehenden geläufigen „übrig bleibe" hat der Druck das ältere „überbleibe".

**) Ursprünglich stand „sie entsetzen (statt „verscheuchen") mich".

Liebe erfreute, was er in seiner wunderlichen Schwärmerei den Verleumdungen der Gegner glaubt, er gedenkt Bothwells, der sie mit Gewalt gezwungen habe, ihn zu lieben, und so will auch er, wenn Bitten sie nicht gewinnen können, durch Schrecken wirken. Schon denkt er sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, als Kennedy voll Bestürzung meldet, der ganze Garten fülle sich mit Bewaffneten. Mortimer möchte jetzt mit gezogenem Schwerte die Geliebte gegen diese Schaaren vertheidigen, aber Maria schaudert vor ihrem Vertheidiger, und flüchtet ins Haus, wo ihrer, wie sie jetzt wohl erkennt, die Vollziehung des Todesurtheils harrt. Diese Szene, in welcher Körner das „Jugendliche der Räuber" wiederfand, gehört zu den kühnsten und wildleidenschaftlichsten, die Schiller gelungen sind, ja sie streift hart an die Grenze des auf der Bühne Darstellbaren. Freilich hat Bulthaupt recht, daß die Gewalt sinnlicher Glut in Mortimer scharf hervortreten müsse, aber wir stimmen ihm nicht bei, daß der Schauspieler, der diese Szene glaubhaft wiedergeben könne, vor keiner Verkörperung der Leidenschaft zurückzuschrecken brauche; auch hier sind die Grenzen der Kunst zu beachten. Dem ersten Darsteller Mortimers, Vohs, warf man vor, daß er Marien oft ungestüm umfaßt habe; der Dichter läßt diesen nur einmal sie heftig an sich pressen, was freilich nur als ein Moment dargestellt werden darf.

Siebenter und achter Auftritt. Auf dem Rückwege nach London ist auf die Königin ein Dolchstoß von einem der Verschworenen versucht worden; man glaubt sie ermordet. Da man den Anschlag Marien Schuld gibt, sind gleich Bewaffnete nach Fotheringhay geeilt, welche die strengste Bewachung der Schuldigen fordern. Paulet und Drury stürzen herein. Der

erstere, vor Schrecken ganz außer sich, befiehlt das Schloß streng abzuschließen und Marien in das tiefste Gefängniß zu sperren. Mortimer weiß Paulets ängstliche Befehle nicht zu deuten; noch in Gedanken an die eben vor ihm geflohene Maria versunken, kann er sich kaum besinnen, von welcher Königin man spreche.

Als er hört, daß von Elisabeths Tode die Rede sei, wirkt dies auf ihn, der sich eben einen solchen Angriff auf Marien erlaubt, hat, schlagartig; denn der Gedanke, Maria werde nun Englands Thron besteigen, stürzt ihn aus allen seinen Himmeln. Erst nach längerer Zeit erwacht er aus seiner Betäubung;*) er glaubt nur geträumt zu haben; denn daß wirklich die Königin ermordet sei (wer ihm die Nachricht gebracht, weiß er nicht mehr), scheint ihm nur ein Traum, eine Täuschung seiner Sinne. Da kommt einer der Mitverschworenen, Okelly, dessen frei von Schiller gewählter Name ihn schon als Irländer bezeichnet, mit den Geberden äußersten Schreckens.**) Seinen Angstruf, alles sei verloren, versteht Mortimer nicht; liegt ihm ja nur Mariens Besitz im Sinne, und an diesen kann Okelly nicht denken. Eben so wenig begreift er, warum er sich retten solle, da ja Elisabeth todt und Maria Königin sei. Erst als er vernimmt, Elisabeth lebe, der Stoß sei fehl gegangen, der Mörder ergriffen, schon umzingle man den Park — da erst erkennt er die drohende Gefahr. Sauvage, einer der Verschworenen, hat aus religiöser

---

*) Hier fehlt im Drucke die nöthige szenarische Bemerkung; ursprünglich und in der Theaterbearbeitung stand wenigstens „nach einer Pause".

**) In dem Verse: „Wer kommt? Es ist Okell'. So schreckenvoll!" hätte die abgekürzte Form Okell leicht vermieden werden können. In seinen Quellen fand Schiller zwei englische Priester, Gifford und Hudgeson, die Savage zum Königsmord getrieben.

Liebe erfreute, was er in seiner wunderlichen Schwärmerei den Verleumdungen der Gegner glaubt, er gedenkt Bothwells, der sie mit Gewalt gezwungen habe, ihn zu lieben, und so will auch er, wenn Bitten sie nicht gewinnen können, durch Schrecken wirken. Schon denkt er sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, als Kennedy voll Bestürzung meldet, der ganze Garten fülle sich mit Bewaffneten. Mortimer möchte jetzt mit gezogenem Schwerte die Geliebte gegen diese Schaaren vertheidigen, aber Maria schaudert vor ihrem Vertheidiger, und flüchtet ins Haus, wo ihrer, wie sie jetzt wohl erkennt, die Vollziehung des Todesurtheils harrt. Diese Szene, in welcher Körner das „Jugendliche der Räuber" wiederfand, gehört zu den kühnsten und wildleidenschaftlichsten, die Schiller gelungen sind, ja sie streift hart an die Grenze des auf der Bühne Darstellbaren. Freilich hat Bulthaupt recht, daß die Gewalt sinnlicher Glut in Mortimer scharf hervortreten müsse, aber wir stimmen ihm nicht bei, daß der Schauspieler, der diese Szene glaubhaft wiedergeben könne, vor keiner Verkörperung der Leidenschaft zurückzuschrecken brauche; auch hier sind die Grenzen der Kunst zu beachten. Dem ersten Darsteller Mortimers, Vohs, warf man vor, daß er Marien oft ungestüm umfaßt habe; der Dichter läßt diesen nur einmal sie heftig an sich pressen, was freilich nur als ein Moment dargestellt werden darf.

Siebenter und achter Auftritt. Auf dem Rückwege nach London ist auf die Königin ein Dolchstoß von einem der Verschworenen versucht worden; man glaubt sie ermordet. Da man den Anschlag Marien Schuld gibt, sind gleich Bewaffnete nach Fotheringhay geeilt, welche die strengste Bewachung der [illegible]digen fordern. Paulet und Drury stürzen herein. Der

erstere, vor Schrecken ganz außer sich, befiehlt das Schloß streng abzuschließen und Marien in das tiefste Gefängniß zu sperren. Mortimer weiß Paulets ängstliche Befehle nicht zu deuten; noch in Gedanken an die eben vor ihm geflohene Maria versunken, kann er sich kaum besinnen, von welcher Königin man spreche.

Als er hört, daß von Elisabeths Tode die Rede sei, wirkt dies auf ihn, der sich eben einen solchen Angriff auf Marien erlaubt, hat, schlagartig; denn der Gedanke, Maria werde nun Englands Thron besteigen, stürzt ihn aus allen seinen Himmeln. Erst nach längerer Zeit erwacht er aus seiner Betäubung;*) er glaubt nur geträumt zu haben; denn daß wirklich die Königin ermordet sei (wer ihm die Nachricht gebracht, weiß er nicht mehr), scheint ihm nur ein Traum, eine Täuschung seiner Sinne. Da kommt einer der Mitverschworenen, Okelly, dessen frei von Schiller gewählter Name ihn schon als Irländer bezeichnet, mit den Geberden äußersten Schreckens.**) Seinen Angstruf, alles sei verloren, versteht Mortimer nicht; liegt ihm ja nur Mariens Besitz im Sinne, und an diesen kann Okelly nicht denken. Eben so wenig begreift er, warum er sich retten solle, da ja Elisabeth todt und Maria Königin sei. Erst als er vernimmt, Elisabeth lebe, der Stoß sei fehl gegangen, der Mörder ergriffen, schon umzingle man den Park — da erst erkennt er die drohende Gefahr. Sauvage, einer der Verschworenen, hat aus religiöser

*) Hier fehlt im Drucke die nöthige szenarische Bemerkung; ursprünglich und in der Theaterbearbeitung stand wenigstens „nach einer Pause".

**) In dem Verse: „Wer kommt? Es ist Okell'. So schreckenvoll!" hätte die abgekürzte Form Okell leicht vermieden werden können. In seinen Quellen fand Schiller zwei englische Priester, Gifford und Hudgeson, die Savage zum Königsmord getrieben.

Schwärmerei den Dolch gezückt, um die Kirche Gottes von Elisabeth zu befreien, und sich dabei, da an Rettung seiner Person nicht zu denken war, die Marterkrone zu erwerben. Schiller macht diesen, bei welchem ihn der geschichtliche Savage (vgl. S. 67 f.) vorschwebt, zu einem Barnabiten aus Toulon.*) Als ihnen neulich in der Kapelle, wo sie zusammengekommen, ein Mönch (ein Jesuit) die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth deutete, hat er in tiefen Gedanken gegessen, und gerade damals den Entschluß zur blutigen That gefaßt, die er an diesem Morgen dem Priester in der Beichte vertraute. Mortimer bleibt lange sinnend stehen; endlich geht es ihm auf, daß der Himmel selbst Mariens Tod wolle**), da die gegen Elisabeths Leben gerichtete Verschwörung einen solchen Ausgang genommen.***) Man begreift nicht Hoffmeisters Behauptung, Mortimer könne noch jetzt die Königin ohne Gewalt erretten, da er doch entdeckt zu

---

*) Die 1530 zu Mailand gestifteten, 1533 bestätigten Barnabiten waren regulierte Chorherren des h. Paulus, welche ihren Namen von der ihnen dort eingeräumten Kirche des h. Barnabas führten. Sie wirkten besonders als Prediger. Erst später verbreiteten sie sich auch nach Frankreich. Die Bezeichnung der Barnabit' brachte erst der Druck; ursprünglich stand der Mönch, wo der Vers nur vier Füße hatte, und zwei Verse später hat die Theaterbearbeitung Priester statt Mönch. — Statt Anathem ausdeutete stand früher Anathema deutete. Anathema ist der große Bann, die unwiderrufliche Exkommunikation, die Abtrennung vom allgemeinen Körper der Kirche.

**) Ursprünglich stand „Unglückliche! — ja jetzt." Beim Drucke wurde nach „Unglückliche" noch „Jetzt" eingeschoben.

***) Wenn der strengkatholische Mortimer von einem „grimmig wüthenden Schicksal" spricht, so ist dies nur volksthümliche oder, wenn man will, dichterische Redeweise, wogegen gleich darauf dein Engel aus der christlichen Anschauung vom Schutzgeist genommen ist, die besonders in Klopstocks Messias so bedeutend hervortritt.

sein fürchten mußte und er unmöglich Paulets Wachsamkeit täuschen konnte. Als aberOkelly, der noch zu entkommen hofft, ihn fragt, wohin er fliehen wolle, da scheint es ihm unmöglich von hier zu scheiden; er will, er muß das Aeußerste zu Mariens Rettung wagen, oder gelingt ihm diese nicht, mit ihr sterben.*) Dieser wirksame Schluß unseres Aufzugs steht in Widerspruch mit dem vierten, wo Mortimer Leicester auffordert, das Aeußerste von Marien abzuwenden, er selbst wolle nach Schottland gehn, um dort neue Genossen zu sammeln. Auch darin weicht das Folgende von der Darstellung in unserm Aufzug ab, daß von einer engern Einkerkerung Mariens, welche Paulet hier androht, keine weitere Spur sich findet.

Vierter Aufzug.

Burleigh hat entdeckt, daß auch der französische Gesandte von der Verschwörung wisse und Leicester mit Marien in Verbindung stehe. Die Franzosen werden ausgewiesen und alle Verbindung mit Frankreich abgebrochen. Leicester rettet sich, indem er Mortimer, der sich an ihn wendet, preisgibt, worauf dieser sich selbst ersticht. Um allen Verdacht gegen sich zu verbannen, sieht er sich genöthigt, mit Burleigh auf sofortigen Befehl zur Hinrichtung zu dringen. Aber Burleigh, der ihm noch immer nicht traut, bereitet dem verhaßten Günstling die Qual, daß er selbst mit bei der Hinrichtung zugegen sein muß.

*) Etwas sonderbar ist hier der Ausdruck „auf ihrem Sarge mir zu betten", wobei die Vorstellung vorschwebt, daß der Geliebte beim Sarge der Geliebten sich tödtet und darauf hinfällt, wie Clavigo. Statt des gemeinen mir betten (mir ein Bett bereiten) läse man lieber das gewähltere mich betten.

rasch ein verzweifeltes Mittel. Bei seinem Eintritt bezeichnet er das eben wieder gelöste, Englands Vortheil zuwiderlaufende Bündniß mit Frankreich als einen Fehler seines beständigen Gegners Burleigh.*) Dessen ablehnende auf ihn deutende Worte: „Wohl dem, der sich nichts Schlimmeres bewußt ist!“ versteht Leicester nicht, und er spottet über die geheimnißvolle Miene, welche dieser jetzt wieder angenommen, da es gelte, den Staatsverbrechen nachzuspüren.**) Das Inquisitionsgericht, das man jetzt eröffnen werde, sei freilich für ihn eine rechte Lust, da er darin ein Meister sei, auf dem die ganze Untersuchung ruhe.***) Bitter spottend entgegnet Burleigh, jedenfalls müsse er Leicester in der Redekunst für seinen Meister erkennen, was er denn auf dessen Frage dahin erklärt, daß seiner Beredtsamkeit das Wunder gelungen sei, die Königin gegen seinen wohl erwogenen Rath nach Fotheringhay zu führen. Ohne auf Leicesters Erwiederung zu achten, berichtigt er sich selbst spöttisch, Leicester habe die Königin nicht hingeführt, sondern diese die Freundlichkeit gehabt, ihn dahin zu begleiten: es sei Leicester, meint er, nicht um eine Unterredung der Königin mit Marien zu thun gewesen, sondern

---

*) Man hat es dem Dichter selbst als einen Widerspruch angerechnet, daß Burleigh eine Verbindung Elisabeths mit dem England so feindseligen Lande angerathen habe. Aber dieser dachte eben hierdurch ein einträchtiges Zusammengehen beider Länder zu bewirken und L'Aubespine hat nicht im Sinne des Hofes, sondern als Werkzeug der Guisen gehandelt, wenn er sich in die Verschwörung einließ.

**) Hülskamp hält „Staatsverbrechen“ irrig für einen Druckfehler statt „Staatsverbrecher“; es galt die Entdeckung der Attentate gegen die Königin und die gewaltsame Befreiung der staatsgefangenen Maria.

***) Mit klassischer Anspielung nennt er ihn Atlas, den Träger des Himmelsgewölbes.

er selbst habe Marien zu sehn verlangt, und darüber die Königin einer so niedrigen Behandlung auszusetzen gewagt. Jetzt sei es klar, weshalb Leicester sich im Staatsrathe (II, 4) so für die Nichtvollstreckung des Urtheils erklärt habe; seine geliebte Maria sollte über die Königin triumphiren, da sie an Schönheit sie überstrahlen wolle. Der herrliche Triumph deutet nur auf das, was Leicester der Königin vorgespiegelt hatte. Der andere Zweck den er dabei gehabt, Elisabeth die Bestätigung des Urtheils unmöglich zu machen, sei freilich durch den Ausgang der Unterredung vereitelt worden.*) Doch Leicester fordert, um seine große Bestürzung zu verbergen, für eine so arge Beleidigung Genugthuung am Throne der Königin, zu welcher Burleigh sich sofort begibt, mit der scharfen Andeutung, die Rechtfertigung möchte ihm daselbst schwer fallen.

Leicester kann sich nicht verhehlen, daß Burleigh von seinem Einverständnisse mit Marien unterrichtet sein müsse**), und er so für immer die Gunst der Königin verloren habe, deren Schmähung, ja selbst den Mordanfall, man ihm aufbürden werde. Da kommt Mortimer in ängstlicher Unruhe, was freilich wenig zu seiner entschiedenen Absicht stimmt, für Mariens Rettung selbst zu sterben, womit der vorige Aufzug schloß. Leicester sucht ihn von sich abzuwehren, da jede Verbindung mit dem in die Ver=

---

*) Die sechs Verse von „Das also" an, vor denen ein Gedankenstrich steht, passen wenig zu den vorhergehenden, und durch ihren Wegfall würde die Stelle gewinnen. Möglich, daß sie ein späterer Zusatz des Dichters sind.

**) Unglückselig hier von dem, welcher einem andern zum Unglücke gereicht, wie in Kabale und Liebe V, 3 unglückseliges Flötenspiel. In demselben Sinne redet gleich darauf Leicester Mortimer Unglücklicher an, das nicht Theilnahme aussprechen kann; ebenso Elisabeth Leicester IV, 6, 54.

schwörung Verwickelten ihn noch verdächtiger machen muß. Was er von der Entdeckung der Verschwörung meldet, weist er, als ihn nicht berührend, erst kalt zurück, dann mit steigender Heftigkeit über seine Unverschämtheit, ihn mit solchen verbrecherischen Anschlägen in Verbindung zu bringen; denn er möchte den gefährlichen Menschen gern los sein, der ihn in seine Pläne eingeweiht und ihm Mariens Brief überbracht hatte. Aber Mortimer bemerkt, gerade seinetwegen sei er gekommen, er wolle ihn warnen, und so kehrt er zu demjenigen zurück, was er gleich zu Anfang ihm zugerufen hatte, daß man auch auf seiner Spur sei.

Er gibt ihm, der jetzt in ängstlicher Spannung aufhorcht, davon Kunde, daß Burleigh Mariens Zimmer gleich nach dem Mordanfall durchsucht, und dort einen angefangenen Brief der Gefangenen an Leicester gefunden, worin sie des gesandten Bildnisses gedenke*), ihn auffordere, Wort zu halten, und das Versprechen ihrer Hand erneuere. Ein solcher Brief ist freilich unwahrscheinlich, da Maria ihn kaum vor Mortimers Bericht über seine Sendung an Leicester, aber auch nicht in der Aufregung nach dem Mordanfall geschrieben haben kann. Viel näher läge hier ein Gedicht, das die ungeduldige Spannung über den Erfolg ihrer Sendung an Leicester und das Vertrauen auf seine ihr angebotene Hülfe darstellte. Auch ist schwer zu sagen, woher Mortimer, der Fotheringhay verlassen hatte, erfahren haben sollte, was man dort gefunden. Leicester, der keines männlich kühnen Entschlusses fähig ist, sieht sich verloren; als aber Mortimer ihn auffordert, zu Mariens und seiner eigenen

*) In dem Verse: „Der Königin Zimmer wurden streng durchsucht", stand in den Theaterbearbeitungen wurde.

Rettung falsche Schwüre und listige Erfindungen aufzuwenden, um zunächst die Vollstreckung des Urtheils zu hindern, und durch sein Ansehen keck das Mögliche zu versuchen, da geht ihm ein Licht auf, wie er, indem er Mortimer hinterlistig preisgebe, sich retten könne. Einen Augenblick säumt er, dieses äußerste Mittel, wie niederträchtig es auch sein mag, zu ergreifen: dann läßt er Mortimer als Staatsverräther gefangen nehmen, und eilt zur Königin, um derselben Kunde von der schändlichen Verschwörung des Mannes zu bringen, der ihm ihren Mordanschlag auf Marien verrathen hatte. Mortimer entsetzt sich über die Schurkerei des Elenden, aber bald gefaßt, klagt er sich selbst an, daß er einem solchen Menschen Vertrauen geschenkt habe. Mag dieser sich retten, sein Geständniß soll ihn nicht in sein eigenes Verderben ziehen, da es ihm eine Schmach dünkt, mit diesem elenden Feigling, der kein höheres Gut als das Leben kennt, denselben Tod zu erleiden.*) Jetzt, wo er sich rettungslos verloren sieht, fühlt er sich frei, und so spricht er im letzten Augenblicke seinen vollen Haß gegen die Protestanten aus**), die von Gott ebenso wie von ihrer wahren Königin abgefallen seien. Mit der Bitte an die heilige Maria, ihn im Jenseits gnädig zu empfangen***), durchsticht er sich.

---

*) Aehnlich sagt Karl Moor von Schufterle (Räuber II, 3): „Er dank' es seiner Schande! sie hat ihn gerettet. Er soll nicht sterben, wenn ich und mein Schweizer sterben."

**) „Fluch und Verderben über euch, die ihren Gott" hieß es ursprünglich. Erst beim Drucke schaffte Schiller hier den überzähligen Fuß weg, indem er über strich.

***) Der Vers: „Maria, heilge, bitt' für mich!" hätte nicht bloß vervollständigt, sondern auch gekräftigt werden können, wenn Schiller nach heilge noch Jungfrau hinzugefügt hätte, was vielleicht nur durch Versehen ausgefallen ist.

Raich hält es für Wahnsinn, daß ein Selbstmörder die heilige Jungfrau anrufe, ihn in ihr Reich aufzunehmen. Aber der Fanatiker glaubt durch den Mißerfolg seiner zur Ehre der katholischen Religion unternommenen Befreiung zum Selbstmord gezwungen zu sein, und so hofft er, jene werde ihm diese Sünde verzeihen. Durch diesen Schluß vollendet sich Mortimers Bild, dessen schwärmerischer Glaube die Liebesleidenschaft für Marien überlebt. Der Rausch für diese, die er noch immer liebt, wie er die „Bastardkönigin“ haßt, ist jetzt vorüber, wo er sie dem Tode verfallen sieht, dem sie so vertrauensvoll entgegengehn möge, wie er selbst.

Fünfter und sechster Auftritt. Elisabeth ist durch Mariens Brief, den Burleigh ihr nicht ohne scharf eindringende Worte übergeben hat, überzeugt worden, daß Leicester sie vor dieser erniedrigen gewollt, was sie um so schmerzlicher trifft, je höher sie ihn erhoben hat und je bitterer sie die von diesem ihr selbst vorgezogene Maria haßt. Burleighs Vorwurf, daß sie sich habe verführen lassen*), seinen Rath nicht zu befolgen, schärft ihren Zorn, so daß sie, als dieser Mariens gedenkt, sofort nach dem Urtheil (eigentlich dem Befehl zur Hinrichtung. Vgl. Auftritt 2 und 8—12) fragt, und ihren Tod, aber auch den Leicesters als leidenschaftlichen Wunsch ausspricht. Leicester soll, wie einst Norfolk, in den Tower gesetzt und von Pears abgeurtheilt werden. Burleighs gegründete Furcht, dieser werde sie umstimmen, entlockt ihr den Befehl, denselben nicht vorzulassen, was Burleigh vor seinem Eintritt, obgleich er Leicester zur

*) Die Zauberkünste sind bildlich gemeint, nicht eigentlich, wie die ertränke, von denen Hanna Kennedy I, 4 spricht.

Königin beschieden, schon angeordnet hatte. Als dieser darauf gemeldet wird, will sie ihn nicht sehn: doch der Page möchte es nicht wagen, den allmächtigen Günstling abzuweisen; selbst als Burleigh den Befehl der Königin wiederholt, geht er erst nach einigem Zögern ab. Und sofort regt sich in Elisabeths Herzen, das doch dem Glauben an Leicesters Verrath widerstrebt, der Verdacht, Mariens Brief könnte ein Schelmstück der Verhaßten sein, um sie mit ihrem Geliebten zu entzweien.

Eben will Burleigh diese ihrer Liebe zu Leicester und ihrem Hasse gegen Marien schmeichelnde Annahme bestreiten, als der Abgewiesene mit Gewalt die Thüre öffnet, und unter Berufung auf sein näheres Anrecht an Elisabeth*), mit scharfer Zurückweisung seines geschworenen Feindes Burleigh, auf dessen Einladung „Dort trefft ihr mich“ er sich hätte berufen können, sich Gehör erbittet. Aber die Königin zieht sich vor ihm zurück**) und würdigte ihn keines Anblicks. Erst nachdem er die Forderung ausgesprochen, sie solle auch ihm wenigstens, wie seinem Feinde Gehör geben, erlaubte sie es, mit der Betheurung, er werde durch Leugnen seinen Frevel noch vergrößern; dagegen verweigert sie, um ihren Willen zu wahren und sich nicht zu schwach zu zeigen, entschieden die geforderte Entfernung Burleighs.***) Als er sich auf „die Rechte seines Platzes“ als

*) Der Vers „Niemand, durch den ich mir“ ist erst beim Drucke vervollständigt worden (durch dessen Mund Graf Leister sich“), nicht glücklich, da gleich darauf „aus meiner Königin eignem Mund“ folgt.

**) Vor den Worten „Ha, der Verwegene!“ ist im Drucke die szenarische Bemerkung „flieht seinen Anblick“ weggefallen.

***) Zwischen „Tretet ab, Milord“ und „Was ich“ stand früher noch: „Ihr habt Hier nicht den dritten Mann zu spielen“, und statt „mit meiner Königin zu verhandeln“ „der Königin zu vertrauen“.

tiefsten wird Elisabeth betroffen, welche Mortimer sogar Aussicht auf ihre äußerste Gunst eröffnet hatte; muß sie ja fürchten, auch dieses werde er Marien und Leicester verrathen haben. Jetzt hat Leicester gewonnenes Spiel. Die Unterhandlungen, welche Maria mit ihm selbst gepflogen, fährt er fort, seien eben durch diesen Mortimer, den er zutraulich gemacht, vermittelt worden; seinen Plan, diese heute zu befreien, habe jener ihm so eben mitgetheilt, und als er ihn darauf habe gefangen nehmen lassen, sich in der Verzweiflung selbst erstochen. Man vermißt hier den kleinen Zug, daß Maria Leicester zur Erleichterung ihrer Flucht habe auffordern lassen. Elisabeth kann an der Wahrheit dieser Mittheilung kaum zweifeln; alle ihre Gedanken vereinigen sich im Zorn, so schändlich hintergangen worden zu sein. Burleigh erkundigt sich in seiner Verlegenheit, wann dies geschehen sei, da er ihm ja eben nichts davon gesagt habe, und er wagt dann den Verdacht, Leicester habe wohl selbst Mortimer getödtet, dessen Zeugniß ihm unbequem gewesen sei. Einen so unwürdigen Verdacht niederzuschlagen, läßt er sofort der Königin, nicht Burleigh, durch den Offizier der Leibwache über Mortimers Ende Bericht erstatten.*) Diese kann sich noch immer nicht über die abscheuliche Täuschung des jungen Mannes beruhigen, dem sie ihr geheimstes Zutrauen geschenkt habe. Leicesters Frage an Elisabeth, ob er oder Burleigh diese drohende Gefahr von ihr abgewandt, weiß letzterer nur sehr schwach durch die Bemerkung zu vergelten, jedenfalls sei Mortimers Tod ihm sehr gelegen

---

*) Nach „der Königin" stand früher noch, in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Verlauf, „und unsers heilgen Glaubens," worauf die Worte „und eh wirs ... stürzte" (nur „ihn" fehlte) zwei Verse bildeten.

gekommen, worin sich der entschiedene Zweifel an der Wahrheit seiner Angabe kund gibt. Da auch Elisabeth sich noch nicht ganz von seiner Unschuld überzeugt stellen will*), so ergreift Leicester die Aeußerung ihres Hasses gegen Marien, um durch sein entschiedenes Drängen auf deren Tod den letzten Rest des Verdachtes zu zerstören. Burleigh, der noch immer an das geheime Einverständniß Leicesters mit Marien glaubt, kann seine Verwunderung über diese Aeußerung nicht verhehlen, obgleich sie zu Leicesters im Staatsrathe geäußerter Meinung durchaus stimmt, der darauf auch ruhig die schleunigste Vollstreckung des Urtheils als Nothwendigkeit begründet. Aber Burleighs List ersinnt ihm die schwerste Probe zur Widerlegung des auf ihm ruhenden Verdachtes: er selbst soll Zeuge der Hinrichtung sein. Elisabeth geht begierig darauf ein, da sie gern den vollsten Beweis sich verschaffen möchte, daß ihr Günstling sie nicht gegen die Verhaßte aufgegeben, ja ihr Haß denkt auch wohl Mariens Tod dieser dadurch noch bitterer zu machen. Leicester hat Fassung genug, seine Aufregung hinter dem Widerwillen gegen einen so traurigen Auftrag zu verbergen. Die Königin aber gibt, um ihren Liebling durch ihren Befehl nicht zu sehr zu verletzen, den Befehl, daß sein Gegner Burleigh, der den Vorschlag gethan, mit ihm der Hinrichtung beiwohne.

Siebenter bis neunter Auftritt. Graf Kent erscheint mit der Nachricht, das Volk, dessen Getümmel man auf der Bühne hört, belagere den Palast und fordere, geschreckt durch das Gerücht, vom Papste gesendete Verschwörer wollten die Königin tödten

*) „Bereitete“ statt „bereitet“ ist Druckfehler des Theaters, den Körner beibehielt.

und Marien mit Gewalt befreien, die Unterzeichnung des Todesurtheils (des Befehls zur Hinrichtung); eher wolle es nicht weichen. Man erwartete hier doch eine Erwähnung des wirklichen Anfalls und der schon Auftritt 2 erwähnten Zerstörung des Hauses des französischen Gesandten; gerade von dort sollte sich der aufgeregte Haufe nach dem Palaste wälzen. Rapin berichtet nach Cambden, die Feinde Mariens hätten die bei L'Aubespine entdeckte Verschwörung benutzt, den Befehl zur Hinrichtung zu beschleunigen. Um Elisabeth noch mehr in Schrecken zu setzen, hätten sie im Lande falsche Gerüchte ausgesprengt, England werde durch ein fremdes Heer erobert werden, schon sei eine spanische Flotte in einem Hafen von Wales gelandet (Cambden nennt den Hafen Milford*) und fügt den Einfall der Schotten in England hinzu), der Herzog von Guise stehe mit einem Heere im Lande Essex („in Sussex", sagt Cambden), die Königin von Schottland sei aus dem Gefängnisse befreit und sammle Truppen im Norden (Cambden „habe ein Heer gesammelt, im Norden sei ein Aufruhr erregt"), neue Verschwörungen hätten sich gebildet, die Königin zu tödten, ja Elisabeth sei schon ermordet, und man wolle London anzünden. Archenholz fügt hinzu, das betäubte Volk habe nun laut Mariens Hinrichtung verlangt, als das einzige Mittel, dem Reiche Ruhe zu verschaffen.

Elisabeth ist durch den Zwang verletzt, den das Volk ihrem Willen auflegen will. Als Davison mit dem von ihr verlangten, ihm von Burleigh in Auftritt 2 aufgetragenen Befehl zur Hin-

---

*) Hieraus scheint Schiller in Kabale und Liebe den Namen der Lady Milford genommen zu haben, da er schon in Bauerbach Cambden las.

richtung kommt*), kann sie das Blatt vor Schaudern nicht ergreifen; denn das Gefühl des großen Unrechts und des argen Beispiels, das sie gebe, und die Ahnung eines unglücklichen Entschlusses überschleicht sie unwillkürlich. Burleigh will sie durch die Berufung auf die Stimme des Volks nach dem bekannten Sprichworte bestimmen, aber ein gewaltiger Kampf ergreift sie, da sie fürchten muß, das, was man ihr jetzt als Stimme des Volks bezeichne, sei nur der Ruf der aufgeregten Menge, die Welt urtheile ganz anders, und selbst diejenigen, die jetzt dringend ihren Tod verlangten, würden ihr diesen später vielleicht als eine Gewaltthat vorwerfen.

Shrewsbury, der ihr dies schon II, 3 vorgehalten, kommt in großer Bewegung mit ängstlich besorgter Theilnahme, sie von der unglückseligen Unterzeichnung abzuhalten, welche sie sich von der Menge nicht abdringen lassen dürfe. Als er den ausgefertigten Befehl sieht, will er, daß er gar nicht in ihre Hand komme. Niemand könne sie zwingen**), ruft er ihr zu; hier gelte es dem tobenden Volke gegenüber sich als Herrscherin zu zeigen;***) dieses sei eben durch das, was geschehen, aufgeregt, sie selbst durch den Auftritt mit der Gefangenen und den Mordanfall gereizt, so daß sie nicht frei, ohne Leidenschaft, entscheiden könne. Seine Antwort auf die

---

*) Bei Mellish endet Auftritt 7 mit They are resolved, so daß Kents Rede durch die Ankunft Davisons unterbrochen wird.

**) Bei den Worten „Man zwingt mich" denkt sie nicht bloß an das Volk, sondern auch an Burleigh, Leicester und den als Engländer und Protestant auf die schottische Papistin erbitterten Kent.

***) In den Worten „diesen rohen Stimmen" hat Schiller mit Recht im Druck jenen geschrieben. Kurz vorher gibt die Theaterbearbeitung „unglückselges" statt „unglückselig".

sophistische Einrede Burleighs, hier sei nicht zu richten, da die Sache längst entschieden, wird durch Kents Rückkunft abgeschnitten. Auf dessen Mittheilung, das Volk sei nicht zu bändigen, fordert Shrewsbury die Königin zur ruhigen Ueberlegung eines Schrittes auf, der über das Glück und den Frieden ihres Lebens entscheiden werde, wogegen Burleigh es für eine Versuchung Gottes erklärt, wollte sie hoffen, dieser werde auch in Zukunft den Mordstreich von ihr abwenden, wie er es schon viermal gethan (heute, wo er sie fast getroffen, und bei Throckmortons, Parrys und Babingtons Verschwörung). Deshalb dürfe sie nicht länger säumen, die ihr und dem Reiche drohende Gefahr auf immer abzuwenden.*) Shrewsbury sieht gerade in dem wunderbaren Schutze Gottes**), der sich heute so glänzend erwiesen, eine Mahnung, auch ferner auf diesen zu bauen. Daß das Urtheil ungerecht sei, mag er jetzt nicht ausführen, da die Königin in der Erregtheit des Augenblicks keine Ruhe zur besonnenen Prüfung habe, aber lebhaft stellt er von neuem dar, wie man die jetzt von allen Seiten verlangte Hinrichtung Mariens später ganz anders beurtheilen, wie das Volk von ihr als einer von Haß und Eifersucht getriebenen Henkerin der Enkeltochter seiner Könige sich abwenden und sie von Furcht überallhin verfolgt sein werde. Elisabeth zeigt sich so bewegt, daß sie lieber todt in der Gruft liegen möchte, als von diesem traurigen Zweifel gequält werden, sie redet vom Ueberdruß am Leben und Herrschen.

---

*) „Den Mordstreich wirklich" schrieb Schiller im Drucke statt „den fünften Mordstreich". „Wirklich vollführen" ist freilich etwas schwach.

**) Mellish hat thrice statt viermal, wie kurz vorher, wogegen Schiller beim Drucke vorzog, auch die heutige, darauf näher ausgeführte Rettung hinzuzuzählen.

Aber dies kommt eben so wenig aus ihrem Herzen als der Wunsch, das Volk möge zwischen ihr und Marien wählen; denn eine von ihnen müsse fallen.*) Habe sie ja nur immer für das Beste des Volkes gelebt; hoffe dieses von Marien, die sie nicht ohne Eifersucht als jünger und schmeichlerisch bezeichnet, größeres Glück, so wolle sie gern in ihr stilles Woodstock (vgl. S. 150*) zurückkehren. Hierbei schwebt Elisabeths von Cambden und Rapin S. 406 mitgetheilte Aeußerung an das Parlament vor: „Wenn dieses Königreich durch meinen Tod blühender werden oder eine bessere Herrscherin erhalten könnte, so würde ich gern die Welt verlassen, da ich nur für das Wohl und den Vortheil meines Volks leben mag.“ Schiller läßt sie noch hinzufügen, sie sei zu einer Herrscherin gar nicht gemacht, da sie ja, wie sie jetzt so lebhaft empfinde, nicht hart sein könne. Man fühlt, daß dies alles Phrase ist, wohinter sie ihre Ueberzeugung, daß Maria fallen müsse, versteckt.**) Burleigh wird über diese Aeußerungen, deren Unwahrheit er wohl fühlt, ganz ärgerlich. Solche Worte seien einer Königin ganz unwürdig: an sich müsse sie jetzt nicht denken, sondern an das Reich, an die Religion, daran, daß ihre Unterthanen nicht zum römischen Aberglauben zum Schaden ihrer Seelen gezwungen würden;***)

---

*) Seine Majestät. Sie betrachtet hier, um dem Volke zu schmeicheln, ihre Gewalt als einen Ausfluß von dessen Willen, obgleich ihre Thronfolge nur auf der Bestimmung ihres Vaters beruht.

**) Elisabeths Rede schloß früher mit „Ohnmacht ... Geht“. In der Theaterbearbeitung ist Burleighs ganze Rede nicht zum Vortheil der Darstellung gestrichen.

***) Er erinnert daran, daß unter der Mißregierung des Königs Johann ohne Land 1213 ein Legat von Innocenz III. England und Irland als päpstliche Lehne in Besitz nahm: vorher hatte der Papst den Bann über sein Land verhängt, dann Johann des Thrones für verlustig erklärt und einen förmlichen

weichliches*) Erbarmen dürfe sie nicht verleiten, die Wohlfahrt des Staates zu opfern, der, so lang Maria lebe, in Gefahr schwebe. Er vertrete hier England, zu dessen Rettung er seine Stimme erhebe; dieses stehe höher als die Person der Königin, die Shrewsbury heute glücklich gerettet habe. Hierbei scheint Rapins Betrachtung S. 403 vorzuschweben: „Man konnte in Wahrheit sagen, daß, wie der Tod Elisabeths das Leben Mariens sei, nur der Tod Mariens Elisabeth habe retten können, und mit ihr die Freiheit und den Protestantismus in England.“ Die Königin, durch Burleighs scharfe Worte getroffen, verlangt jetzt allein zu sein, um Gott die Sache vorzutragen; den Befehl zur Hinrichtung behält sie zurück, nur Davison soll in der Nähe warten. Shrewsbury ahnt, welchen Entschluß Elisabeth fassen werde, da er ihre Ehr- und Eifersucht kennt, und doch darf er kein Wort mehr wagen; bedeutungsvoll sieht er sie an, als ob er sie einen tiefen Blick in seine Seele thun lassen wolle, dann aber entfernt er sich mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes über die gefürchtete Entscheidung.

Zehnter und elfter Auftritt. Was sie zur Unterzeichnung treibt, enthüllt uns Elisabeth in einem weit ausgeführten Selbstgespräch. Zuerst spricht sie ihren tiefsten Widerwillen gegen die Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, vom Willen der Menge aus, die sie jetzt verächtlich als Pöbel bezeichnet; der

---

Kreuzzug gegen ihn gepredigt, bis die Furcht vor der Uebermacht Philipps II. von Frankreich, den er damit beauftragt, ihn zu Verhandlungen mit Johann veranlaßte. Die Art, wie Burleigh dieser traurigen Zeit gedenkt, stimmt nicht genau mit den nur noch dunkel in der Erinnerung schwebenden Thatsachen.

*) Ein von Körner beibehaltener Druckfehler des Theaters war „weiblichem“ statt „weichlichem“.

Neigung dieses Pöbels müsse sie gehorchen, was ihr Stolz bitter empfindet. Daß sie ein Unrecht thue, fühlt sie, auch wie sie, da sie stets Gerechtigkeit geübt, aller Willkür entsagt habe, dadurch in Widerspruch mit sich selbst gerathe, aber dieser Schritt, vor dem Shrewsbury mit Recht sie gewarnt, sei für sie unvermeidlich.*) Hätte sie gehandelt wie ihre Vorgängerin, die spanische Maria, die vor nichts zurückgeschreckt, so könnte sie jetzt ruhig der Nebenbuhlerin Haupt fallen lassen. Daß unter ihrer Regierung manche blutige Verfolgung stattfand, wird mit dichterischer Freiheit übergangen, und daß jene auch ihrer Ueberzeugung gefolgt, übersieht sie absichtlich. Dagegen gesteht sie, daß ihre eigene Befolgung strenger Gerechtigkeit, die sie diesmal fast bereut, da sie den Entschluß ihr so schwer mache, keine freie Wahl war, daß sie gerecht sein mußte, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, da diese allein sie einer Welt von Feinden gegenüber aufrecht hielt und noch hält. Schroff ist der Uebergang von der Vergangenheit zu der Gegenwart. Unter ihren Feinden, „allen Mächten des festen Landes", nennt sie den Papst (vgl. S. 154), Frankreich, das sie als Judas bezeichnet, obgleich hier nur die Guisen ihr feindlich waren, und Spanien.**) Gerade

*) Das Fesseln der Hände deutet auf den Zwang, den ihr bisheriges Verhalten ihr auferlegt hat. Freilich war dieses nicht ihre „erste Gewaltthat", wie Schiller es Elisabeth hier zu seinem Zwecke darstellen lassen muß; schon dadurch, daß sie die Königin von Schottland festhielt und sie vor ihr Gericht zog, hatte sie das Recht gebrochen.

**) Der „offene, wüthende Vertilgungskrieg", den der Spanier ihr auf dem Meere bereitete, fällt erst nach Mariens Hinrichtung. Franz Drake hatte schon vorher in Westindien den Seekrieg gegen Spanien begonnen. — Körner führte das harte Vertilgungkrieg ein. Freilich läßt Schiller oft das Bindungs-s weg, wie in Himmelbecke (I, 1), Himmelspeise (V, 7), Himmelsegen,

hierin besteht ihre geschichtliche Größe, daß sie dies vermocht und sich die Liebe ihres Volkes erworben hat. Diese Herrschergröße weiter ins Licht zu stellen durfte Schiller nicht wagen, wollte er nicht die Einheit des ihr Verhalten gegen Marien darstellenden Dramas sprengen. Ihre politische Weisheit fand er schon bei Rapin vollständig gewürdigt, der nur in ihrer Behandlung der Maria Stuart einen Flecken ihrer Regierung erkannte. Von ihren zahlreichen Feinden, die sie doch eben jetzt noch mehr gegen sich aufzuregen im Begriffe steht, geht sie auf den ihr das Recht zum Thron entziehenden Makel ihrer Geburt über,*) den sie leider vergebens durch hohe Tugenden zu bedecken suche,**) da ihre Gegner immerfort darauf hinweisen und Maria als einzig rechtmäßige Thronfolgerin bezeichnen.

Von dieser sie ewig peinigenden Furcht vor Marien will sie sich jetzt auf einmal befreien;***) fallen soll diese, deren Bild wie ein böser Geist sie überall verfolgt†), die ihr jeden Lebens-

---

glaubenvoll, segenvoll, lebenvoll, aber in den Substantivis hat er doch häufiger dasselbe angenommen, wie in Himmelsthüre (I, 2), Himmelsschooß (III, 1), Himmelsfrucht, Himmelsglanz, Himmelsstrich (in der Jungfrau) u. a. Gerade bei den Wörtern auf ung vermißt man das s sehr ungern, obgleich Jean Paul dasselbe auch hier ausstoßen wollte.

*) Ihr Vater selbst hatte sie als Bastard erklärt und ihre Mutter als Ehebrecherin hinrichten lassen.

**) Statt „Umsonst bedeck' ich ihn", hat Mellish:

In vain with princely virtues would I hide it.

***) Vor „Nein, diese Furcht soll endigen!" hat die Theaterbearbeitung die szenarische Bemerkung: „lebhafte Schritte machend".

†) Vor „Ein Plagegeist" fehlte früher das den vorigen Vers ausfüllende „Mir", wogegen im folgenden noch das den Vers zu einem Sechsfüßler machende „nur" nach „Hoffnung" stand. Vier Verse später änderte Schiller im Drucke zur Vervollständigung des Verses „trifft" in „niederschlägt".

genuß verkümmert. In ihrer Leidenschaft schreibt sie Marien auch den Verlust ihres Bräutigams und ihres Geliebten zu. Das Bündniß mit dem Herzog von Anjou hat sie selbst in Folge der französischen, freilich auf Mariens Befreiung gerichteten Verschwörung zerrissen; von Leicesters Unschuld ist sie halb überzeugt, doch bleibt noch ein Stachel zurück: ihre Erbitterung häuft eben alles, was sich irgend darbietet, auf die Verhaßte. Aber noch schärfer als die Furcht wirkt ihre persönliche Verletzung, die Erinnerung an den Hohn, womit Maria heute auf sie herabgeschaut; entschlossen geht sie zum Tische*) und ergreift die Feder. Hier tritt die stachelnde Leidenschaft in der grimmen Schadenfreude hervor, daß sie bessere Waffen führe, die sie also aus persönlicher Feindschaft mißbraucht. Aber der letzte entscheidende Beweggrund zur Unterschrift ist der Gedanke, daß Maria sie Bastard genannt und sich als rechtmäßige Königin ihr gegenüber gestellt hat: es bedarf nur eines Federzuges, um die Gegnerin zu vertilgen und sich den Thron zu sichern. Und sie thut ihn mit fester Hand, aber Schrecken erfaßt sie, als es geschehen ist; sie fühlt, daß sie aus persönlicher Rücksicht, aus Furcht und Haß, ein ungerechtes Urtheil unterzeichnet und ein verwandtes königliches Haupt dem Henkerbeil geweiht hat.

Erst nach einer Pause klingelt sie Davison herbei, der auf ihre Frage nach den übrigen vor kurzem entlassenen Lords erwiedert, daß sie gegangen, die aufgeregte Menge zu beruhigen, und dies sei Shrewsbury durch sein ruhiges, klares Vorhalten der Ungebührlichkeit ihres Beginnens leicht gelungen.**) So hat

*) Die Theaterbearbeitung hat „mit raschem, großem Schritt“.

**) Störend ist es, daß zuerst „der Graf von Shrewsbury“, vier Verse darauf „der edle Talbot“ steht.

sich also Shrewsburys Aeußerung über die Unzuverlässigkeit der Volksstimme bewährt. Die Königin scheint dadurch bewegt, so daß sie Davison ohne weiteres gehn lassen will: aber die Leidenschaft, sich Mariens zu entledigen, gewinnt doch wieder die Oberhand, nur wagt sie nicht, dem zurückgerufenen Davison die Beförderung des Befehls aufzutragen, sie befiehlt ihm bloß das Blatt zurückzunehmen, auf dem er zu seinem Schrecken ihre Unterschrift bemerkt. Auf seine ängstliche Frage: „Du hast entschieden?" erwiedert sie, man habe ja verlangt, daß sie unterschreibe, während sie früher vorgegeben hatte, sie wolle thun, was der höhere Richter sie lehren werde. Ein Blatt, eine Unterschrift könne ja allein nicht tödten, fügt sie mit eitler Sophistik hinzu. Auf Davisons ängstlich bewegte Erwiederung, sobald das Blatt aus seinen Händen komme, müsse Mariens Hinrichtung am nächsten Morgen erfolgen*), ist sie arglistig genug, die ganze Verantwortung der Uebergabe oder Zurückhaltung des Befehls ihm aufzubürden. Vergebens lehnt dieser eine solche schwere Zumuthung ab, und verlangt ihre bestimmte Erklärung, ob er das Blatt befördern solle; sie überläßt die Sache auf wunderlichste Weise seiner Klugheit.**) Auf seine dringende Frage, was mit diesem Blutbefehl geschehen solle, gibt sie ihm eine nichtssagende Antwort, die sie auch auf weiteres Befragen nicht näher bestimmen will. Daß der Befehl gleich vollzogen

---

*) „Ein Strahl des Donners, der geflügelt trifft." Wie der Blitz bei Dichtern πτερόεις, πτεροφόρος heißt, alatus von Pferden steht, Virgil fulminis alae braucht (Aen. V, 319). Hülskamp verwischt den bildlichen Ausdruck, indem er geflügelt erklärt „flugs, rasch wie im Fluge".

**) In der Theaterbearbeitung stand mit einem überzähligen Fuße „nach urer eignen Klugheit."

werde, will sie nicht gesagt haben, ja der Gedanke daran mache sie zittern; aber eben so wenig gestattet sie ihm denselben länger aufzubewahren, was er nur auf eigene Gefahr wagen dürfe, da sie ihn für die Folgen verantwortlich mache. Als er wiederholt ihren entschiedenen Willen wissen will, erklärt sie ungeduldig, von der Sache nichts weiter hören zu wollen.*) Bei seinem erneuten Verlangen, mit einem Worte zu sagen, was er mit dem Befehle anfangen solle, weiß sie nur mit der falschen Ausrede sich zu helfen, sie habe es bereits gesagt. Seine Erinnerung**), daß sie ihm wirklich nichts Bestimmtes gesagt, findet sie so unerträglich, daß sie vor Aerger auf den Boden stampft. Seine Bitte, mit ihm, da er noch ein Neuling am Hofe sei,***) Geduld zu haben, und deshalb ihm deutlich zu sagen, was er zu thun habe, läßt sie unerwiedert, ja sie dreht ihm den Rücken, da er sich bittflehend ihr naht. Als er aber endlich Muth faßt und sie auffordert, den Befehl aus seinen Händen zurückzunehmen und ihn einem andern zu übergeben, geht sie

---

*) Hier schwebt wohl Robertsons Darstellung vor, wonach Elisabeth, nachdem der Befehl besiegelt war, nicht weiter deshalb angegangen zu werden verlangte.

**) In den Worten „Sich zu erinnern" hatte die Theaterbearbeitung erklären.

***) Daß Davison erst wenige Monate im Amte sei und noch wenig die Sprache des Hofes kenne, nahm Schiller aus seinen Quellen. Cambden sagt (S 500), Davison sei ein in den Künsten des Hofes weniger gewandter Mann gewesen, den man, wie die meisten behaupteten, in diese Stelle nur gebracht habe, um seine Ungewandtheit zu benutzen. Rapin behauptet (S. 415), er sei erst kurz vorher in diese Stelle gekommen, und wahrscheinlich bloß, um ihm eine Falle zu legen und ihn für Mariens Hinrichtung verantwortlich zu machen. Uebrigens war Davison schon lange vorher als Gesandter verwandt worden; bereits 1575 ward er als solcher nach Belgien gesandt.

rasch ab, indem sie ihn an seine Amtspflicht erinnert. So glaubt sie die Schuld ihres Befehls auf den Staatssekretär gewälzt zu haben, da dieser nicht wagen werde, das verhängnißvolle Papier in Händen zu behalten; diesen nach geschehener Hinrichtung zu opfern, ist sie entschlossen.*) Der Auftritt ist freilich sehr peinlich und wohl zu lang gedehnt.

Zwölfter Auftritt. Dem rathlosen Davison kommt der eben nach Elisabeths endlicher Entscheidung sich sehnende Burleigh recht gelegen; in seiner Verzweiflung bittet er, ihn von dem Dienste zu befreien, zu dem er durch seine Vermittlung gelangt sei. Zu seiner höchsten Freude hört der Staatsminister, daß das Urtheil unterschrieben in Davisons Hand liege. Seinen Zweifel, was er damit anfangen solle, da die Königin sich in ganz entgegengesetzter Weise darüber erklärt habe**), möchte er durch die heftig geäußerte Versicherung verscheuchen, er müsse das Urtheil sofort vollziehen lassen, und richte sich zu Grunde, wenn er damit säume. Da dieser aber entgegnet, eine gleiche Verantwortung drohe im entgegengesetzten Falle, so bemächtigt sich Burleigh mit Gewalt der Schrift, und enteilt trotz Davisons ängstlichem Nachrufe. Dieser handelt hierbei gleich gewissenlos, wie Elisabeth, glaubt aber aus politischer Rücksicht sich solche Gewaltthat gegen Davison erlauben zu dürfen, wie jene ihn zum Opfer sich ausgewählt, um die Schuld des Befehls zur

*) Ueber die geschichtliche Wahrheit vgl. oben S. 75 f.

**) Der Vers: „Vollziehen lassen — Gott! Weiß ich, was ich soll?“ wird stoßweise ausgesprochen, und würde gewinnen, wenn nach Gott! Gedankenstrich [illegible]ände, zur Andeutung, daß der Ausruf abgebrochen für sich gesprochen werde. [illegible] schließende Anapäst ist bezeichnend. Sonderbar möchte Hülskamp vermuthen [illegible]t weiß, was ich soll.“

Hinrichtung auf ihn zu schieben. Der Dichter setzt hier Burleigh an Hattons Stelle und übergeht die übliche weitere Anfrage der Minister an die Königin. Vgl. S. 76.

Fünfter Aufzug.

Maria, der in später Nacht die Hinrichtung auf den frühen Morgen angekündigt worden, bereitet sich in würdiger Weise zum letzten Gange; rührend nimmt sie von ihrer Dienerschaft Abschied, ihr selbst aber wird insgeheim das unerwartete Glück zu Theil, das Abendmahl von einem katholischen Geistlichen nach reuiger Beichte zu empfangen. In würdigster Weise geht sie zum Tode; ihr letztes Wort vernichtet Leicester vor sich selbst. Elisabeth fühlt sich, als sie die Gewißheit von Mariens Hinrichtung zu haben glaubt, lebhaft ergriffen. Das Bewußtsein, endlich von dieser ewigen Furcht befreit zu sein, erhebt sie, doch bald befällt sie schwere, bittere Angst über ihr Unrecht und die Folgen des Schrittes, den sie freilich vor der Welt dem armen Davison aufzubürden entschlossen ist. Noch gesteigert wird ihre quälende Unruhe, als sie von Shrewsbury erfährt, das Zeugniß von Mariens Schreibern sei falsch. Freilich kann sie nach außen die Vollstreckung des Urtheils Davison und Burleigh aufbürden und beide bestrafen, aber der edle Shrewsbury, der sie durchschaut, zieht sich nach dieser Unthat von ihr zurück, und auch ihr Günstling Leicester, an den sie sich jetzt halten möchte, hat sich entfernt, er ist in Mariens Jugendland geflohen. So steht sie einsam da, im Gefühl ihrer Schuld, beraubt ihrer besten Räthe und ihres Günstlings, der sie gegen Marien aufgegeben hat.

Erster Auftritt. Im Gespräche zwischen der Amme und

Mariens Haushofmeister Sir Andrew Melvil,*) den man bereits seit vielen Jahren von ihr weggenommen hatte**), erfahren wir, was sich während der vorigen Nacht bis zum frühen Morgen begeben. In Wirklichkeit hatte man, wie Robertson berichtet, den Ritter Melvil nur seit einigen Wochen von ihr entfernt, und Maria traf ihn erst, als sie die Treppe zum großen Saale herabgestiegen war, worin man das Blutgerüst die Nacht über aufgeschlagen hatte. Schiller läßt alle die in letzter Zeit der Maria Stuart entzogenen Kostbarkeiten an diesem Morgen wieder in ihr Zimmer schaffen, wie Paulet schon I, 1 versprochen hatte, damit sie aus dem königlich, ihrer würdig ausgestatteten Zimmer ihren letzten Gang antrete, wie man den Verurtheilten im letzten Augenblicke alles bewilligt, was sie zu genießen verlangen. Der Anblick dieser hereingeschafften Sachen, deren Verzeichniß Paulet der Amme übergibt, erregt deren tiefsten Schmerz; sie war eben damit beschäftigt gewesen, Mariens in der Nacht geschriebene Briefe nebst den dazu gehörigen Paketen zu siegeln.***) Nachdem das schmerzliche Wiedersehen der beiden Treuen geschildert ist,†) klagt

*) So nennt ihn Robertson. Auch Mellish gibt im Personenverzeichnisse ihm diesen Namen. Im Drucke des Personenverzeichnisses fehlt der Vorname. Im Register zu Cambden wird er mit dem Gesandten Robert Melvil verwechselt.

**) Er wie sein Bruder James hatten ihr seit lange die treuesten Dienste geleistet, in Schottland und bei Elisabeth für sie gewirkt.

***) Nach Brantôme schickte sie dem Könige von Frankreich, der Königin Mutter, Herrn und Frau von Guise und andern Vertrauten, von denen sie schriftlich Abschied nahm, kleine Geschenke. Der Brief an Heinrich von Guise ist erhalten. Nach V, 9 hatte sie ihrem Oheim und ihrem Vetter Guise, dem König von Frankreich nnd dem Papste kleine Geschenke vermacht.

†) „Den letzten, ewigen Abschied.“ Melvil folgt hier dem gewöhnlichen

Kennedy, daß erst am letzten Morgen ihrer unglücklichen Herrin die Gegenwart*) der so lange ihr entrissenen Dienerschaft wieder vergönnt werde; in Schmerz über den Anbruch dieses Unglückstages möchte sie zerfließen. Aber Melvil, der sein ganzes Leben**) um die Theure weinen und trauern will, bittet sie dringend, ihre Trauer jetzt zu mäßigen und ihrer Herrin in würdiger Fassung auf ihrem letzten Wege zur Seite zu stehn. Durch Kennedys Bemerkung, Maria bedürfe eines solchen Beistandes nicht, sie sei edel gefaßt und werde als wahre Königin und Heldin den Tod erleiden, wird die Erzählung, wie diese die Ankündigung der Hinrichtung aufgenommen, glücklich eingeleitet. Wenn Schillers Maria gar nicht ahnte, daß man jetzt gleich mit der Hinrichtung vorgehen werde, und sie blos wegen Mortimers versprochener Befreiung in gespannter Sorge war, so gewinnt der Dichter dadurch den Vortheil des tragisch wirksamen „fürchterlichen Wechsels". Nach der Geschichte zeigte nicht Paulet in der Nacht Marien an, daß das Blutgerüst eben unter ihren Füßen aufgeschlagen werde, sondern Tags vorher erschien Graf Shrewsbury als Lordmarschall vor ihr mit unbedecktem Haupte und ließ in Begleitung des Grafen Kent, des Sherifs und mehrerer Edelleute der Gegend durch

Gebrauche. Der Gedanke, daß er die Königin jenseits wiedersehen werde, liegt ihm hier fern, wo er die schmerzliche Bedeutung dieses Abschiedes im Gegensatz zum vorigen kurzen bezeichnet.

*) „Gegenwart" schrieb Schiller beim Drucke statt des den Vers nicht füllenden „Anblick".

**) Statt „So lang noch Leben in mir ist" stand früher „Mein ganzes übriges Leben lang". — „Nächtliche", schwarze. Schwarz ist die Farbe der Nacht. Sonst brauchen die Dichter „nächtlich" im Sinne von „schrecklich".

den Sekretär Beal den Befehl zur Hinrichtung vorlesen. Geschichtlich begründet ist, daß Maria den Befehl mit aller Ruhe anhörte, ohne die Farbe zu verändern. Vgl. S. 74. Daß sie darauf das Zeichen des Kreuzes machte und die Herren willkommen hieß, wird übergangen, dagegen was sie sonst erwiederte, daß sie diesem Tag als ihrer Befreiung sich entgegengesehnt habe, weiter unten (Auftritt 6) benutzt. Schiller folgt hier meist Robertson oder dem ihn benutzenden Archenholz, kaum dem wesentlich mit diesem übereinstimmenden Cambden und dem andere Züge bietenden Brantôme; Rapin berichtet über Mariens Ende sehr kurz. In unserm Auftritt hören wir, daß, als sie Mortimers Tod in Folge von Leicesters schändlichem Verrath durch Paulet selbst vernommen, ihr weiches Herz ihr Thränen ausgepreßt habe; von da an habe sie die Nacht mit Beten, Schreiben von Briefen an ihre Freunde und mit Abfassung ihres Testaments verbracht, darauf einige Zeit sich dem Schlafe überlassen. In ihrer Nähe befanden sich ihre Frauen und ihr Leibarzt Bourgoyn*), dem für heute gleichfalls wieder nach so langer Zeit der Zutritt zu ihr gestattet worden war.**) Archenholz berichtet nach Robertson, der meist Cambden folgt: „Sobald die Todesboten***) sich entfernt hatten, fiel die Königin, umringt von den auf der Erde liegenden Bedienten, auf ihre

---

) In der Theaterbearbeitung findet sich statt „Ihr Leibarzt ... Frauen“: „Margarethe Kurl und Reves, ihre Frauen.“ Vgl S. 219. Die Reves vermag ich nicht nachzuweisen. Mellish hat nach „Burgoyn“ noch die jetzt im folgenden Auftritte stehenden fünf Verse Kennedys: „Ihr scheint — Ueberfluß zurück“.

**) Schiller schreibt „Burgoyn“.

***) Bei Schiller steht „Todespost“, das sonst von der Anzeige des erfolgten Todes gebraucht wird, statt „Todesbotschaft“.

Knie und dankte Gott, daß das Ende ihres Leidens so nahe sei, wobei sie den Himmel um Stärke anflehte, den kleinen Rest des Leidens standhaft zu ertragen. Sie verbrachte den größten Theil des Abends mit Anordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten, und schrieb ihr Testament eigenhändig. Ihr Geld, ihre Kleinodien, ihre Kleider vertheilte sie unter ihre Bedienten, nach ihrem Rang oder Verdiensten; sodann schrieb sie zwei Briefe, einen an den König von Frankreich und einen an den Herzog [Heinrich] von Guise, beide voll erhabener Gesinnungen; sie empfahl ihre abscheidende Seele ihrem Gebet und ihre trostlosen Bedienten ihrem Schutz. Ihr Abendessen war, wie gewöhnlich, mäßig; sie sprach nicht allein ohne alle Unruhe, sondern sogar mit Freudigkeit des Gemüths, trank die Gesundheit eines jeden Bedienten und bat um Verzeihung, wenn sie ihn beleidigt haben sollte. Alle tranken ihr nun wieder zu auf ihren Knien, und flehten schluchzend auch ihre liebe Königin um Vergebung ihrer Fehler. Sie legte sich zu der gewöhnlichen Zeit zur Ruhe, und schlief sanft einige Stunden lang. Des Morgens stand sie sehr zeitig auf, um zu beten, und fuhr mit diesem heiligen Geschäft ununterbrochen fort, so daß sie noch am Altar kniete, als der Sherif um 8 Uhr ins Zimmer trat.“ Einzelnes hiervon hat Schiller im sechsten Auftritt benutzt.

Zweiter bis fünfter Auftritt. Margarethe Kurl, die Gattin von Mariens erstem Sekretär*), erscheint, um Kennedy zu ihrer Herrin zu bescheiden.**) Der Dichter läßt diese treue

*) Als Kammerfrau fand Schiller eine Mistreß Curle bei Robertson genannt. Er gab ihr den Vornamen Margaretha, da ihm ihr eigentlicher, Elisabeth, unbekannt war.

**) In der Frage der Kennedy: „Ist die Lady wach?“ stand früher „Königin“.

Dienerin auftreten, damit sie gegen Melvil, über dessen Erscheinen sie sich freut, die Ueberzeugung ausspreche, ihr Mann habe falsch geschworen, Maria sei unschuldig. Dann erscheint der Arzr Bourgoyn.*) Glücklich wird der Becher Wein, dessen Melvil später zum Abendmahl bedarf, dadurch eingeleitet, daß Bourgoyn einen solchen fordert:**) Maria glaube zwar keiner Speise zu bedürfen, da sie sich stark und muthig fühle, aber es stehe ihr ein starker Kampf bevor, und sie solle nicht mit bleicher Wange in Folge körperlicher Erschöpfung zum Tode gehn. Vielleicht schwebt hierbei Brantômes Erzählung vor, Maria habe vor ihrem letzten Gange wieder Farbe auf die Wange bekommen, die sie seit dem Tode ihres ersten Gatten verloren gehabt. Auffallend und ganz unverbunden tritt Kennedys Bemerkung an Melvil über das am Orte des Todes sich befindende Prachtgeräth ein. Daß die Verse ursprünglich oben standen, wo sie passender sind, wurde schon S. 218* bemerkt.

---

*) In der Theaterbearbeitung heißt es hier: „Ihm folgen zwei andere Kammerfrauen der Marie. Alle weinend und in Trauer“; denn es fehlt im folgenden die ganze Stelle von Burgoyns Worten an: „Besorget einen Becher“ bis „Gertrude! Rosamunde!“ und darauf „Zweite“ vor „Kammerfrau“, so daß auf Melvils „Burgoyn!“ gleich folgt „Kammerfrau. Sie hat“. Mellish hat First Woman (to the nurse). Da auf dem Theater die Abendmahlsaustheilung wegfiel, so bedurfte es eben des Weins nicht mehr, weshalb die ganze dadurch veranlaßte Stelle gestrichen wurde. Bulthaupt ist im vollen Rechte, wenn er es lächerlich findet, daß man noch heute, obgleich das Abendmahl wegfällt, den ganz überflüssigen silbernen Becher (bei Schiller ist der Becher von Gold) durch die Kurl bringen oder ihn beim Aufgehen des Vorgangs auf dem Tische stehen läßt. Melvils Begrüßung fand sich ursprünglich erst nach der Ankündigung der eben wieder eintretenden Kennedy, Maria werde bald selbst erscheinen.

**) Die Worte „Machet hurtig!“ fehlten ursprünglich.

Zunächst kommen zwei Kammerfrauen Mariens, die von Melvil mit Namen angeredet werden, und darauf zwei andere weibliche Bediente, welche stumm ihren Jammer ausdrücken; V, 6 nennt Maria sie Alix (Alice?) und Bertha. Ihre Namen sollten schon hier in der szenarischen Bemerkung genannt sein. Maria hatte sie alle weggeschickt, weil sie für sich beten wollte. Nach Brantôme hatte diese ein eigenes Betzimmer, wohin sie sich allein begab. Margarethe Kurl kommt nun ganz bestürzt mit dem verlangten Becher Wein*); der zufällige Anblick des zur Hinrichtung bestimmten Saales hat sie mit Entsetzen erfüllt. Ihre Aufregung bei der Schilderung desselben ist recht ergreifend, wenn auch nicht so wie die ähnliche Brackenburgs in Goethes Egmont (V, 3), und sie theilt sich dem Zuschauer mit.**) Archenholz berichtet nach Robertson und Cambden: „Das Blutgerüst war in der mit Zuschauern ganz angefüllten Halle errichtet, wo man sie verhört hatte. Es war, so wie der dazu gehörige Stuhl, Kissen und Block, ganz mit schwarzem Tuch bedeckt.“ Brantôme berichtet nur, das zwölf Fuß breite, zwei Fuß hohe Gerüst sei mit schlechtem schwarzem Fries bedeckt gewesen. Die Kammerfrauen brechen nach der Schilderung der

*) In der Theaterbearbeitung, die den Becher Wein ganz wegläßt, tritt statt der Kurl die Kennedy ein, die das folgende Melvil berichtet; denn bisher ist sie hier noch nicht zurückgekehrt.

**) Die Theaterbearbeitung ändert hier:

Als ich die Treppe
Hinabstieg, die zur untern Halle führt,
Den Ritter Paulet zu der Königin zu rufen,

wo das an die Stelle des Bringens des Bechers getretene Rufen Paulets nicht näher begründet ist. Der letzte Vers hat einen Fuß zu viel. — Nach Melvils „Was saht ihr?“ ist „Fasset euch!“ Zusatz des Druckes.

gierig das Blutgerüst Umstehenden in Jammer aus, den Melvil beschwichtigt.

Sechster Auftritt. Maria tritt in weißem Festkleide auf, mit frommen Zeichen ihres katholischen Glaubens. Archenholz schreibt fast ganz nach Robertson: „Ihre Kleidung war schwarzer Sammt, prächtig geziert; nur an hohen Festtagen hatte sie solche getragen. Ein Agnus Dei*) hing an einer Kette (von Ambrakugeln) um ihren Hals; ein Rosenkranz war an ihrem Gürtel befestigt, und in ihrer Hand trug sie ein elfenbeinernes Kreuz." Auch ihres Schleiers von feinem Linnen mit Spitzen, der zur Erde herabhing, wie ihrer Mantelschleppe wird gedacht.**) Weiter berichtet Archenholz nach Robertson, der wieder meist Cambden folgt: „Melvil stürzte (in der Halle, wo sie ihn auf ihrem letzten Gange traf) zu ihren Füßen, rang die Hände und bejammerte ihr schreckliches Unglück, und sein Loos, die traurige Botschaft nach Schottland bringen zr müssen. ‚Weine nicht, guter Melvil!' sagte sie; ‚du hast viel mehr Ursache, dich zu freuen; denn noch heute wirst du Maria Stuart von allen Bekümmernissen befreit sehn, und zwar durch ein solches Ende ihrer Leiden, als sie lange erwartete. Sei ein

---

*) Agnus Dei (Lamm Gottes) hießen ursprünglich länglich-runde Plättchen aus dem Reste geweihter Osterkerzen; dann aber auch kleine Medaillen von Gold und Silber, auf deren einer Seite das Lamm Gottes mit der Siegesfahne, die häufig vom Papste geweiht waren. Besonders wurden solche im ersten und siebenten Jahre der Regierung eines Papstes in der Osterwoche geweiht und vertheilt. Das Tragen derselben war in England verboten. Vgl. S. 63.

**) Cambden sagt, sie sei mit heiterm Gesicht hervorgetreten, in züchtiger bescheidener Haltung, geschmückt wie an Festtagen, mit einem herabgelassenen Schleier. Auch erwähnt er des elfenbeinernen Kruzifixes und des am herabhängenden Rosenkranzes. Ein Kruzifix trägt sie schon I, 2.

Zeuge, daß ich sterbe, unverändert in meiner Religion, fest in meiner Treue gegen Schottland und unwandelbar in meiner Neigung gegen Frankreich. Grüße meinen Sohn und sage ihm, daß ich nichts Nachtheiliges gethan gegen sein Königreich noch gegen seine Ehre und Rechte. Möge Gott es allen denen vergeben, die ohne Ursache nach meinem Blute gedürstet haben.' Nach diesen Worten küßte sie, ihr Gesicht in Thränen gebadet, den knieenden Melvil und sagte: ‚Noch einmal lebe wohl, guter Melvil, und stehe deiner Königin mit deinem Gebete bei.'"*) Wir haben schon bemerkt, daß Schiller Marien ihres Sohnes Jakob nicht gedenken läßt, und mit Recht, weil das Verhältniß zu ihm ein zu sonderbar zusammengesetztes war, als daß es leicht, und ohne Mariens Bild zu entstellen, hätte zur Darstellung gelangen können.

Gerade im letzten Augenblick erscheint Maria nach so viel erlittener Schmach und trotz der unwürdigen, von Haß und Eifersucht ihr aufgedrungenen Strafe wieder in ihrer wahren königlichen Hoheit; vor dem Tode tritt gleichsam ihre ganze Seele in ihrer sittlichen Würde rein, ja verklärt uns entgegen. Sie fordert die Klagenden auf, statt zu weinen, sich ihrer bevorstehenden Befreiung zu freuen;**) sie selbst fühle sich im Angesicht des Todes

---

*) Bei Cambden fehlt die Stelle: „Möge Gott ... gedürstet haben", und die letzte Anrede an Melvil, dagegen findet sich dort die Berufung auf Gott, wie innig sie die Vereinigung Englands mit Schottland gewünscht habe, und am Schlusse: „Mahne meinen Sohn, daß er mit der Königin von England Freundschaft halte, und diene ihm treu!" Bei Robertson fehlt der Schluß: „Nach diesen Worten ... Gebete bei."

**) V. 2 wurde erst im Drucke „langen" vor „Leiden" als im Verse überzählig gestrichen.

wieder in ihrer vollen königlichen Würde.*) Daß sie beim Anblick Melvils, der unwillkürlich vor ihrer wunderbar ihn ergreifenden Erscheinung auf die Kniee gesunken, überrascht ist, stimmt nicht wohl dazu, daß Kennedy Auftritt 2 sie auf dessen Anblick vorbereiten will, und wir nach Auftritt 3 annehmen müssen, dieses sei wirklich geschehen. Nein, er darf nicht von Schmerz bewältigt am Boden knieen, sondern er muß an ihrem bevorstehenden höchsten Triumphe Theil nehmen.**) Daß sie einen solchen Freund zur Seite hat, der bezeugen kann, wie sie gestorben, gereicht ihr zur besondern Freude. Nachdem sie sich kurz nach seinem Schicksal während der Trennung von ihr, auch nach Didier, ihrem alten Kämmerer, den Schiller vielleicht in der Biographia Britannica (vgl. S. 8) genannt fand, erkundigt***) und den so natürlichen Schmerz ausgesprochen hat, bei ihrem Ende keine Blutsverwandten um sich zu haben,†) sich aber durch den Gedanken beruhigt hat, daß ihre treuen Diener bei ihr sind††), theilt sie Melvil ihre letzten Wünsche mit, für ihren Schwager König Karl IX. („allerchristlichster König", rex christianissimus heißt der König von Frankreich, wie der von Spanien rex catholicus. vgl. S. 155*) und das ganze königliche

---

*) Statt „tiefgesunkenen" stand ursprünglich „tiefgesunkensten". Das Theater gab irrig „tiefgesunkenem", was Körner beibehielt. — Die „schwarzen Flügel" des Todes finden sich schon bei Horaz.

**) Im Druck ward „Glück" an die Stelle von „Loos" gesetzt.

***) Wir finden berichtet, daß ihr Kämmerer Didier Sifflard bei ihrer Hinrichtung zugegen war.

†) Statt „Der theuern Blutsverwandten" stand ursprünglich „Vom theuren Haupt der Stuart".

††) Hier haben die Theaterbearbeitungen statt „eure Thränen soll ich fließen sehen" das schwächere: „meine Diener sollen um mich weinen".

Haus, für ihren Oheim den Cardinal (der längst todt war, vgl. S. 121) und ihren Vetter Heinrich von Guise, auch für den Papst und den König Philipp von Spanien, der zu ihrer Rettung sich bereit erklärt hatte. Sie gedenkt auch der ihnen im Testament zugedachten Geschenke, die freilich „arm" seien. Brantôme sagt von den kleinen Geschenken, die sie mit den Briefen geschickt (und dies scheint zweckmäßiger als die testamentarische Bestimmung), daß sie von dem Werth und Preis gewesen, wie sie eine unglückliche gefangene Königin habe geben können. Vgl. S. 216***. Sodann wendet sie sich an ihre gesammte Dienerschaft mit der Bitte, sie möchten nicht in England bleiben, wo der stolze Britte sich an ihrem Unglück weiden würde, sondern nach ihrem geliebten Frankreich gehn, dessen König sie empfohlen seien; dies liegt ihr so sehr am Herzen, daß sie diese Zusage auf das Kruzifix beschworen zu sehn wünscht, was denn Melvil für alle thut.*) Auch nach ihrem Tode will sie ihre königliche Würde nicht in ihren Dienern geschmäht sehn. Dann theilt sie ihnen mit, daß sie in ihrem Testamente alles, worüber sie habe verfügen können, unter sie vertheilt habe, worin man wohl ihren Willen ehren werde. Nach Brantôme öffnete Maria ihre Koffer und theilte ihr baares Geld unter ihre Diener nach dem Vermögen und den Dienstleistungen eines jeden; ihre Kostbarkeiten, Halsketten, Bänder und Kleidungsstücke gab sie ihren Dienerinnen mit Bedauern, daß sie nicht mehr geben könne. Bei Cambden theilt Maria in der Nacht ihr Geld aus, am

*) Hier ist dreimal der Vers verbessert, indem statt „empfohlen" „anempfohlen", statt „einst angehörten" „gedient" und „dieser aller" statt „aller" eingetreten. „Sein stolzes Haupt (statt Herz)" war Schreibfehler der Theaterbearbeitung.

Morgen läßt sie ihr Testament der Dienerschaft vorlesen, und entschuldigt sich, daß sie nicht im Stande sei, mehr zu geben. Daß auch männliche Diener zugegen sind, ist am Anfange der Szene nicht bemerkt (denn die beim ersten Auftritt genannten Bedienten verschwinden wohl mit Paulet und Drury, mit denen sie gekommen), ergibt sich aber aus dem Personenverzeichnisse und der szenarischen Bemerkung: „Sich zu ihren Dienern wendend“, wo männliche und weibliche Diener gemeint sind. Erstere ziehen sich darauf zurück, nur Burgoyn und Melvil bleiben nebst den Frauen in nächster Nähe. Letztern schenkt sie nun alles, was sie noch an Kleidern und Schmuck trägt, wendet sich auch darauf an die einzelnen. Vgl. oben S. 219.

Zuerst redet sie die drei jüngsten Kammerfrauen an, die noch Lust am weiblichen Putze haben; ihnen schenkt sie ihre Perlen und alle Kleider.*) Nach Brantôme sagte sie zu ihren Dienerinnen, als sie das Kleid von schwarzem Sammt angezogen hatte: „Meine Freundinnen, gern hätte ich euch lieber dies Stück gelassen, als was ich gestern anhatte, allein ich muß doch etwas anständiger zu meinem Tode und etwas besser als gewöhnlich gekleidet sein.“ Ihrer treuen Margaretha zeigt sie an, daß sie ganz besonders in ihrem Testamente bedacht sei, weil das Bewußtsein der Schuld ihres Gatten, der durch sein Zeugniß sie verrathen, sie von allen am unglücklichsten mache. Sie vermachte in ihrem Testamente auch Nau und Curle, den sie als von jenem verführt betrachtete, bestimmte Summen. Ihrer Amme Hanna schenkte sie ein Tuch, das sie selbst in trüben

*) Unerträglich hart ist, daß sie zuerst mit „dir“ nur eine bezeichnet, dann ie weitere Verbindung die beiden andern anredet.

Stunden gewoben; es wird aber noch besonders dadurch geweiht, daß diese ihr vor dem Tode die Augen damit verbindet.*) Bei Brantôme sagt Maria zu einer ihrer Kammerfrauen: „Hier ist ein Schnupftuch, das ich ebenfalls zurückbehalten habe, um mir die Augen damit zu verbinden, wenn wir so weit sind, und ich gebe es euch, meine Liebe, weil ich diesen letzten Dienst von euch empfangen will." Nach andern Berichten (Cambden schweigt davon ganz, wie er Kennedy gar nicht nennt) zog sie auf dem Blutgerüst ein weißes goldgesäumtes Tuch unter ihrem Mantel hervor, und bat Kennedy, ihr damit die Augen zu verbinden. Schiller hat diesen Zug geschickt umgestaltet. Zuletzt nimmt sie von ihren Kammerfrauen und ihrem Leibarzt rührenden Abschied.**) Nach Brantôme verabschiedete Maria sich noch einmal von ihren Frauen, indem sie diese küßte und ihnen Aufträge an den König und die Königin von Frankreich und andere Verwandte gab. Alle verabschieden sich von ihr, indem sie vor ihr niederfallen und weinend ihre Hände küssen.***)

Nach Margarethe und Alix nimmt zunächst der Arzt von ihr Abschied, dann kommen die beiden andern Kammerfrauen, bei denen sie länger verweilt. Diese erscheinen in einem bezeichnenden Gegensatze. Gertrud ist ihr vor allen werth ihres liebeglühenden Herzens wegen, das sich auch jetzt in dem brennend

*) In der leipziger Theaterhandschrift fehlt „O" vor „meine treue Hanna" und „nicht" vor „der Steine".

**) Den Druckfehler „Lebwohl" statt „Lebewohl" hat erst Körner beseitigt. Das Theater hat statt „Margretha", das Schiller schrieb, die verlangte volle Form gesetzt.

***) Vgl. dazu die ähnliche Stelle in Kabale und Liebe IV, 9 mit unsern Erläuterungen S. 106.

heißen Kusse verräth; ihr, von der sie so herzlich geliebt worden, wünscht sie einen edlen Gatten, dessen ihr Herz bedarf. Zuletzt wendet sie sich an die früher noch nicht namentlich genannte Bertha. Sie möge nur sogleich, wie sie beabsichtige, den Schleier nehmen, da, wie sie an ihr lernen könne, alle Güter der Erde betrüglich seien.*) Nach Brantôme sagte sie zu ihren klagenden Frauen, es sei nichts um die Glückseligkeit dieser Welt, wovon sie ein redendes Beispiel für die Größten bis auf die Niedrigsten abgeben könne, da sie, weiland Königin von Frankreich und Schottland, die in Ehre und Größe jeder Art geschwelgt habe, jetzt unschuldig unter Henkershänden fallen solle. Schnell bricht sie ab, indem sie den Entlassenen noch innige Lebewohls zuruft. Bloß ihr Haushofmeister Melvil bleibt als ihr nächster Vertrauter zurück.

Siebenter Auftritt. Eine der schönsten Erfindungen Schillers ist es, daß die nach den Heilsmitteln ihrer Kirche schmachtende Maria dieser Gnade auf wunderbare Weise gewürdigt wird. Wie sehr hat er hier die Geschichte veredelt! Nach Brantôme, dem Archenholz folgt, hielt Maria das Abendmahl mit einer vom Papste Pius V. ihr geschickten Hostie, die sie auf diesen Nothfall sich aufbewahrt hatte; ihre Beichte mußte sie schriftlich ihrem Almosenier ablegen. Brantôme theilt diese mit. Bei Cambden schreibt sie an ihren Almosenier, er möge für sie beten. Auf das glücklichste ist die Beichte benutzt, um uns nicht allein Mariens Unschuld an dem das Todesurtheil be-

*) Du hast das beßre Theil erwählt. Luc. 10, 42: „Maria hat das gute Theil erwählet.“ — Braut des Himmels, gangbarer kirchlicher Ausdruck, wie in Schillers Ritter Toggenburg und der Braut von Messina. Bürger hat so Himmelsbraut und Christus-Braut.

gründenden Verbrechen, sondern auch ihre wahre Buße und Unterwerfung zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Dieser ganze schöne Auftritt hat dem Kopfschütteln der besser unterrichteten Katholiken nicht entgehen können, die in manchen Punkten dem Dichter Unrecht gethan, mit Recht fast nur ganz Unwesentliches gerügt haben. Raich meint sogar, Maria übersehe im äußersten Augenblicke über allen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes das Wesen der Sache. Einzelne Versehen waren längst von mir bemerkt. Darüber, daß ihr am Ende ihres Lebens die Heilsmittel versagt seien*), tröstet Melvil sie zunächst damit, daß der fromme Wunsch bei Gott für die That gelte, der Glaube alles vermöge.**) Aber Maria spricht das Bedürfniß ihres Herzens aus, sich das Göttliche auch leiblich zuzueignen, wie es durch Gottes Gnade dem Menschen vergönnt sei. Der wahre Glaube, bemerkt sie weiter, dem raschen Laufe ihrer Gefühle folgend, werde nur im gemeinsamen Gottesdienst der katholischen Kirche entflammt. Das ist eine Auffassung, die nur ihrer innigen Sehnsucht, noch einmal einem solchen gemeinschaftlichen, den Geist mit hoher Andacht erfüllenden Gottesdienst beiwohnen zu können, entspringt,

---

*) Das einfache „den Heilgen“ zur Bezeichnung Gottes könnte auffallen, wäre nicht „den höchsten Richter“ vorhergegangen. Gewiß ist „Heil'gen“ kein Druckfehler für „Heiland“, wie Hülskamp meinte. — „Himmelspeise“ (seit der zweiten Ausgabe „Himmelsspeise“) statt des gewöhnlichen „Himmelsbrod“.

**) Gewöhnlich pflegt man den todten Glauben dem lebendigen (der Früchte bringt) entgegenzusetzen. „Die Gerechtigkeit muß durch den Glauben kommen“, sagt der Apostel. Hülskamp schreibt: „Für einen Priester, den er doch vorstellen soll, drückt Melvil sich verschwommen, schief und verkehrt genug aus.“ Das ist denn doch zu arg! „Das Wort ist todt“ wird nur im Gegensatze zu dem folgenden: „Der Glaube macht lebendig“, angeführt, worauf es Melvil ankommt.

und nur in dieser Beziehung ihre Berechtigung hat, aber insofern hier fremdartig, als Maria nur verlangt, des Genusses des Abendmahls als Wegzehrung zum Himmel theilhaft zu werden, was nicht bloß bei der kirchlichen Feier geschieht, vielmehr empfängt der Kranke diese zu Hause. Und lebhaft versetzt sie sich in die Kirche, wo der Bischof eben im Meßopfer die Wandlung des Brodes und des Weines in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi vollbringt, worauf die Gläubigen, denen er dieses hohe Wunder ankündigt, gläubig niederstürzen. Unter der Ankündigung kann der Dichter hier nur das Erheben der geweihten Hostie verstehen. Vgl. den Gang zum Eisenhammer Str. 22.*) Dieser heilige Leib, vor dem die Gläubigen andächtig niedersinken, dringe nicht in ihren Kerker, klagt sie. Melvil aber verkündet ihr, dieser Himmelssegen sei ihr nahe; sie möge nur der Wunderkraft des Herrn vertrauen. Der dürre Stab, der grünt, ist von dem Stecken Aarons (4 Mos. 17, 8), das Schlagen der Quelle

---

*) „Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut“ geht auf auf den feierlichen Segen am Anfange des Hochamtes, das Stehen des Bischofs, der absichtlich statt des einfachen Priesters genannt wird, im reinen Meßgewande auf den Anfang der Messe. Auffallend ist das reine Meßgewand, da das eigentliche Meßgewand über der weißen Albe getragen wird und rein dafür eine unzutreffende Bezeichnung wäre. Ich habe auf die Seltsamkeit des Beiworts hingewiesen. Hülskamp hat mit Recht reichem vermuthet. Aber reinem ist kein Druck-, sondern ein unverbesserter Schreibfehler. Vom Anfang der Messe springt der Dichter auf die Wandlung und das Erheben des Leibes über. Daß er des Erhebens des Blutes im Kelche nicht gedenkt, kann nicht als Mangel gelten, da Maria keine vollständige Beschreibung des Meßopfers geben will, sondern nur einzelne Momente in sehnsüchtiger Erinnerung hervorhebt. Bei der Verwandlung schweben beide Verwandlungen vor, was Hülskamp übersah. — Das „gläubig überzeugte Volk“ ist ein etwas gezierter Ausdruck. Früher stand „freudig“ statt „gläubig“.

aus dem Felsen von Moses (2 Mos. 17, 6) hergenommen. So kann auch Gottes Allmacht diesen Kelch in einen himmlischen mit dem Blute Christi verwandeln. Das Ergreifen des Kelches, das ursprünglich besser nach dem Verse „Kann diesen Kelch, die irdische Erquickung," stand, dürfte doch wohl zu stark sein, da die bloße Hinweisung genügte. Der Becher wird hier und im folgenden ohne weiteres in etwas auffallender Weise als Kelch bezeichnet. Maria meint, Melvil wolle, mit Bezug auf das Wort des Heilandes, daß, wo zwei in seinem Namen versammelt seien, er unter ihnen sich befinde (Matth. 18, 20), sich ihr als Priester des Herrn darstellen, und so erklärt sie ihr Verlangen, ihm ihre Beichte abzulegen. Das ist freilich etwas stark; denn die Gewalt, die Sünden zu vergeben, hat nur der geweihte Priester, und ohne diese Gewalt ist die Beichte nichts als Reuebekenntniß über die Sünden, das durch die Gegenwart eines Ungeweihten keinen höhern Werth erhält. Mit der am katholischen Glauben ängstlich treu festhaltenden Maria steht dies in entschiedenem Widerspruche. Auch wird dem Priester seine Macht durch ein besonderes Sakrament ertheilt, nicht der reine Wandel weiht ihn, so wenig wie der unreine ihm die Weihe rauben kann. Hier hat der Dichter die katholische Lehre in seiner Weise idealisirt, was wohl über die Schranken des Erlaubten hinausgeht. Gern würde man die vier Verse „Was weiht den Priester ... Frieden bringt" getilgt sehen. Aber Melvil verkündet ihr, er meine es nicht in diesem Sinne, sondern spreche von einem wirklichen Priester;*) Gott

---

*) Maria hat gesagt „kein Hochwürdiges", worunter sie das sogenannte „hochwürdige Gut", „das Hochwürdigste", den Leib des Herrn in der Monstranz, versteht; statt dessen setzt Melvil hier allgemein den Leib des Herrn.

habe ihr zu Liebe ein Wunder gethan. Er entdeckt ihr, daß er wirklich ein Priester sei, was er durch seine Tonsur beweist, die er bisher unter einem Mützchen, das er von Anfang an tragen muß, verborgen hat. Daß Gott selbst hier zugegen sei, zeigt die in goldener Schale von ihm mitgebrachte, vom Papste für sie ihm gegebene Hostie. Hülskamp meint, er entblöße sein Haupt bloß aus Ehrfurcht vor der geweihten Hostie, die er zugleich zeigt, aber er will ihr doch beweisen, daß er ein Priester sei. Um ihre letzte Beichte zu hören, habe er die Priesterweihe (nebst den dieser vorangehenden vier kleinern Weihen, der Subdiakonats- und Diakonatsweihe) empfangen*), und der Papst selbst ihm diese geweihte Hostie für sie gegeben.**) Erstaunt

---

*) Auf meinem Haupte ist nicht ganz eigentlich zu verstehn, da nicht bloß das Haupt geweiht wird, sondern auch die Hände. Auch hat Raich richtig bemerkt, daß nur bei der Diakonats- und bei der Priesterweihe die Hände aufgelegt werden.

**) Raich behauptet: „Daß Melvil als außerordentliches Gnadengeschenk eine vom Papste konsekrirte Hostie mitbringe, versündigt sich gegen das katholische Gefühl, da in jeder konsekrirten Hostie der Leib Christi gegenwärtig ist. Ueberdies verwechselt Schiller die Eulogien, die geweihten Brode, welche Bischöfe und Klöster sich als Sinnbild der kirchlichen Einheit zusandten, mit der eucharistischen Brotgestalt, deren Uebersendung schon 722 auf der Synode zu Laodicea strengstens verboten worden ist." Die zu einer solchen Verwechslung nöthige Kenntniß der Eulogien besaß Schiller nicht, er folgte bei seiner Erfindung dem Berichte Brantômes, von dem Raich keine Ahnung hatte. Brantôme, der Zeitgenosse Maria Stuarts, der selbst gegen die Hugenotten gefochten, fand sein katholisches Gefühl nicht durch die Sage verletzt, daß der Papst eine konsekrirte Hostie der katholischen königlichen Märtyrin gesandt. Vgl. S. 228. Ob die Sage gegründet war, können wir hier auf sich beruhen lassen, jedenfalls wird sie dadurch nicht widerlegt, daß, wie Hülskamp sagt, erst Brantôme sie erzählt und Zeitgenossen und Augenzeugen (wovon?), wie Paulet und Bourgoyn, nichts davon wissen.

über dieses wahrhaft himmlische Glück*), sinkt sie andachtsvoll vor Melvil als ihrem Beichtvater nieder. Daß Maria hier völlig übersehe, zur Beichte und Besprechung sei nur ein Priester berufen, wirft Hülskamp dem Dichter vor: aber daß sie, in Erinnerung an den angeführten Spruch des Heilands auch glaubt, in dieser Noth würde Gott ihre Beichte so aufnehmen, als wäre sie vor einem Priester erfolgt, ist auch für den Katholiken ohne Anstoß. Melvil macht, wie der Beichtvater am Anfange der Beichte thut, das Zeichen des Kreuzes**), und fragt zunächst, ob sie ihr Herz erforscht habe, und die Wahrheit zu sagen gelobe, dann welcher seit ihrer letzten Beichte begangenen Sünden sie sich anzuklagen habe. Schiller weicht hier mit entschiedenem Rechte von der wirklichen Beichte ab, in welcher der Beichtende mit einer kleinen, wahre Reue über alle seine Sünden aussprechenden Anrede an den Geistlichen, der sogenannten kleinen Beichte, beginnt***) und dann zu den seit seiner letzten Beichte begangenen Sünden übergeht. An die Stelle der allgemeinen Anklage tritt hier die sehr bezeichnende Frage, ob sie gelobe, die

---

*) Ein Unsterblicher, ein Engel, wie er gleich darauf genannt wird. Die Bezeichnung findet sich häufig bei Klopstock. Die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse erzählt die Apostelgeschichte K. 12. Vgl. Klärchens schöne Vision in Goethes Egmont V, 3 von den Worten an „Und irgend einen Engel sendet Gott".

**) Mellish hat vor Im Namen u. s. w. noch Hear, Mary, Queen of Scotland.

***) Aber nach Mariens Wort: „Mein Herz ... ihm" hat Mellish noch die Frage Melvils: What calls thee to the presence of the Highest!
mit der Antwort:

I humbly do acknowledge to have err'd
Most grievously, I tremble to approach,
Sullied with sin, the God of purity.

volle Wahrheit zu sagen.*) Maria klagt sich neidischen, auf Rache sinnenden Hasses gegen Elisabeth und ihrer eitlen Liebe zu Leicester an und spricht auf Melvils Frage ihre Reue darüber aus**), auch ihre jetzige völlige Abwendung von dem geliebten Manne, welche ihr so schwer gefallen sei. Aber diese Beichte vor ihrem Ende soll auch eine Generalbeichte sein („die letzte Rechenschaft“), und so gedenkt Maria auf Melvils weitere Frage***) auch der alten schweren Blutschuld an ihrem Gatten in Folge ehebrecherischer Liebe, die sie noch immer quäle, obgleich sie dieselbe längst gebeichtet und durch strenge Kirchenstrafen gebüßt habe.†) Vgl. I, 4. Da sie auf die weitere Frage, ob sie sich keiner andern Sünde erinnere, verneinend antwortet, erinnert sie Melvil (denn er wähnt, sie verschweige aus Scheu ihren Antheil an den Verschwörungen von Parry und Babington), welche Strafen die Kirche auf eine absichtliche Verschweigung schwerer Sünden in der Beichte setze, was eine der Sünden wider den heiligen Geist (vgl. Matth. 12, 31 und unsere Erläuterungen zu Lessings „Nathan“ S. 224 und zu „Wahrheit und Dichtung“ II, 82) sei. Die katholische Kirche zählt die absichtlich unvollständige Beichte nicht zu diesen Sünden; nur demjenigen, der das Abend=

---

*) Schwören ist natürlich nicht von einem förmlichen Schwur zu verstehen, wie es Naich wider den Zusammenhang thut, um dann eine Ungeheuerlichkeit darin zu rügen.

**) Statt „daß mir Gott vergebe“ stand früher „auf des Himmels Freuden“. — Die Bezeichnung Gottes als des höchsten Gutes ist aus der gangbaren Reueformel genommen.

***) Schiller wechselt in Melvils dreimaliger Frage, ob sie keiner andern Sünde sich erinnere, glücklich ab.

†) „Der Wurm“, ein gangbares Bild von den Gewissensbissen. Die biblischen Stellen, Jes. 66, 44. Matth. 9, 44, die Boxberger vergleicht, gehören nicht hierher.

mahl unwürdig empfängt, droht die Kirche das Gericht, ewigen Tod, d. i. Verdammung. Freilich ist der Genuß des Abendmahls nach einer solchen Beichte ein unwürdiger. Doch Melvil, als unerbittlich strenger, um Mariens Seelenheil besorgter Beichtvater, kann sich, trotz ihrer heiligen Versicherung*), schwer denken, daß sie wirklich an Parrys und Babingtons Verschwörung gegen Elisabeths Leben unschuldig sei, derentwegen sie doch den Tod erleiden soll. Eigentlich gilt letzteres nur von der babingtonschen Verschwörung. Ungeachtet des scharfen Zuspruches ihres Beichtvaters, sie habe, wenn sie auch nicht mit bestimmten Worten an der Verschwörung sich betheiligt, sie doch durch ihr Verhalten gebilligt**), beharrt Maria darauf, daß sie, wenn sie auch zu ihrer Befreiung alle Fürsten aufgefordert habe, doch nie einen Anschlag auf das Leben ihrer Todfeindin gemacht***), ihre Schreiber hätten falsch gezeugt (was eben auch die Kurl Melvil beschworen hat); aber gern will sie den Tod als Sühne für die Blutschuld an Darnley erleiden.†) Melvil spricht darauf

*) „So schenke ... Kampfe." Sie hofft auf Gottes Beistand in der schweren Todesstunde; so wahr sie diesen hofft, so wahr hat sie nichts verschwiegen. — Statt „als" sollte „wie" stehn.

**) Der Ausdruck ist hier nicht treffend, da er eigentlich nur darauf deutet daß sie das Gelingen des Hochverraths (in der Theaterbearbeitung steht Königsmord) gewünscht.

***) Vor Gericht erklärte sie nach Cambden, wie sehr sie auch das Wohl der Katholiken wünsche, wolle sie es doch nicht durch Mord und Blut befördern.

†) Abbüßen erklärt Hense hier für einen schiefen Ausdruck. Aber Maria betrachtet nach katholischer Anschauung diesen Tod als eine vom Himmel über sie verhängte zeitliche Strafe; denn auch durch solche läßt uns Gott Sünden abbüßen, da die Vergebung derselben noch nicht von zeitlichen und ewigen Strafen befreit. Ebenso ungegründet ist der Anstoß, den er an Melvils Ausspruch nimmt: „Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach". Hense meint, durch den Tod

in eigenthümlicher, von der gangbaren Formel abweichender Weise Marien von allen Sünden los, indem er die Lossprechung als Ausfluß seiner priesterlichen, vom Heiland den Aposteln ertheilten Gewalt (Matth. 16, 19. 18, 8) bezeichnet.*) Schiller war nicht der Meinung, wie Hülskamp, er müsse die übliche Formel der Lossprechung treu wiedergeben, glaubte vielmehr mit Recht, die Beichte nicht ängstlich kopiren zu dürfen. Die spätere Aenderung in der Theaterbearbeitung ist oben S. 24 f. gegeben. Der Segen, den Melvil über sie spricht, sollte wenigstens erst bei der wirklichen Lossprechung erfolgen. Am besten fiele er hier, wie auch früher weg, da doch einmal die völlige Nachbildung der

---

des Verbrechers sei nur das menschliche Gesetz gesühnt, die göttliche Vergebung noch keineswegs erworben und gesichert. Als ob die göttliche Vergebung nicht in der Beichte erfolgte, und die blutige Hinrichtung nicht als zeitliche vom Himmel verhängte Strafe des blutigen Mordes gedacht würde.

*) Am allermißlichsten findet Hense Melvils Entschuldigung: „Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen.“ Nur stelle die Schuld als eine kleine und verzeihliche dar; vielmehr soll es den Gegensatz zu einem bösen Herzen andeuten; es war eben ein menschliches, und hier zunächst ein weibliches Verbrechen, da glühende sinnliche Liebe sie auf das äußerste verblendet hatte: wie sehr dasselbe ihrer Natur widerstrebte, hat sie durch Büßung und Reue bewiesen und wie schwer ihr selbst und Melvil diese Blutthat scheint, ergibt sich daraus, daß sie die schmachvolle Hinrichtung als zeitliche Strafe des Verbrechens ansehen. Es kann demnach ebenso wenig von Henses Vorwurf die Rede sein, daß Schiller das Verhältniß der menschlichen Gesellschaft zum Missethäter unvermerkt mit dem Verhältnisse Gottes zu demselben verwechselt habe, als davon, daß der Dichter hier angedeutet, das Weib besitze seiner Natur nach weniger Kraft zum Widerstande gegen die Sünde als der Mann. Die schwere Schuld Mariens wird nichts weniger als entschuldigt, nur als eine schreckliche Verirrung ihrer sie hinreißenden Leidenschaft von der

vergeben, die alle Sünden vergibt, wenn sie von Herzen bereut werden,
ß damit auch alle zeitlichen und ewigen Strafen erlassen wären.

Beichte auf der Bühne nicht stattfinden kann und das Kreuzzeichen hier am leichtesten Anstoß gibt.

Auch der Empfang des Leibes und Blutes Christi darf nicht auf der Bühne dargestellt werden, aber ganz wegfallen kann er unmöglich. Melvil sollte Marien bitten, nach der Beichte in ihr Betzimmer sich zu begeben und dort Gott zu danken, und ihr dahin mit dem Becher folgen; eine kurze Pause würde hier nicht unstatthaft sein, Melvil dann zuerst allein eintreten, erst nach ihm Maria. Bisher hat man allgemein den Vers „Wie du geglaubet, so geschehe dir" (Matth. 9, 29) noch zur Beichte gezogen*), was der Dichter zum Theil selbst dadurch verschuldete, daß die Pause zwischen der Beichte und der Kommunion nicht angedeutet ist. Nach dem Verse „Erlösung . . . Sünden" sollte wenigstens ein Gedankenstrich stehn. Melvil wendet sich zum Tische und ergreift die Hostie, wobei er die Sendung derselben durch den Papst mit den Worten, die der Heiland zu den Geheilten spricht, als Lohn ihres Glaubens bezeichnet. Mit einfachen Worten reicht er ihr die Hostie. Die gewöhnliche lateinisch gesprochene Formel beim Genusse des Abendmahls lautet: „Der Leib des Herrn beschütze deine Seele zum ewigen Leben!" Jesus sprach beim letzten Abendmahle: „Nehmet, esset!" das ist mein Leib", und „Das ist mein Blut des neuen Testamentes, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden", nach Lucas: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird", und „Nehmet denselbigen (den Kelch) und theilet ihn unter euch!" Darauf

*) Raich findet darin sogar die Lehre Luthers; nach katholischer Lehre wirkten die Sakramente ex opere operato. Freilich betrachten die Katholiken den Glauben nicht als Theil der Buße, sondern er geht dieser vorher. Hülskamp fand den Vers „sehr willkürlich eingefügt".

konsekrirt er den Wein im Kelche. Freilich geschieht dies sonst nur in der Messe, aber der Papst hat für diesen besondern Fall Melvil die Erlaubniß dazu gegeben; denn den Vorzug der Priester, zugleich das Blut Christi zu trinken, hat dieser als ganz besondere Gunst für das letzte Abendmahl, das sie genießen würde, Marien bewilligt.*) Melvil gedenkt, nachdem sie aus dem ihr dargereichten Kelche getrunken, segnend ihrer baldigen freudigen Vereinigung mit Gott im Jenseits, wobei er ihren Tod als einen Märtyrertod hätte bezeichnen sollen, der ihre Seele vom Mund auf in den Himmel führen werde, ohne die Qualen des Fegefeuers. Der Dichter hätte hierbei das Ende Ludwigs XVI. benutzen können, an dessen ungerechter Hinrichtung er zur Zeit so lebendigen Antheil genommen. Schiller sagt nicht einmal bestimmt, daß sie als Engel sogleich im Jenseits erscheinen werde, wie der Beichtvater Ludwigs XVI. diesem bei der Hinrichtung zurief: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor."**) Jetzt vernimmt man ein Geräusch an der Thüre, worauf Melvil sein Haupt bedeckt, und dann zur Thüre geht, wo er Leicester und Burleigh bemerkt, die eben eintreten wollen. Der treue Priester mahnt die noch andächtig betende Maria an den letzten ihr bevorstehenden Schritt, und als sie mit freier Seele sich von allem Haß und aller Weltliebe frei erklärt hat, meldet er ihr den zu erwartenden Besuch. Leicesters und Burleighs Anmeldung hätte

---

*) Die Könige von Frankreich hatten dieses Recht an ihrem Krönungstage.

**) Raich meint, Schiller kenne freilich kein Fegefeuer; wenn er sie für „einen schön verklärten Engel" erkläre (?), so sei die katholische Kirche mit der Kanonisation nicht so rasch bei der Hand. Aber von einer Kanonisation ist keine Rede. Auch gläubige Katholiken pflegen von solchen, die viel vor dem Tod gelitten, zu sagen, ihre Seele „komme von Mund auf in den Himmel". War dies Raich unbekannt?

der Dichter sich um so mehr ersparen können, als Maria sie überhört, die sonst Leicesters Name tief bewegt haben müßte.

Wir haben noch der Veränderungen zu denken, welche Schiller vornahm, um den Empfang des Abendmahls für die Bühne zu entfernen. Melvils Rede, ehe er den Kelch ergreift, heißt hier (mit Benutzung der ersten Worte, in nichts weniger als echt-katholischer Anschauung):

Er bringt zu dir, er ist dir nah; ihn schließt
Kein Tempel ein, kein Kerker schließt ihn aus.
Nicht in der Formel ist der Geist enthalten,
Den Ewigen begrenzt kein irdisch Haus.
Das sind nur Hüllen, nur die Scheingestalten
Der unsichtbaren Himmelskraft:
Es ist der Glaube, der den Gott erschafft.

Von einem Kelche ist gar keine Rede. An die Stelle von Melvils darauf folgender mit: „Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt“ beginnender Rede ist eine ganz neue getreten, die weder recht katholisch, noch besonders gelungen, eine rasche Notharbeit ist:

Wenn mich dein Herz dafür erklärt, so bin ich
Für dich ein Priester, diese Kerzen sind
Geweihet, und wir stehn an heil'ger Stätte.
Ein Sakrament ist jegliches Bekenntniß,
Das du der ewgen*) Wahrheit thust. Spricht doch
Im Beichtstuhl selbst der Mensch nur zu dem Menschen,
Es spricht der Sündige den Sünder frei;
Und eitel ist des Priesters Lösewort,
Wenn dich der Gott nicht löst in deinem Busen.
Doch kann es dich beruhigen, so schwör' ich dir,
Was ich jetzt noch nicht bin, ich will es werden.
Ich will die Weih'n empfangen, die mir fehlen.

---

*) So muß es statt „ewigen“ heißen, da sonst das im Verse nicht zählende i elidirt ist.

Dem Himmel widm' ich künftig meine Tage;
Kein irdisches Geschäft soll diese Hände
Fortan entweih'n, die dir den Segen gaben,
Und dieses Priesterrecht, das ich voraus
Mir nehme, wird der Papst bestätigen.
Das ist die Wohlthat unsrer heil'gen Kirche,
Daß sie ein sichtbar Oberhaupt verehrt,
Dem die Gewalt inwohnet, das Gemeine
Zu heil'gen und den Mangel zu ergänzen;
Drum wenn der Mangel nicht in deinem Herzen,
Nicht in dem Priester ist er — diese Handlung
Hat volle Kraft, sobald du daran glaubst.

Und nachdem Maria vor ihm niedergekniet, fährt er fort:

Hast du dein Herz erforscht, schwörst du, gelobst du
Wahrheit zu reden vor dem Gott der Wahrheit?

Daran schließt sich dann das Bekenntniß mit Mariens „Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm." Wie die auf die Beichte bezüglichen Worte geändert worden, ist oben S. 24* angegeben.

Achter und neunter Auftritt. Leicester verräth durch sein verschämtes Fernhalten dem ihm beobachtenden Burleigh unwillkürlich, was er vor Elisabeth geleugnet hatte. Die Ankündigung des Todesurtheils war nach Schiller durch Paulet erfolgt. Burleigh erklärt sich bereit, Mariens letzte Wünsche zu vernehmen. Nach Brantôme kam zuerst ein Mensch mit einem weißen Stabe herein, welcher rief: „Da bin ich! Da bin ich!" Ihm folgten die Kommissarien, welche, obgleich sie von Mitleid bewegt wurden, doch nicht gestatten wollten, daß Marien ihre Frauen folgen sollten, deren Wehklagen, Seufzer und Angstgeschrei die Hinrichtung stören würden. Maria aber fragte: „Wie, meine Herren? wollten Sie wohl die Strenge so weit treiben, nicht einmal zu erlauben oder zu bewilligen, daß meine

Frauen mich zur Hinrichtung begleiten? Lassen Sie mich wenigstens diese Gefälligkeit von Ihnen erlangen.“ Es wurde dies endlich unter der Bedingung gestattet, daß sie ihren Frauen Stillschweigen auflege. Nach Archenholz, der Cambden folgt, empfingen die Grafen Shrewsbury und Kent sie unten an der Treppe in der Halle. Als besonders der letztere sich ihrer Bitte widersetzte, daß ihre Diener und Dienerinnen bei ihrem Tode zugegen sein möchten, äußerte sie, Elisabeth könne ihr unmöglich verweigern, daß sie im letzten Augenblicke einige Frauen um sich habe; sie sei nahe verwandt mit ihr, stamme aus dem königlichen Blute Heinrichs VII., sei vermählte Königin von Frankreich und gesalbte Königin von Schottland. Darauf hin wurde ihr endlich gestattet, die Diener, welche sie wünschte, mitzunehmen; sie wählte Melvil, ihren Arzt Bourgoyn, ihren Wundarzt und Apotheker, und zwei Dienerinnen, schon des Anstandes wegen. Robertson läßt sie die Erlaubniß sich erbitten, außer Melvil drei Diener und zwei ihrer Frauen mitzunehmen. Nach dem von Robertson (II, 475 ff.) mitgetheilten Briefe Shrewsburys über die Hinrichtung, bat sie um die Begleitung ihrer Kammerfrauen und wählte sich die Curle und Kennedy. Schiller hat diese Züge mit geschickter Auswahl benutzt, aber auch einiges andere hierher verlegt, was Maria früher gewünscht hatte In einem Briefe vom 19. Dezember hatte sie Elisabeth ihre letzten Bitten vorgetragen. Den Brief theilt Cambden mit. Hiernach berichtet der von Archenholz ausgeschriebene Robertson, daß ihr Leichnam nach Frankreich geschickt werden möchte, um daselbst in geweihter Erde bei der Asche ihrer Mutter begraben zu werden; ferner wünschte sie die Gegenwart ihrer Bedienten bei ihrem Tode als Zeugen, daß sie als eine gute katholische Christin sterbe,

und daß sodann diese Bedienten mit den kleinen ihnen zugedachten Vermächtnissen ungehindert nach Frankreich (Cambden „wohin sie wollten“) reisen (Robertson „das Königreich verlassen“) könnten. Dieser Brief blieb unbeantwortet. Als die Kommissarien Marien ihre Hinrichtung verkündeten, fragte sie, so berichtet Archenholz, ob Elisabeth ihre Bitte gewährt habe, erhielt aber keine befriedigende Antwort. Ihr Verlangen nach einem katholischen Geistlichen, ihrem Almosenier (Le Preau), schlug man ab; man trug ihr wieder den Dr. Fletcher von Peterborough an, von dem sie nichts wissen wollte.

Schiller läßt sie zuerst um Vollziehung ihres Paulet übergebenen Testaments bitten; dann verlangt sie ungehinderte Abreise ihrer Diener, denen sie hier die Wahl lassen will, ob sie nach Schottland oder Frankreich wollen. Oben hörten wir, daß sie dieselben dem König von Frankreich empfohlen habe.*) Auffallend ist, daß des Wunsches, ihren Leichnam nach Frankreich zu bringen, nicht gedacht, sondern ohne weiteres vorausgesetzt wird, daß dieser in ungeweihter Erde ruhen solle, dagegen das Verlangen, ihr Herz möge nach Frankreich ihren Verwandten gesandt werden, Gewährung findet. Schiller läßt hier noch die völlige Aufopferung ihres Hasses sich darin aussprechen, daß sie Elisabeth vergibt, ihre gestrige Heftigkeit ihr abbittet und ihrer Regierung alles Glück wünscht.**) Daß Maria so reumüthig stirbt, ist freilich Bulthaupt, der nur eine Heldin der Leidenschaft in ihr dargestellt sehn möchte, ganz widerwärtig. Nach der

*) Ursprünglich antwortete Burleigh umgekehrt zuerst: „Es soll geschehn“, darauf: „Es sei, wie Ihr es wünschet.“

**) Die unglücklichen Gedankenstriche vertreten auch hier noch bis heute die regelrechten einfachen Punkte.

Geschichte betete sie auf dem Blutgerüste in englischer Sprache, der Himmel möge Elisabeth langes Leben und eine ruhige Regierung verleihen. Mit großer Ruhe lehnt Schillers Maria diesmal den Dechanten von Peterborough ab. Zuletzt fühlt sie sich gedrungen, Paulet zu bitten, ihr keinen Haß nachzutragen, daß Mortimer ihretwegen, doch ohne ihre Schuld, sich geopfert habe, worauf dieser versöhnt ihr die Hand reicht.

Da kommen ihre Frauen entsetzt hereingestürmt, weil sie den Sherif gesehen, der ihnen folgt. Erst nach den Worten: „Was ist dir, Hanna?“ erblickt sie diesen, dessen Ankunft sie ruhig aufnimmt. Bei Archenholz heißt es: „Um 8 Uhr trat der Sherif (Andrews) in ihr Zimmer. Er meldete ihr, die Stunde sei gekommen. Sie sprang auf, und sagte, sie wäre fertig. Nun nahm sie von den Dienern Abschied, und ging mit unverändertem Gesicht, gestützt auf zwei Männer, zu dem bestimmten Richtplatz.“ Bei Schiller fordert sie, nachdem sie noch einmal ruhig von den mit Schmerz an sie sich hängenden Frauen Abschied genommen*), Melvils nnd Kennedys Begleitung, welche Burleigh, der dazu keine Vollmacht hat, endlich auf Mariens rührende Bitten und die Fürsprache des tief ergriffenen Paulet bewilligt. Die Worte, mit denen sie hier bei Schiller das Kreuz in die Hand nimmt und küßt, sprach sie auf dem Blutgerüst, ehe sie sich entkleidete. „Sodann küßte sie das Kruzifix“, be-

*) Ursprünglich stand nach der szenarischen Bemerkung: „Ihre Frauen ... zu Melvil“:

Kennedy und Kurl.

Wir lassen

Dich nicht! Wir trennen uns nicht von dir!

worauf Maria fortfuhr: „Ihr, werther Sir“.

richtet Archenholz nach Robertson und Cambden, „erhob es in die Höhe*) und rief aus: ‚O Jesus! So wie Deine Arme am Kreuz ausgestreckt waren, so strecke die Hände Deiner Barmherzigkeit aus. Nimm mich auf und vergib mir meine Sünden!'"

Aber ehe sie scheidet, wartet ihrer noch ein schwerer Augenblick. Als sie abgehn will, trifft ihr Blick Leicester, der eben erst sein gesenktes Auge erhoben, und nach ihr hin gerichtet hatte. Schlagartig muß es auf sie wirken, daß Leicester, der ihr versprochen, sie aus dem Gefängnisse zu führen, jetzt bereit steht, um sie zum Blutgerüste zu begleiten. Dieser Gegensatz muß, da ihr auf einmal vor die Seele tritt, wie sie ihn geliebt und welch ein Glück sie sich an seiner Seite versprochen, wie schmählich dieser aber sie verlassen, ihre mit großer Mühe gefaßte, schon allem Irdischen abgewandte Seele mit fürchterlichster Erschütterung in die Welt zurückreißen: es versagen ihr die Kniee und sie droht zitternd hinzusinken.**) Leicester läßt sie, nachdem er

---

*) Cambden läßt sie früher das Cruzifix erheben und es jetzt küssen. Bei Robertson steht „erhebend und küssend". Im folgenden findet sich bei Cambden Christe statt Jesus.

**) Jeep (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1868 II, 13) findet etwas Widerwärtiges darin, daß Maria, die eben den Heiland gebeten hatte, sie mit ausgebreiteten Armen zu empfangen, als sie bewußtlos hinsinkt, von Leicester ergriffen und von dessen Armen umfangen wird. Höchstens könnte man in der szenarischen Bemerkung einen andern Ausdruck wünschen als „empfängt sie in seinen Armen". Niemand wird in diesem Augenblick nach dem so ergreifenden Geberdenspiele noch des Gebetes Mariens an den gekreuzigten Erlöser gedenken, worin die Arme natürlich nur sinnbildlich stehen. Fielitz (S. 116) empfindet darin beim Lesen „etwas wie Blasphemie". Doch der Leser ist zu gespannt, als daß er irgend daran denken könnte, daß Maria zuletzt gebetet hatte, der Heiland möge sie in seinen ausgebreiteten Armen empfangen, was ja in ganz

sie ergriffen, in seine Arme sinken, aber er kann den ernsten Blick der aus ihrer Ohnmacht Erwachenden nicht ertragen; er muß sich von ihr wegwenden, sie aber erhebt sich nun aus seinen Armen und muß endlich ihrem Gefühle Ausdruck geben, dem wunderbaren Zufalle, daß derjenige, der versprochen, an seinem Arme sie aus dem Gefängnisse zu führen, jetzt ihr diesen leihe, um sie zu einer andern Freiheit zu geleiten.*) Und nicht allein diese hatte sie durch ihn zu erlangen gehofft, sondern auch ein durch seine Liebe vollbeglücktes Leben. Dies darf sie jetzt, wo sie über alle irdische Neigung sich erhaben fühlt, und jene Schwäche überwunden hat, ihm eingestehn, ohne sich deshalb zu

---

anderm Sinne steht als das Empfangen einer Ohnmächtigen in die sie auffangenden Arme. Doch auch Hülskamp schreibt: „Das klingt (!) nach den letzten Worten fast höhnisch (?), um nicht zu sagen blasphemisch, wie man überhaupt durch Marias jetzt folgende Worte peinlich berührt wird."

*) Statt der szenarischen Bemerkung: „Er steht ... Stimme fort", stand früher die erst im Drucke weggefallene Stelle:

Gekommen ist der lang ersehnte Tag,
Und in Erfüllung gehet, was ich mir
In süßen Träumen gaukelnd vorgebildet.
Mylord von Lester, der erwartete,
Der heiß ersehnte Freund, er ist erschienen
Zu Fotheringhayschloß, ich seh' ihn mitten
In meinem Kerker stehen; alles ist
Bereit zum Aufbruch, alle Pforten offen;
Ich schreite endlich über diese Schwelle
An seiner Hand und hinter mir auf ewig
Bleibt dieses traurige Gefängniß. — Alles
Erfüllet sich, Mylord, und Eure Ehre
Habt Ihr gelöst.

Schiller machte beim Drucke einen Schnitt mitten durch den Vers, der unmittelbar fortfuhr: „Ja, Lester, und nicht bloß".

schämen, wie sie es thun gemußt, wenn sie ihm dies Geständniß früher hätte ablegen wollen, wo sie noch auf die Erfüllung ihrer Liebe hoffen durfte. Zu diesem offenen Bekenntniß treibt sie der wunderbare Zufall, daß er ihr auf dem Wege zum Tode als Begleiter entgegentritt. Es findet sich hier auch nicht der leiseste Vorwurf gegen Leicester, vielmehr spricht sich das Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche aus, daß sie noch nach der schrecklichen Blutschuld, die sie büßen mußte, der sinnlichen Liebe Raum zu geben gewagt. Sie selbst hat in der Beichte sich der Schuld angeklagt, daß ihr eitles Herz zu Leicester hingezogen worden, und sie hat diese Schuld wahrhaft bereut. Hier spricht sie diese auch dem einstgeliebten Manne selbst gegenüber aus, was gleichsam eine zeitliche Sühne ihrer Schuld ist, da sie ihre Liebe selbst dem eingesteht, der sie so treulos verlassen. Weiter hat sie ihm nichts zu sagen, und so nimmt sie, ohne ein Zeichen liebender Neigung, die sie längst überwunden, von ihm Abschied, wobei sie, die dem Jenseits entgegenwallt, doch nicht umhin kann, ihm eine leise Andeutung zu geben, daß er nicht auf dem rechten Wege sei.

Lebt wohl, und wenn ihr könnt, so lebt beglückt!

Bisher entspricht alles der seligen Beruhigung und reinen Milde, welche Maria gewonnen hat, dagegen stehen die noch darauf folgenden sechs Verse, die ihm zum Vorwurf machen, daß er ihr zärtlich liebendes Herz verschmäht, sie gegen die stolze Elisabeth verrathen habe, und ihm Unglück von deren Liebe in Aussicht stellt, damit in entschiedenem Widerspruch, und so muß ich auf meiner frühern Behauptung beharren, daß sie hier als ganz ungehörig sich erweisen. Sie müssen ein Zusatz des Dichters sein, zu dem er sich nach Vollendung des Stückes hinreißen ließ.

Ein Rückfall in die frühere Sinnenlust und den Haß gegen Elisabeth ist an sich ungehörig und am undenkbarsten unmittelbar vor ihrem Abgange, ohne daß diese Aufregung sich irgend wieder beruhigte.*) Seltsam ist es, wie Fielitz S. 118 diesen Widerspruch dadurch rechtfertigen zu können glaubt, daß Maria nicht als ein Tugendideal scheiden, sondern das Menschliche bis zum letzten Augenblick in ihren Lebensadern pulsiren solle, womit doch ein Rückfall in die überwundene Leidenschaftlichkeit und Wollust nicht entschuldigt werden kann. Daß diese Rede, die im einzelnen freilich nicht ohne Schärfe sei, doch in einem Tone und Worten gesprochen werde, welche bestätigten, daß sie Liebe und Haß geopfert habe, wird kein Unbefangener zugeben können. Freilich sagt die im Drucke vor den Worten „Ja, Lester“, hinzugekommene szenarische Bemerkung: „Sie fährt mit sanfter Stimme fort“, aber diese sanfte Stimme würde hier nur ihre Neigung um so schärfer hervortreten lassen, und sie steht im Widerspruch mit der von Verachtung und Haß zeugenden Aeußerung über Elisabeth, die sie jedenfalls nicht mit sanfter Stimme sprechen kann. Auch hat Jeep richtig (S. 16) bemerkt, daß nach dem kurz vorhergehenden: „Nun hab' ich nichts mehr auf der Welt“ (V. 22 f.) das abschließende: „Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!“ eine sehr abschwächende Wiederholung ist. Schiller wurde später zu dem Zusatze wohl durch den Wunsch veranlaßt, Marien aussprechen zu lassen, daß sie mensch=

*) Auch Bulthaupt sieht mit Recht in den Versen: „Ein zärtlich Herz . . . Strafe werden“ einen Rückfall, vor dem sie am Ende des siebenten Auftritts sich sicher gehalten hatte. Ein solcher liegt aber keineswegs schon darin, daß sie beim unerwarteten Anblick Leicesters, der mit tiefer Bewegung nach ihr hinschaut, zitternd hinfällt.

lich doch über der stolzen, keines zärtlichen Gefühls fähigen Elisabeth erhaben sei, aber er that es, ohne zu beachten, welche Einbuße dadurch die Handlung gerade auf ihrem Höhepunkte erleidet, daß die Stimmung, zu welcher Maria sich verklärt hat, gerade im letzten Augenblick verloren geht. Nach dem Gesagten erledigt sich alles, was Jeep a. a. O. in der Abhandlung „Marias Abschied von Leicester“ S. 1—21 und in seiner Erwiederung S. 410—415 auf die Erörterungen von Maaß daselbst S. 213—218 ausführt. Maaß hatte behauptet, dieser ganze Abschied zerstöre den Charakter Mariens (?), und nach Schwencks Vorgang gemeint, Maria hätte mit ein paar rührenden Worten herzlichster Verzeihung scheiden müssen, wodurch sie feurige Kohlen auf das Haupt des Schuldigen gehäuft: als ob es nicht durchaus in der dramatischen Situation gelegen hätte, daß sie den Gegensatz der Begleitung Leicesters auf ihrem Todeswege zu der durch ihn gehofften Befreiung und ihrem dadurch zu erlangenden Liebesglück bezeichnete. Ihre Verzeihung gibt sich darin zu erkennen, daß sie ihm keinen Vorwurf macht, wenn sie es auch an einer ernsten Hindeutung nicht fehlen lassen kann. Man hat eine Steigerung der Bestrafung Leicesters noch darin gesehen, daß Maria diese Aeußerung vor Burleigh thue, und so offen erkläre, daß dieser Elisabeth habe verrathen wollen: aber einmal liegt diese Absicht Marien fern, dann aber fehlt auch jede Andeutung, daß Burleigh dies vernommen; er kann sich, und das scheint uns mit Jeep wahrscheinlich, in den Hintergrund zurückgezogen haben, als Maria ihre letzten Worte an Leicester richtet. Aber auch wenn dies nicht geschieht, wird kein Leser oder Zuschauer bei der Rede Mariens auf den Gedanken kommen, daß sie dadurch Leicesters Verhältniß zu Elisa-

beth zerstöre, da diese nun den sichern Beweis habe, daß er sie gegen Marien habe verrathen wollen, ganz abgesehen davon, daß Elisabeth diesen genug dadurch gestraft glauben kann, daß er selbst diejenige, gegen die er sie aufgegeben, zum Schaffot begleitet habe.

Zehnter Auftritt. Der Dichter konnte die Hinrichtung selbst nicht darstellen, doch bot sich ihm ein glückliches Mittel, den Zuschauer daran in lebhaftester Weise theilnehmen zu lassen, in dem Selbstgespräch des in tiefster Seele zerrütteten Leicester. Das bitterste Gefühl seiner ihn vernichtenden Schuld und seines von ihm verscherzten unendlichen Glückes bricht mit dramatischer Gewalt hervor.*) Wie selig ging sie dahin, während ihn die Qual der Verdammten ergreift!**) Unmöglich ist es ihm, ihrer Hinrichtung beizuwohnen, zu der ihn Elisabeth gesandt, die er kalt anzuschauen sich getraut hatte, und nun hat ihn ihr Abschied mit tiefster Scham erfüllt und sein Herz zur feurigsten Liebe entzündet. Doch er will gegen das unzeitige Mitleid mit Gewalt ankämpfen; gilt es ja, da das Glück wahrer Liebe ihm nicht zu Theil werden soll, seine angenommene Rolle bei Elisabeth durchzuführen, wobei er nicht daran denkt, daß er durch sein bisheriges Verhalten gegen Burleigh sich schon verrathen hat. Entschlossen will er ihr Haupt fallen sehn, aber auf dem Wege

---

*) Statt „trag'" steht in der Theaterbearbeitung „wag'". — Glück der Himmel, wie auch bereits oben stand, wo Schiller das ursprüngliche des Himmels so veränderte. Bei dem biblischen Gebrauche der Mehrheit braucht man nicht eben an die sieben Himmel zu denken.

**) Die Gedankenstriche deuten auf Pausen. — Ein schon verklärter Geist. Sie selbst hatte gesagt, sie gehe dahin, um ein seliger Geist zu werden. Hülskamp hat ohne Noth das nicht besonders passende schön vermuthet.

zur Thüre bleibt er stehn: es ist ihm wirklich unmöglich, Zeuge ihres Todes zu sein. Doch kann er diesem auch entgehn, zu seiner tiefsten Buße muß er hier alle Vorbereitungen der Hinrichtung bis zum schrecklichen Schlage verfolgen. Er hört, wie sie im Saale unter ihm bereits angekommen. Darauf vernimmt er, wie beim Eintritt der Verurtheilten sich Stimmen erheben; denn auf die Vorlesung des Befehls zur Hinrichtung, welche dieser vorausging, paßt der Ausdruck ich höre Stimmen nicht, wenn auch sachlich die Erwähnung der Vorlesung schicklicher gewesen wäre. Länger kann er es nicht aushalten, es treibt ihn von dannen; aber die Ausgangsthüre, welche derjenigen entgegengesetzt ist, durch welche Maria gegangen, findet er verschlossen, und durch die andere wagt er nicht zu gehn, da er dann am Hinrichtungssaale vorbei müßte. So findet er sich wider Willen festgehalten.*) Da hört er den Dechanten, Mariens Weigerung, mit ihm zu beten; darauf betet sie allein mit lauter Stimme. Das stimmt genau zu dem von Archenholz nach Cambden gegebenen Bericht, worin aber das laute Geschrei ihrer Bedienten erst erwähnt wird, als sie entkleidet dasteht. Das Rücken des Schemels fügte Schiller hinzu. Maria setzte sich, ehe sie sich die Augen verbinden ließ, auf einen Stuhl, darauf führten sie die Henker zum Block; sie kniete dann auf dem Kissen nieder und legte ihr Haupt auf den Block. Cambden sagt bloß, sie sei, nachdem sie die Diener zum letztenmale gesegnet, beim Blocke niedergefallen und habe den Kopf vorgestreckt. Das, was Leicester wirklich hören kann, wird als solches auch

*) „Fesselt mich ein Gott an diesen Boden?" Gott hier von einer höhern strafenden Macht.

bestimmt angedeutet; das andere denkt er sich nach dem bei Hinrichtungen gewohnten Gange hinzu. Zwischen den einzelnen Bemerkungen müssen entsprechende Pausen gemacht werden. Endlich verräth das dumpfe Getöse von Stimmen, daß die Hinrichtung vollendet sei. Da fährt er mit einer zuckenden Bewegung zusammen und fällt ohnmächtig nieder.*)

Elfter und zwölfter Auftritt. Elisabeth finden wir in ihrem Audienzzimmer am Nachmittage in banger Unruhe, was geschehen sein möge. Nach Davison hatte sie nicht zu schicken gewagt. Burleigh und Leicester hat sie heute noch nicht gesehen, was sie vermuthen läßt, daß sie zur Vollstreckung des Urtheils nach Fotheringhay gegangen. Vergebens hat sie erwartet, hier einen von diesen oder Nachricht von dem nach ihnen ausgeschickten Pagen zu finden. Der Tag wird ihr unendlich lang; nicht weiter kann sie die Qual ertragen. Der Gedanke, daß das Urtheil vollstreckt sei, ist ihr eben so schrecklich als der entgegengesetzte, so daß sie nicht nachzufragen wagt; und doch möchte sie Gewißheit haben. Der Zusatz „und ich wage nicht zu fragen" kann sich nur darauf beziehen, daß sie sich scheut unmittelbar zu fragen, wogegen sie dasjenige gethan hat, was ihr darüber Gewißheit geben soll. Sind die beiden Lords abgereist, so ist Mariens Haupt bereits gefallen,**) so daß sie mit ihrem ganzen Reiche den Befehl nicht ungeschehen machen könnte.

---

*) Der Herzog von Würtemberg fühlte sich durch diesen Auftritt bei der ersten Vorstellung (am 25. März 1802) so angegriffen, daß das Stück bei der zweiten vor demselben mit Mariens Abgang schließen mußte.

**) Vortrefflich ist das Bild vom Pfeil in leidenschaftlicher Spannung ausgeführt. Im letzten Verse war „sie" statt „ihn" nur Schreibfehler der leipziger Handschrift.

Der Page berichtet der in ängstlicher Spannung Harrenden, die beiden Grafen hätten eiligst noch vor Tagesanbruch London verlassen. Die Kunde ergreift sie mit solcher Freude, daß sie, ohne des Pagen zu achten, lebhaft ausruft, jetzt erst fühle sie sich auf dem Throne sicher. Dann aber wird sie in Folge des Schuldbewußtseins von ängstlicher Unruhe ergriffen. In höchster Bewegung will sie nun jemand rufen lassen, ohne Zweifel Shrewsbury, aber noch ehe sie den Befehl ausgesprochen, nimmt sie ihn zurück: bedarf sie ja jetzt keines Rathes, da Maria todt, sie ihrer beständigen Furcht und Eifersucht entledigt ist; auch fürchtet sie sich im Grunde vor Shrewsbury. Aber trotz ihrer Sicherheit vor Marien ergreift sie Zittern und Angst, die sie vergebens dadurch beschwichtigen will, daß niemand sagen könne, sie habe die Feindin hingerichtet. Den Vorwurf, daß sie aus Haß die Verwandte getödtet, denkt sie dadurch zu widerlegen, daß sie dieselbe beweine, damit man sehen solle, wie leid es ihr thue. Dies that Elisabeth wirklich, wie schon Cambden berichtet. Vor allem will sie der Welt durch einen klüglich schon eingeleiteten Schritt beweisen, daß sie an der Vollziehung des Urtheils unschuldig sei. Sogleich schickt sie den Pagen, an dessen Anwesenheit sie gar nicht mehr gedacht hat, zu Davison und Shrewsbury, der so entschieden gegen die Vollstreckung sich erklärt hatte, um eben vor diesem die Schuld auf jenen zu schieben. In Wirklichkeit erhielt Elisabeth, wie wir jetzt wissen, erst am folgenden Morgen auf einem Spaziergange durch eine Depesche die Kunde von der Hinrichtung.

Dreizehnter und vierzehnter Auftritt. Elisabeth ist über den unerwarteten Eintritt Shrewsburys am späten Nachmittage verwundert. Dieser ist gekommen, sie dringend zu

beschwören, daß sie die Untersuchung gegen Marien erneuern lasse, doch thut er dies erst, als er berichtet, was er eben in Erfahrung gebracht. Die Besorgniß, der Königin Ruhm möchte durch die Vollstreckung eines ungerechten Urtheils befleckt werden, habe ihn heute nach dem Tower getrieben, um noch einmal die Schreiber Mariens zu befragen. Man habe ihn nicht zulassen wollen; als aber endlich seine Drohung, er werde den Lieutenant, den Kommandanten des Gefängnisses (des Thurmes), für seine Weigerung verantwortlich machen, ihm den Zutritt geöffnet, habe er Kurl wie einen von Gewissensbissen gequälten Wahnsinnigen daliegen sehn. Der Unglückliche, der ihn erkannt, habe ihn flehentlich beschworen*), ihm seiner Herrin Schicksal zu melden. Auf seine Mittheilung, daß das Todesurtheil, von welchem nur ein Gerücht in den Tower gedrungen war, in Folge seines Zeugnisses**) gesprochen worden, sei er auf seinen Mitgefangenen Nau wüthend zugesprungen und habe ihn erwürgen wollen, da er sich durch ihn habe verführen lassen, die ihm von Marien an Babington diktirten Worte zu verfälschen.***) Dies behauptete Maria nach Cambden vor Gericht. In Wirklichkeit schrieb, wie schon Cambden berichtet, Nau die Briefe französisch nach dem Entwurf der Königin, Curle übersetzte sie ins Englische und chiffrirte sie. Aber man hatte sie gefälscht. Schiller läßt, um die Sache für Elisabeth noch unangenehmer zu machen, Kurl ans Fenster laufen, und „in die Gassen“ unter dem Zu-

*) In der Theaterbearbeitung stand „erkannte“ und „stürzt'“.

**) Das ursprüngliche „sein eigen Zeugniß“, wodurch der Vers ein Sechsfüßler wird, ist beim Druck durch Streichung von „eigen“ verbessert worden.

***) Vor „diktirt“ stand früher noch „ihm“, das Schiller wohl für den Druck strich.

sammenlauf des Volkes schreien, er sei der Schreiber Mariens, der falsch gegen sie gezeugt, wobei es den Dichter nicht kümmert, daß die Gefangenen des Towers weit von der Straße entfernt waren. Die Königin will auf diese Aeußerungen nichts geben, da ja Kurl im Wahnsinne geredet; aber der Wahnsinn selbst scheint dem Grafen für dessen Schuld zu sprechen, und so beantragt er eine neue Untersuchung, worauf die im Heucheln gewandte Königin um so williger eingeht, als sie dadurch sich den Anschein gibt, sie ahne gar nicht, daß der Befehl zur Hinrichtung bereits aus Davisons Händen gekommen.*)

Als dieser eintritt, fordert sie dringend von ihm das Urtheil, das sie ihm gestern in Verwahrung gegeben*), da sie Zeit habe gewinnen wollen**), wobei sie gewissenlos genug ist, sich auf das zu beziehen, was sie ihm gesagt habe. Davison geräth in Erstaunen und Bestürzung, ja als er Elisabeths Falschheit bemerkt und von einer Erneuerung der Untersuchung hört***), in volle Verzweiflung; denn er merkt, daß es um ihn geschehen sei. Nachdem er endlich gestanden, seit gestern sei der Befehl in

---

*) Der vorletzte Vers begann ursprünglich mit „Recht gut“, das im Druck wegfiel, weil dadurch ein Sechsfüßler entstanden.

**) In Wirklichkeit hielt Davison den Befehl einen Tag zurück, und erst am folgenden Tage theilte er sein Bedenken Hatton mit. Vgl. S. 76. Man hat gefragt, wie es komme, daß Davison nichts gethan, die Vollstreckung des Befehls zu hintertreiben. Die Antwort ist einfach, daß Burleighs Gründe ihn überzeugt haben; denn daß er diesen darüber weiter zur Rede gestellt und sich seiner größern Erfahrung und Einsicht gefügt habe, müssen wir entschieden annehmen, wenn der Dichter dies auch nicht ausgeführt hat.

***) Vor „das Volk bestürmte“ stand ursprünglich noch die szenarische Bemerkung „dringender“.

†) Den Vers „Erneuert? — Ewige Barmherzigkeit!“ hat erst J. Meyer aus der Theaterbearbeitung wieder eingefügt.

Burleighs Händen, beruft sie sich auf ihren Befehl, ihn zu verwahren, und als er dies mit gutem Gewissen verneint, erklärt sie ihn für einen Lügner.*) Freilich muß er gestehn, daß sie ihm nicht befohlen, die Schrift Burleigh zu übergeben, aber mit Recht kann er sich darauf berufen, daß die Königin ihm freie Hand gelassen, mit demselben zu machen, was er wolle, und auf seine Bitten sich entschieden geweigert, ihren bestimmten Willen auszusprechen. Doch dem ganz zerschmetterten Manne schneidet die scheinbar in fürchterlichen Zorn versetzte Königin das Wort ab und schreibt ihm sträfliche Willkür zu. Ohne weiter auf ihn zu hören, macht sie ihn für alle unglücklichen Folgen verantwortlich und bedroht ihn mit dem Tode. Shrewsbury ist weit entfernt, an Davisons Schuld zu glauben; seine Erwiederung auf Elisabeths Bemerkung, er sehe, wie man ihren Namen mißbrauche: „Ich sehe — o mein Gott!“ deutet auf seine Gewißheit, daß Elisabeth die Schuld der Vollstreckung des Urtheils (daß diese erfolgt sei, kann er nicht mehr bezweifeln) auf den Unglücklichen schiebe. Auch seine weitere Bemerkung über Davisons**) Verweisung vor ein Gericht von Pears gibt er mit entschiedenem Vorbehalt seines Urtheits, wobei er nicht unterläßt, auf den Abscheu hinzudeuten, mit dem die Nachwelt diese Hinrichtung verwerfen werde.

---

*) Ursprünglich stand: „Verwegener! willst du mich Lügen strafen?“ Die leipziger Theaterbearbeitung hat statt „Elender“ „Frecher Bube“ mit einem überzähligen Fuße.

**) Er nennt ihn „Squire“, welcher Name jedem öffentlichen Beamten zukommt, der nicht Ritter (Sir) ist. Davison war nicht Sir, wie ihn Elisabeth IV, 9 (am Ende) und 11 und Burleigh IV, 12, ja Elisabeth und Shrewsbury auch in unserer Szene anreden.

Fünfzehnter Auftritt. Burleigh bringt die Nachricht von Mariens Tod mit ähnlichen Worten, wie sie nach der Hinrichtung selbst gesprochen wurden. Der Scharfrichter rief, wie gewöhnlich: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ Der Dechant Dr. Fletcher fügte hinzu: „Mögen alle ihre Feinde so sterben!“ Graf Kent rief: „Mögen alle Feinde des Evangeliums so sterben!“ Auf Shrewsbury und Davison wirkt diese Meldung erschütternd. Elisabeth fragt ernst, ob er von ihr den Befehl zur Hinrichtung empfangen, und als er gestehn muß, er habe ihn von Davison nicht im Namen der Königin erhalten, verbannt sie ihn von ihrem Angesichte, womit doch wohl die Entlassung ausgesprochen sein soll. Nach der Geschichte entließ sie ihn, weil er ihrer Milde zuvorgekommen. In einem noch erhaltenen Briefe sprach Burleigh seinen Schmerz aus, und bat um seine Entlassung. Auffällt, wie sie sich hier auf die Gerechtigkeit des Urtheils beziehen kann, da sie weiß, daß es auf falschem Zeugnisse beruht. Diese Beziehung fehlte hier ursprünglich.*) Die szenarische Bemerkung, daß Burleigh sich darauf entfernt, wird vermißt. Davison aber, der im Grunde weniger verbrochen, als die Minister, die bei ihr hätten anfragen sollen, ja den sie ganz absichtlich in sein Verderben gezogen, soll nach dem Tower abgeführt werden. Daß dieses sofort geschehe, versteht sich von selbst, ist aber nicht bestimmt angedeutet: ja man weiß nicht, an wen das man eigentlich gerichtet ist. Man kann denken,

---

*) Ursprünglich stand an der Stelle der vier Verse: „Das Urtheil ... Angesicht!“:

> Darum verbann' ich euch aus meinen Augen
> Wie ihr den Willen vorschnell mir geliehn,
> So traget nun auch selbst den Fluch der That!

Shrewsbury gebe den Befehl einem herbeigerufenen Offizier, wie es Leicester IV, 4 thut.

So glaubt denn Elisabeth den Verdacht, daß sie die Vollstreckung des Urtheils gewollt, von sich abgewandt zu haben. Aber als sie nun Shrewsbury auffordert, er, den sie allein von allen Räthen gerecht erfunden habe, möge in Zukunft ihr Leiter sein, kann dieser nicht umhin, seine von ihr gerühmte Gerechtigkeit auch darin zu bekunden, daß er ihre Bestrafung von Burleigh und Davison für ein Unrecht erklärt, und sie ernstlich davor warnt. Daß Elisabeth sich dadurch bloß decken wolle und Davison nur schweige, um die Königin nicht bloßzustellen, wie er in Wirklichkeit vor Gericht sich zurückhaltend zeigte, wird bestimmt genug angedeutet. Shrewsbury selbst aber, der vergebens Elisabeth vor der Vollstreckung der Hinrichtung gewarnt hat, die sie, wenn auch nicht durch ausdrückliche Worte, doch durch ihr schlaues Verfahren bewirkt hat, legt seine zwölf Jahre bekleidete Stelle als Großsiegelbewahrer (vgl. oben S. 131) nieder; als Grund gibt er der hierdurch betroffenen Königin sein Alter und seine gerade Hand an, die zu starr sei, um ihre neuen Thaten zu besiegeln. Die schon hierin liegende Andeutung, daß die grausame Hinrichtung, womit Elisabeth ihren persönlichen Haß und ihre Eifersucht befriedigt habe, ihn von ihr scheide, spricht sich entschiedener in seiner weitern Aeußerung aus: daß er ihr Leben gestern gerettet, sei wenig, ihren edlern Theil, ihren guten Namen habe er vergebens zu retten gesucht; doch sie habe ihr Ziel erreicht, sich von der Furcht vor ihrer Gegnerin befreit, die ihr im Geiste immer im Wege gestanden.

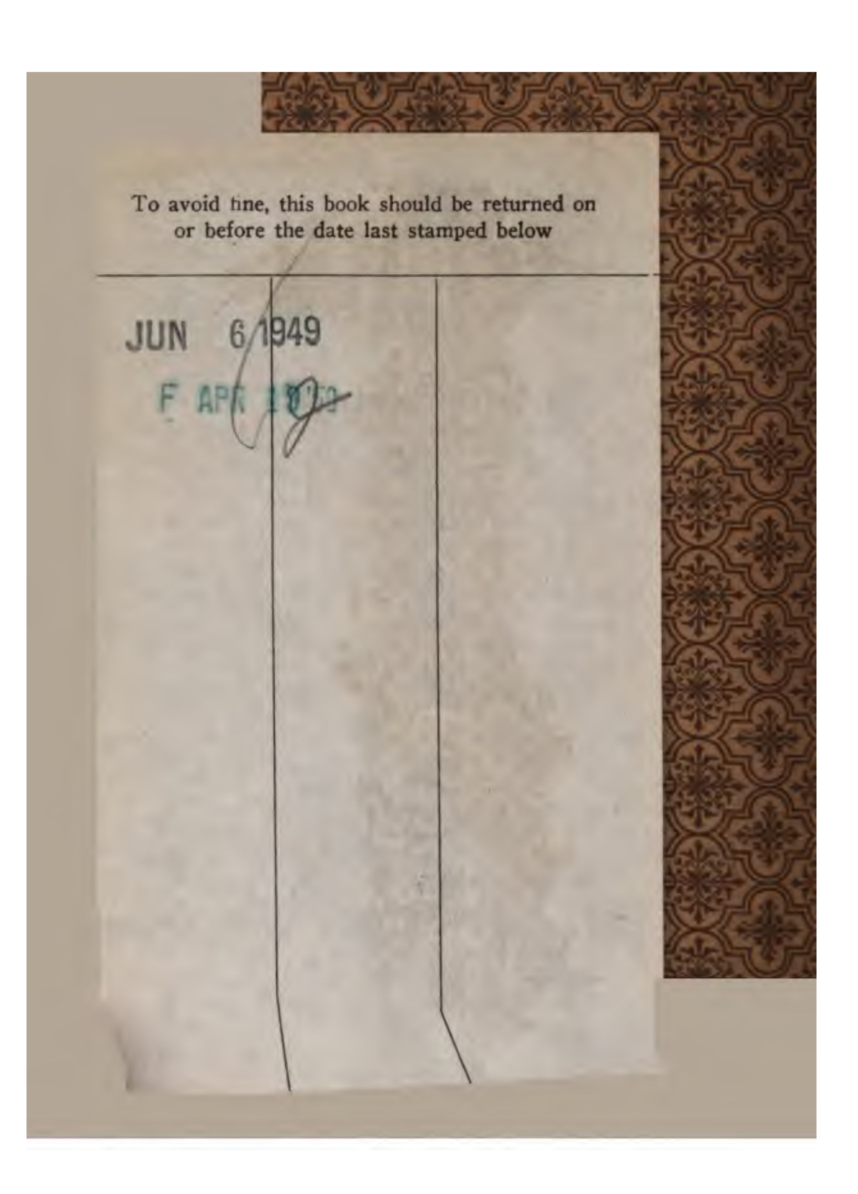
Aber noch ein neuer Schlag soll Elisabeth gleich nach

Shrewsburys Entfernung treffen. Sie hat nicht allein die Achtung des Mannes verloren, dessen hohen Gerechtigkeitssinn sie anerkennen muß, sie soll sich auch überzeugen, daß ihr Günstling Leicester sie wirklich gegen Marien aufgegeben hatte; denn dieser, der durch die Anwesenheit bei der Hinrichtung beweisen sollte, daß er frei von jedem Einverständnisse mit Marien gewesen, kehrt nicht zu ihr zurück, sondern läßt ihr durch Graf Kent, an den sie gleich bei seinem Eintritte den leidenschaftlich ausgesprochenen Befehl, Leicester solle erscheinen, gerichtet, die Meldung zugehn, er habe sich nach Frankreich eingeschifft, dem ihr jetzt feindlichen Jugendlande Mariens. So hat sie nicht allein Shrewsburys Achtung und Leicesters Liebe verloren, sie hat sich auch des klugen Leiters der Staatsangelegenheiten beraubt, und muß sich selbst sagen, daß sie auf die gewissenloseste Weise den armen Davison opfere, um den Schein zu retten, dieser trage die Schuld an der Hinrichtung. So edel und würdig Maria im Tode erscheint, in den sie halbverklärt geht, so eigennützig und ränkevoll tritt uns Elisabeth am Schlusse entgegen, sie, die vor keinem Mittel sich scheut, ihren eifersüchtigen Haß durchzusetzen und ihrer ängstlichen Furcht sich zu entledigen, wenn sie nur den Schein wahrt. Mag Schiller Elisabeths Charakter, die ihm eine schlaue Heuchlerin ist, zu grell geschildert haben, besonders da er ihre wirkliche Größe als Herrscherin nur nebenbei andeuten konnte, wie es die dramatische Darstellung zu bedingen schien, jedenfalls dürfte er hier gerechter sein als ihr Schmeichler Edmund Spenser in seiner Feenkönigin, in welcher die Richterin auf dem Throne die Schuld der von der allegorischen Gestalt des Eifers angeklagten schönen und prächtigen Lady Maria erkennt, aber, Thränen im Auge, ohne das

Wort der Schuld aussprechen zu können, ihr Angesicht in den Purpurmantel verbirgt. Elisabeth hat durch ihr Verhalten gegen Marien die sonst immer bewiesene Gerechtigkeit verletzt, da Eifersucht, Haß und Furcht sie trieben, und diese Schuld wird sie immer verfolgen. In diesem Sinne faßte Schiller die Hinrichtung, er stimmte hierin mit Rapin, Robertson u. a. mit Recht überein, und kann demnach keineswegs beschuldigt werden, dadurch die Wahrheit der Geschichte verletzt zu haben.

Druck von Emil Stephan, Plagwitz-Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.



To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below
JUN 6 1949

